BARÉNYI

DER TOTE BRIEF KASTEN



DER TOTE BRIEFKASTEN


SCHILD VERLAG

Der tote Briefkasten

GEGENWARTSROMAN AUS DER GEFÄHRLICHEN WIRKLICHKEIT DER ROTEN TSCHECHISCHEN NACHRICHTENDIENSTE

VON

OLGA BARÉNYI



Schutzumschlag: K. H. Schade
Klischeeherstellung: Osiris-München
Druck: M. Theiss, Wolfsberg, Kärnten, Austria

MEINEM TOTEN FREUND
DON
GEWIDMET

Mein sehr verehrter Leser,

bevor Sie mein Buch zu lesen beginnen, möchte ich erst ein wenig mit Ihnen plaudern. Also — unlängst war ich in einem Kino, ein interessanter Spionagefilm wurde gegeben, noch interessanter war aber die Ankündigung des Filmes. Eine Tatsachengeschichte, die sich wirklich ereignet haben sollte, und die nach den Motiven eines Romanes verfilmt worden war. Während die — selbstverständlich — bildhübsche Spionin einen Herrn für die Agententätigkeit durch ihre tadellose Figur samt ihrem raffinierten Abendkleid zu gewinnen versuchte, grübelte ich nach. Das sind also Tatsachen, die nach den Motiven eines Romanes zusammengestellt wurden. Es gibt also Tatsachen, die ursprünglich nur Motive eines Romanes waren. Der Herr unterlag schon längst den Reizen der wirklich sehenswerten Spionin, aber ich verstand noch immer nicht, wieso es Tatsachen nach Romanmotiven geben könnte.
Jedenfalls, damit Sie nicht allzu enttäuscht werden, mein Buch ist nur ein Roman, und hat mit Tatsachen fast gar nichts zu tun. Es gibt zwar in München den privaten amerikanischen Sender «Free Europe», der in meinem Roman eine gewisse Rolle spielt, das ist eine Tatsache, aber eine Tatsache ist auch, daß dieser Sender — nicht von mir — immer noch als ein antikommunistischer Sender gepriesen wird, obwohl nach getaner Arbeit schon eine beträchtliche Zahl seiner Mitarbeiter nach Prag oder anderswohin zurückgekehrt ist. Das ist also eine Tatsache, aber zum Beispiel mein Kursch, von dem Sie in meinem Buch lesen werden, falls Sie dieses Buch, das nur ein Roman ist, überhaupt zu Ende lesen wollen, diesen Kursch also hat es in dem Sender «Free Europe» nie gegeben, das ist auch eine Tatsache. Ganz zufällig gab es dort aber einen gewissen Kirsch, der ebenfalls wie mein Kursch von Beruf Koch war, aus Brünn stammte, kommunistischer Agent wurde und schließlich durch Selbstmord en-

dete, der genau wie ein Mord aussah, aber trotzdem, Kursch und Kirsch, das ist ein großer Unterschied, diese Tatsache wird niemand leugnen. Richtig, den Hund Kazan, den gab es auch, aber ein Hund kann mit Spionage nichts zu tun haben, das ist auch eine Tatsache. Eine Figur meines Romanes benannte ich aus Pietät nach der berühmten deutschfreundlichen tschechischen Schauspielerin Jirina Štepničkova, die ganz zufällig genau so wie die frei erfundene Figur meines Romanes an der tschechisch-bayerischen Grenze bei ihrer Flucht verwundet wurde und später im kommunistischen Kerker starb. Sofort werden Sie aber selbst merken, daß der Slowake Mathias in meinem Roman nicht mit dem Slowaken Matuš Černák identisch sein kann, das merkt man doch schon an den zwei verschiedenen Namen, nicht wahr? Außerdem, mein Mathias wurde im Jahre 1952 ermordet, Matuš dagegen erst drei Jahre später. Die Geschichte der Ermordung des Mathias und des Matuš kennen Sie wahrscheinlich, die Zeitungen berichteten davon, von dem Attentat in dem Postamt in München. Vieles, fast alles, stand allerdings nicht in den Zeitungen und darum konnte ich meiner Phantasie freien Lauf lassen. Phantasie, das ist etwas Wunderbares, aber auch etwas Gefährliches, meine Phantasie zum Beispiel gaukelt mir vor, wer der Absender des Päckchens mit dem Sprengstoff war, mit dem nicht nur mein Mathias und der Matuš getötet wurden, sondern auch noch zwei andere Personen. Ich erkühnte mich, geleitet durch meine Phantasie, ganz genau zu beschreiben, wo der Absender der Höllenmaschine gewohnt hatte, als er noch beim Radio «Free Europe» war, aber wenn Sie sich die Mühe nehmen würden hinzugehen, würde Ihnen die Madame aus meinem Roman sagen — Kalous? Nein, so hat mein Untermieter nicht geheißen. Diese Tatsache kann ich beschwören.

Genau so vergeblich würden Sie in der Amalienstraße in München den Medizinalrat Bachl aus meinem Roman suchen. Denn erstens ist er geflüchtet und zweitens hat in der Amalienstraße ein angeblicher Medizinalrat Pachl gewohnt, und nicht Bachl. Wieder also eine Phantasiefigur, dieser Bachl.

Bruno Folta, der kleine Agent aus meinem Roman, der ist ebenfalls nicht mehr hier. Ein Agent des gleichen Namens

sprach aber aus dem Prager kommunistischen Rundfunk, ebenso der tschechische sozialdemokratische Minister Lauschmann aus meinem Roman. Die Entführung des wirklichen Lauschmann durch die Kommunisten haben gewisse deutsche Zeitungen sehr bedauert. Mein Verräter Lauschmann dagegen war gar kein Flüchtling, sondern ein gefährlicher Spitzel. Der Lauschmann, der in Prag bei einer Pressekonferenz über seine Agententätigkeit im Westen berichtete, gab selbst zu, ein ganz großer und erfolgreicher Agent gewesen zu sein. Das stimmt, er war beinahe einer von den Chefs der tschechischen Spionage im Westen, aber der unsichtbare Chef, der in meinem Roman vorkommt, der war er nicht. Meine Phantasie reichte leider nicht aus, die Figur des unsichtbaren Chefs, der im Dunkeln ist, ans Licht zu zerren.

Nach dem Jahre 1945 warfen sich in Österreich die Agenten gegenseitig aus fahrenden Zügen. Diese Morde gibt es heute fast nicht mehr, heute gibt es genug Autos und auch mit Gas muß man nicht mehr sparen, darum lasse ich die Agenten in meinem Roman an Gastod oder an einem Autounfall sterben, denn solche Morde kann man mit einer gewissen Übung so arrangieren, daß sie wie Selbstmorde ausschauen. Solche perfekten Selbstmorde sind aber nicht billig, darum sparte ich in meinem Roman mit Morden dieser Art, obwohl nicht nur mein Kursch und mein Milan Sokol an solchen Selbstmorden starben, sondern viele, viele andere, über die ich wegen Platzmangel in meinem Roman nicht berichten konnte.

Wenn man bedenkt, wie viele Attentate auf diejenigen Druckereien und auf die Herausgeber von Zeitungen und Broschüren, die sich mit der kommunistischen Spionage befassen, schon verübt wurden — vor wenigen Wochen zum Beispiel hier in München sollte eine solche Druckerei in die Luft gehen — dann bin ich froh, daß ich nur einen Roman und keine Tatsachen beschrieben habe. Ein Roman bleibt eben ein Roman. Immerhin, einen Verleger für diesen Roman zu finden, war nicht gerade leicht, denn schließlich lebt jeder gern, ganz abgesehen davon, daß man für so einen Roman viel mehr bekommt, wenn er nicht erscheint. Darum danke ich meinem Verleger für seinen Mut und Ihnen, mein sehr verehrter Leser, für die Geduld, mit der Sie mein Phantasieprodukt lesen

wollen. Und — falls Ihnen mein Roman, in dem es tatsächlich nur ganz zufällig gewisse Tatsachen gibt, ein wenig gefallen sollte, dann, bitte, halten Sie mir den Daumen, ja? Wegen der Absolventen der kommunistischen Spionageschule in Marienbad nämlich. Denen wird mein Roman ganz bestimmt nicht gefallen.

München, im November 1959

Instruktionsstunde in Marienbad

Man weiß nicht — ist es Tag, oder ist es Nacht. Liba möchte es auch nicht wissen. Ob Tag oder Nacht, das ist doch jetzt ganz gleichgültig. Sie starrt die dunkelgrünen Fensterrollos an, ohne sie zu sehen. Sie sieht durch sie hindurch, dort draußen sind Blumen und Bäume und ein Himmel und Menschen. Freie Menschen, die gar nicht ahnen, daß hier, in diesem Haus — —

Der Instruktor geht auf und ab und spricht ununterbrochen. Sicherlich ist das, was er sagt, interessant, aber Liba kann sich nicht konzentrieren. Sie dreht den Kopf nach rechts und betrachtet die anderen, die vor den kleinen Tischen auf Stühlen sitzen. Die Gesichter sind alle gleich, obwohl sie ganz verschiedenen Menschen gehören. Ein alter Mann ist dabei, mit Vollbart, der könnte Förster sein, oder eigentlich sieht er aus wie der alte Bettler mit der Drehorgel, der immer am Freitag unter den Fenstern spielte. Neben ihm sitzt ein junger Mann, Lehrer könnte er sein, oder vielleicht Friseur. Dann die dicke Frau in dem geblümten Kleid mit dem strähnigen fettigen Haar, das hübsche junge Mädchen dort beim Fenster — alle, alle haben die gleichen Gesichter. Masken sind es, leere Masken.

Der Instruktor bleibt plötzlich vor Liba stehen und schaut sie an. Liba versucht zu lächeln, sie weiß, daß sie es nicht machen soll, aber sie lächelt trotzdem, obwohl sie spürt, wie ihre Augen naß werden.

„Wiederholen Sie, was ich soeben sagte!"

Liba ist so verwirrt, daß sie aufsteht, wie in einer richtigen Schule. Sie hält den Kopf gesenkt, sie fühlt aber, daß sie alle anschauen. Kalt, höhnisch, tadelnd, feindlich.

„Sie sagten — Sie sagten — —" beginnt sie und wird rot vor Scham und Angst.

Es ist so still, daß man nicht einmal die asthmatischen Atemzüge der dicken Frau hört, wie sonst. Dann klopft der In-

struktor mit seinem Bleistift auf das Tischchen, an dem Liba steht. Immer wieder, in regelmäßigen Abständen. Liba ballt die Hände zu Fäusten, sie hält sie hinter dem Rücken, damit man es nicht sieht, aber ihr Gesicht verrät sie. Ihr Gesicht ist trotzig.
„Haben Sie vielleicht geschlafen, während ich sprach?" fragt der Instruktor leise.
„Nein, ich habe nicht geschlafen, aber ich — ich — —"
„Im ersten Kurs sind Sie durchgefallen. Sie versprachen, daß Sie sich bessern werden. Sie sind aber genau so zerstreut und verstockt, wie Sie früher waren. Genug, ich will nichts hören! Nach der Stunde werden wir uns sprechen."
Liba setzt sich hin. Ein schmerzhaftes Schluchzen würgt sie, es sitzt in der Kehle und darf nicht heraus. Denn weinen darf man hier nicht. Das ist auch verboten.
„Der tote Briefkasten", hört sie den jungen Mann herunterleiern. „Den toten Briefkasten errichtet man, wenn eine direkte Verbindung mit dem Mitarbeiter nicht möglich ist, oder wenn der Mitarbeiter nicht wissen darf, wer sein Verbindungsmann ist. Der tote Briefkasten befindet sich meistens im Freien, man kann ihn aber auch in einer Kirche oder in einem Museum errichten. Sehr geeignet für einen toten Briefkasten sind die Friedhöfe, das heißt die Denkmäler an vergessenen, ungepflegten Gräbern."
Der Instruktor geht schon wieder auf und ab, nickt zufrieden, und stellt Fragen. Der junge Mann antwortet prompt, er ist der beste Schüler dieses Kurses. Dann erscheint vorne auf der Leinwand ein Bild. Ein großes Gebäude ist zu sehen, ein Theater scheint es zu sein, rechts ist der Fahrdamm mit parkenden Autos und noch weiter rechts ein kleiner Park mit einem Denkmal mitten in einem Blumenbeet. Darunter steht „München, Prinzregententheater." Jetzt entspannt sich zwischen dem Instruktor und den Schülern eine lebhafte Debatte. Eignet sich dieses Denkmal als toter Briefkasten, oder nicht? Warum ja? Die dicke Frau meint, man könnte so tun, als würde man ein Blumensträußchen an den Sockel des Denkmals hinlegen wollen. Das Sträußchen müßte man selbstverständlich wirklich hinlegen. Der alte Mann mit dem Vollbart widerspricht. Man müßte dabei über das Blumenbeet, und

das könnte einem Polizisten oder einem Parkwächter auffallen. Außerdem, unterbricht ihn der junge Mann, vor einem Theater gibt es immer Leute, wartende Schauspieler zum Beispiel, oder diejenigen, die Karten kaufen wollen, und die haben Zeit, alles zu beobachten. Der Instruktor entscheidet schließlich, daß dieses Denkmal als toter Briefkasten ungeeignet sei.

Liba weiß nicht, wie spät es ist, sie hat keine Uhr. Man darf während des Unterrichtes keine Uhr tragen, weil es ablenken würde. Die Zeit hier in der Schule spielt keine Rolle. Diese „Stunde“ kann viele Stunden dauern. Sie stützt das Kinn fest mit den Fäusten, sie kann nicht mehr aufrecht sitzen, so müde ist sie. Heute Nacht war dreimal Bereitschaftsübung, die Nacht vorher auch. Praktisch hat sie schon zwei Tage und zwei Nächte nicht geschlafen. Flimmernd tänzeln auf der Leinwand vorne Friedhöfe, Ruinen, Denkmäler, einsame Villen und Kirchen. Alle suchen eifrig einen geeigneten Platz für einen toten Briefkasten. In München, in Köln, in Frankfurt, in Bonn, in Hamburg. Ein Vorzug hat Liba vor den anderen Schülern doch, sie spricht perfekt deutsch. Als sie noch ganz klein war — schon wieder lächelt Liba, jetzt darf sie lächeln, der Raum ist nun dunkel. Nur die Bilder auf der Leinwand leuchten matt. Sie lächelt, sie sieht sich mit der Mutter in Wien — wie hieß die Straße bloß, wo sie damals wohnten? Ganz nahe bei Schönbrunn war es. Damals gab es noch keine verdammten toten Briefkästen, damals gab es noch keine Schule in diesem Hotel in Marienbad, damals saßen in diesem Zimmer Gäste und hörten Musik aus dem Kurpark, oder unterhielten sich, sie konnten ja tun, was sie wollten.

Auf einmal lachen die anderen plötzlich. Liba erwacht aus ihren Träumen und schaut sie neugierig an. Lachen die wirklich? Können die noch lachen? Ja, die lachen, denn der Instruktor hat sie belehrt, daß man mehrmals in der Woche in eine Kirche gehen müsse, wenn sich dort ein toter Briefkasten befindet, und nicht bloß einmal in der Woche um die Nachricht abzuholen, und daß man fromm sein müsse. Nein, sie lachen nicht. Es ist nur ein Gespräch, das wie Lachen klingt. Sie lachen wie routinierte Schauspieler auf der Bühne. Auf Kommando.

Unvermittelt wird der Unterricht abgebrochen. Der Instruktor zieht einen Schlüssel aus seiner Rocktasche und sperrt die Tür auf. Die Schüler verlassen einer nach dem anderen das Zimmer, steif, grußlos, wie Automaten. Als Liba auch gehen will, verstellt ihr der Instruktor den Weg. Wortlos stehen sie beide da und warten, bis der letzte draußen ist. Dann wird die Tür wieder verschlossen, der Schlüssel wandert zurück in die Tasche. Noch immer stehen die beiden, der Mann und das Mädchen. Sich hinzusetzen würde bedeuten, es wäre ein Gespräch. Es ist aber ein Verhör. Wie immer. Gespräche gibt es hier nicht.
„Sie haben sich doch freiwillig gemeldet, nicht wahr?" fragt der Instruktor und betrachtet dabei seinen Bleistift.
„Nein — das heißt ja. Ich will doch meiner Mutter helfen."
„Ihre Mutter ist Ihnen also wichtiger, als die Partei. Ist es so?"
„Meine Mutter — ich habe doch niemanden, als die Mutter!"
„Sie können die Partei haben. Sie haben aber immer noch nicht begriffen, was die Partei bedeutet. Für das arbeitende Volk, für unsere Feinde, für den Weltfrieden, für die Wirtschaft, für alles."
„Doch, ich weiß, daß die Partei — aber — —"
„Aber? Warum reden Sie nicht weiter?"
Liba faltet die Hände zusammen, wie ein bittendes Kind. Sie sieht auch wie ein Kind aus, sie ist zu klein und zu schmächtig für ihre zwanzig Jahre.
„Seit Monaten weiß ich nichts von meiner Mutter! Wenn ich, glauben Sie mir doch, bitte, wenn ich nur eine Karte mit einigen Worten von ihr bekäme, ich würde — —"
„Glauben soll ich Ihnen? Der Glaube ist das Geschäft der Pfaffen. Und Karten mit Grüßen, das ist eine Spielerei für Rückständige. Warum haben Sie den Fluchtversuch gemacht? Warum wollten Sie über die Grenze zu unseren Feinden, zu den faschistischen deutschen Revanchisten?"
„Man hat uns doch alles beschlagnahmt und wir konnten keine Wohnung bekommen, ich schlief mit der Mutter in einer Waschküche, und ich bekam keine Arbeitsbewilligung und die Mutter war krank."
„Und wovon lebten Sie also inzwischen? Na, antworten Sie doch! Sie haben doch monatelang nicht nur von dem Wasser

in der Waschküche leben können, oder ja? So, jetzt schweigen Sie schon wieder. Aber wir wissen alles. Der Lump hat für Sie gesorgt, der Verräter, der Volksfeind! Wo ist er jetzt? Wo ist dieses Schwein, frage ich!"

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es wirklich nicht!" schreit Liba verzweifelt auf. Der Instruktor hat plötzlich drei Köpfe, der Fußboden wankt, in den Schläfen trommelt schmerzlich das Blut.

„Hinsetzen!" Der Mann packt sie bei der Schulter und stößt sie zu dem nächsten besten Stuhl hin. „Zimperlichkeit wird nicht geduldet! Nehmen Sie sich zusammen und hören Sie gut zu! Leutnant Sokol hat Sie zu der Flucht verleitet, diese erbärmliche kapitalistische Kreatur! Der ist jetzt in diesem Adenauerstall, in der sogenannten Bundesrepublik, den haben wir nicht. Aber Ihre Mutter haben wir! Jawohl, die haben wir! Und nur von Ihnen hängt es ab, was wir mit ihr tun werden. Ob wir sie leben lassen oder nicht. In drei Wochen werden Sie über die Grenze gebracht. Sie werden „flüchten", verstehen Sie? Sokol wird Sie schon finden, den brauchen Sie nicht zu suchen. Sie können ihm ruhig alles erzählen, was ich Ihnen jetzt sage, auch von dieser Schule können Sie sprechen und von Ihrem Auftrag. Aber damit werden Sie das Todesurteil Ihrer Mutter aussprechen. Sie werden erzählen und wir werden handeln. So, das ist alles. Sie werden jetzt in Ihr Zimmer gehen und nachdenken. Wir zwingen Sie zu nichts. Ob Sie „ja" oder „nein" sagen werden, ist uns vollkommen gleich."

Er drückt auf einen Knopf bei der Tür und beginnt sorgfältig mit einem Taschenmesser seinen Bleistift zu spitzen. Das zusammengebrochene, schluchzende Mädchen ist für ihn nicht mehr vorhanden. Das, was er ihr zu sagen hatte, sagte er. Mehr hat er damit nicht zu tun. Sein Auftrag, der aus Prag kam, und der die Gefangene Libuše Melanova betraf, ist erfüllt.

Kurze Zeit später wird die Tür von draußen aufgesperrt und ein großes, knochiges Frauenzimmer kommt herein. Gekleidet ist sie wie ein Stubenmädchen, sie trägt ein schwarzes Tuchkleid, eine weiße Schürze und eine weiße Haube. Ohne ein Wort zu sagen nimmt sie Liba bei der Hand, grob,

schmerzhaft, und zieht sie hinaus. Der Korridor mit dem langen, roten Kokosläufer ist elektrisch beleuchtet. Sämtliche Türen zu den Hotelzimmern sind zu, man sieht keine Menschenseele und man hört keinen Laut. Die Aufseherin geht mit Liba die Treppe hinauf. Das Geländer schmückten einmal Blumenstöcke. Sie sind noch da, doch die Blumen in den Töpfen sind tot, verdurstet, erstickt. Wieder gehen sie an Türen vorbei, erst die letzte sperrt die Frau auf, schiebt das Mädchen hinein und schließt die Tür wieder zu.
Es ist ein gewöhnliches Hotelzimmer, auch eine Couch steht da, und ein Schrank mit einem großen Spiegel. Dazu ein Nachttischchen und zwei Stühle. Das ist alles. Das Zimmer wirkt nicht wie eine Gefängniszelle, es ist es aber doch. Das Fenster ist vergittert und von draußen mit einem Eisenrollo gesichert. Eine schmale Tür neben dem Bett, auf dem eine rauhe Pferdedecke liegt, führt in ein kleines Badezimmer. Auf dem Nachttischchen steht auf einem Holztablett eine Flasche mit Milch, ein Wasserglas, ein Teller mit einem Stück Wurst und zwei Brotscheiben.
Ohne sich auszuziehen kriecht Liba unter die Decke und zieht sie über den Kopf. Sie ist zu müde, um ihre Verzweiflung in ihrer ganzen Schwere spüren zu können. Und außerdem, das, was ihr heute der Instruktor sagte, das fürchtete sie schon lange. Das mußte kommen. Die können ja nichts anderes als erpressen und quälen und martern und morden. Aber es muß doch einen Weg geben, es muß ein Wunder geschehen!
Unten, in dem Unterrichtszimmer, sitzen schon wieder andere Schüler und der Instruktor geht auf und ab und erklärt sachlich die Notwendigkeit des toten Briefkastens. Es ist 7 Uhr abends, und es ist Freitag, der 11. Juli 1952.

Der Mann mit dem Spiegel

Abends gehört der Englische Garten den Hunden und den Liebespaaren. Die grünbemützten Aufseher, die sehr schnell auf ihren Fahrrädern die Sünder erwischen können, die ihre

vierbeinigen Lieblinge auf dem Rasen herumtollen lassen, sitzen am Abend in ihren Gasthäusern beim Bier, oder zu Hause beim Radio. Ein Polizist zeigt sich hier selten, denn zu bewachen ist hier eigentlich nichts. Flieder und Jasmin werden sowieso gestohlen, aber diese harmlosen Diebe behaupten mit unschuldsvoller Miene, sie hätten die Blüten auf einer Bank oder einfach am Weg gefunden. Es lohnt sich nicht, sie mit zum Kommissariat zu schleppen, und es lohnt sich auch nicht, die Pärchen zu rügen, die die Bänke tief ins Gebüsch stellen, denn die Liebe ist bekanntlich blind, doch die Spaziergänger sind es leider nicht.

Bei der bombenbeschädigten Mühle, deren rote Ziegelsteine in den letzten Sonnenstrahlen wie mit Blut übergossen aussehen, murmelt geheimnisvoll der Eisbach. Die Mühle ist nur von Tauben bewohnt, die bei Tag auf den Brücken den Leuten zutraulich entgegen trippeln, denn sie wollen auch fressen, und nicht nur die Enten im Bach, die von den Münchner Tierliebhabern täglich überfüttert werden. Auf der Terrasse des Hauses der Kunst leuchtet schon die Kette der bunten Lampions. Dort haben nur die Dollarzahler Zutritt. Eine Schlagersängerin begrüßt verführerisch ihren Mister Echo. „Good evening, Mister Echo."

Alle Bänke hinter der Mühle sind besetzt. Auf einigen sitzen je zwei Pärchen, doch sie stören sich gegenseitig nicht. Nur auf einer Bank unter dem langen, dichten Haar einer Trauerweide sitzen drei Menschen. Ein Pärchen und ein Mann, der beharrlich in eine Zeitung schaut, obwohl das Licht zum Lesen nicht mehr geeignet ist. Das Pärchen wirft ihm wütende Blicke zu, er sieht es nicht. Sie husten und hüsteln und machen spitze Bemerkungen, er hört es nicht. Vielleicht dreißig Jahre könnte der Mann sein. Seine Schlankheit ist schon eigentlich mehr als eine krankhafte Magerkeit, sein grauer Anzug ist billige Konfektionsware, seine Sandalen sind schiefgetreten und staubig. Das aschblonde Haar sieht wie ergraut aus und läßt ihn älter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. Seine Augen sieht man nicht, sie sind bedeckt mit frauenhaft langen, dunklen Wimpern. Wenn er nicht so todmüde wirken würde, könnte man ihn beinahe schön nennen.

Auf einmal faltet er die Zeitung zusammen und dreht sich

zu dem Pärchen hin. „Verzeihen Sie, könnten Sie mir sagen, wie spät es ist?“ fragte er mit dem harten Akzent eines Ausländers.

„Gerade die richtige Zeit, daß Sie endlich verschwinden!“ fährt ihn der Bursche grob an.

Der Mann sieht ihn erstaunt an, dann aber scheint er zu begreifen. „Ach so, entschuldigen Sie, bitte, ich war so in Gedanken vertieft — — Ich gehe schon.“

Er steht auf, verbeugt sich vor dem Mädchen und geht langsam zu der Brücke.

„Gleich halb neun wird es sein“, ruft ihm das Mädchen versöhnlich nach.

„Du, der muß etwas besseres sein, meinst nicht auch?“ und sie schaut dem Mann in dem grauen Anzug nach.

„Was geht er uns an“, brummt ihr Partner eifersüchtig. „Ein Ausländer ist er halt. Es treibt sich genug von diesem Gesindel in München herum.“

Dann vergessen sie den Fremden, denn sie müssen rasch die versäumten Küsse nachholen.

Der Mann bleibt auf der Brücke gegenüber der Mühle stehen und schaut ins Wasser, aus dem gerade zwei Hunde laut bellend herauskriechen. Die Fenster in der Königinstraße sind schon beleuchtet, doch hier, auf der Brücke, ist es fast dunkel. Darum scheint es töricht zu sein, was der Mann jetzt tut. Er nimmt aus der Rocktasche einen kleinen runden Spiegel, verbirgt ihn in der Handfläche und hält ihn in Höhe des Brückengeländers. Gebeugt betrachtet er die seltsam vergrößerten Bilder, die über die Spiegelfläche huschen. Viel zu sehen gibt es nicht. Eine alte Frau mit drei dicken, alten Dackeln, aneinander geschmiegte Liebespaare, junge Burschen auf Fahrrädern, einzelne Mädchen in bunten Sommerkleidern, die zu „ihrer“ Bank eilen. Den Hintergrund bildet die langsam sterbende Mühle.

Fast unmerklich zuckt der Mann plötzlich zusammen. Hinter seinem Rücken, auf der anderen Seite der Brücke, erscheint ein Mann. Schwarzweiße Sommerschuhe, sehr enge Hose, ein loses, großkariertes Sakko, ein offenes Perlonhemd und ein Kopf, der halb unter einem Strohhut versteckt ist. Gelassen schlendert er vorbei, beide Hände in den Hosentaschen. Bei

der Mühle bleibt er stehen und zündet sich eine Zigarette an. Jetzt dreht er dem Mann mit dem Spiegel den Rücken zu, er macht zwei drei Schritte in das Gebüsch, das rotgelbe Flammenzünglein seines Feuerzeuges blitzt auf. Der Mann auf der Brücke hebt rasch die Hand höher und kneift die Augen zu, um besser sehen zu können. Er sieht eine Hand mit einem Ring in dem runden Spiegel, die Finger greifen rasch zwischen zwei Ziegelsteine der Mauer, etwas Weißes ist einen Augenblick zu sehen, dann ist der Spiegel wieder leer. Der elegante Mann schlendert entlang des Eisbaches weiter.
Der Mann mit dem Spiegel durchsucht mit fahrigen Bewegungen seine sämtlichen Taschen. Endlich findet er eine zur Hälfte ausgerauchte Zigarette, er steckt sie in den Mund, zündet sie aber nicht an. Als der Elegante ungefähr hundert Schritte Vorsprung hat, geht er ihm nach. Seine Zigarette brennt aber immer noch nicht.
Der Elegante hat keine Ahnung, daß ihm jemand folgt. Er pfeift einen Schlager, ziemlich falsch, aber sein Verfolger erkennt die Melodie doch. Es ist ein tschechischer Schlager mit einem sentimentalen Text. „Versprich mir, daß du nicht weinen wirst, wenn ich dich verlasse."
Kein Mensch ist auf dem Weg zu sehen, es ist ganz still, nur der Eisbach gluckst, als würde er verhalten lachen. Eine Fledermaus flattert um einen schwarzen Baum herum, auf dem Spielplatz jenseits des Eisbaches ruft ein Bub weinerlich: „Mutti! Warte doch auf mich, Mutti!"
Noch immer pfeift der Elegante, forsch, aufreizend. Der Mann hinter ihm entschließt sich, seine letzte halbe Zigarette doch auszurauchen. Er braucht irgend etwas zur Beruhigung, oder eigentlich nicht. Weit und breit ist keine Menschenseele, niemand würde wissen, wer den Lumpen dort in den Eisbach geworfen hatte. „Versprich mir, daß du nicht weinen wirst, wenn ich dich verlasse." Sie hat geweint, jetzt noch hört er sie weinen, jetzt noch hört er den Schuß dort bei dem Stacheldraht an der tschechisch-bayerischen Grenze. Vergeblich war alles, Vorbereitungen und Flucht, alles war umsonst, alles wurde von jemandem verraten. Und dieser jemand — ist das der da vorne? Wenn man es nur wüßte. Man muß es wissen, Gewißheit muß man sich verschaffen. Wie sie weinte, die

Liba, als die PS-Männer (Tschechische Grenzpolizei) sie von ihrer Mutter rissen und zurückschleppten. Zurück, in die Hölle dort hinter dem Stacheldraht. Ganz unnütz haben die PS-Männer auf ihre Mutter geschossen, nur aus Bosheit, nur aus Sadismus. Oder war es wegen der Prämie, die sie pro Kopf bekommen? Diese Kopfjäger, diese gottverdammten Kopfjäger. Und er mußte wie ein Dieb im Gras versteckt liegen und zuschauen. Wenn er mitgefangen oder erschossen worden wäre, hätte Liba niemanden mehr gehabt, der ihr jetzt helfen könnte. Helfen — aber wie — wie nur?
Die beiden Männer sind jetzt aus dem Englischen Garten heraus, der vorne geht jetzt rascher. Ein heller Gebäudekomplex zeigt sich plötzlich vor ihnen. Links sind Tennisplätze, rechts, im Rücken der Gebäude, ist der Englische Garten. Der Elegante geht über die halbkreisförmige Auffahrt, der Mann mit dem Spiegel überquert die Straße und bleibt bei dem Gitterzaun des Tennisplatzes stehen. Alles kann er gut übersehen. Die gepflegten Blumenbeete vor dem hellen, neuen Gebäude, die zwei schwarzen Tafeln mit der weißen Aufschrift; „No parking, please" steht auf der einen, und auf der anderen „Radio Free Europe". Breite, blitzblanke Treppen führen zu der verglasten, strahlend erleuchteten Halle hinauf. Durch die Glastür sieht man den Eleganten, der den bildhübschen Receptionistinnen, die rechts in einer Nische hinter einem Tisch sitzen, eine kleine, rote Karte zeigt. Die beiden Damen nicken und lächeln puppenhaft, die Männer in den grauen Uniformen, die hinten in der Halle stehen, salutieren. Dann verschwindet der Elegante hinter einer zweiten Glastür, die in das Innere des Hauses führt.
Eilig steigt er in den ersten Stock hinauf, geht in ein Zimmer, dessen weißlackierte Tür weit offen steht und in dem zwei Stenotypistinnen eifrig auf ihren Schreibmaschinen klappern, sagt „Nazdar, Kätzchen", und geht weiter zu einem von den vier Schreibtischen, auf dem ein Telefonapparat steht. Er schaut in sein in mattes Leder gebundenes Notizbuch, wählt eine Nummer und sagt dann in die Muschel: „Sind Sie es, Herr Ober? Ja, hier Pavliček, sagen Sie dem Kalous, daß er kommen soll. Ganz recht, auch ein bißchen arbeiten muß man ab und zu, wenn man saufen will."

Hinter den Tennisplätzen fließt einer von den künstlichen Eisbächen, dann beginnen die Häuser. Gleich in dem zweiten Haus von der Ecke ist das Gasthaus „Tivoli“. Gerade kommt aus diesem Restaurant ein junger Mann heraus, schmächtig, schwarzhaarig, mit lachenden dunklen Augen. Wie die Heiterkeit und Harmlosigkeit selbst sieht er aus. Er scheint ein bißchen angeheitert zu sein, denn er lacht ab und zu laut auf und spricht zu sich selbst. Er wankt auch, doch seine Augen sind ganz klar und nüchtern und suchen etwas oder jemanden. So nähert er sich dem Mann mit dem Spiegel, der noch immer bei dem Gitterzaun steht und wie gebannt das helle Gebäude drüben anstarrt. Einige Schritte vor ihm bleibt der Angeheiterte stehen, murmelt etwas, und stürzt plötzlich zu dem Mann hin und umarmt ihn.

„Bist du es, bist du es wirklich? Mensch, Sokol, wie kommst du hierher?“

Der Mann in dem grauen Anzug kann zuerst gar nicht sprechen. Seine blassen Lippen zittern vor Aufregung. Der andere redet ununterbrochen weiter, er scheint außer sich vor Freude zu sein.

„Seit wann bist du denn in München? Hast du nicht gewußt, daß ich auch in München bin? Hat es dir niemand gesagt? Ich arbeite dort im Sender, weißt du? Mensch, mager bist du wie ein Hering! Warst auch eingesperrt? Warte, das muß gefeiert werden! So ein Wiedersehen nach zwei Jahren! Willst du zu mir kommen? Ich wohne gleich da, in dem Haus an dem Bach. Feine Bude habe ich, wirst sehen!“

Bevor Leutnant Sokol richtig zu sich kommt, fahren sie schon in einem Aufzug zum dritten Stock hinauf. Kalous öffnet eine Tür und sofort hört man von irgendwo zwei Hunde kläffen. Die Halle, in der sie stehen, ist mit echten Perserteppichen ausgelegt, die Wände schmücken alte Waffen. Kalous führt seinen Gast in sein Zimmer, das eigentlich mehr ein Saal ist. Leutnant Sokol sieht alles wie durch einen grauen Schleier. Durch den Schleier seiner Müdigkeit und seines Hungers. Hohe, geschnitzte Schränke, Tischchen mit kostbaren Vasen, eine Eckbank, besät mit bunten Polstern, alte Bilder in breiten, vergoldeten Rahmen, und ganz hinten, hinter einem Chinzvorhang mit einem Muster aus roten Mohnblumen und

grünen Papageien, ein breites, französisches Bett. Zerwühlt, zerdrückt, auf der Steppdecke liegt ein schwarzer, seidener Herrenpyjama und ein kleiner blauer Büstenhalter.
„Setz dich, Mensch, setz dich doch endlich!" plaudert ununterbrochen Kalous. „450 Mark kostet die Bude monatlich. Mich nicht natürlich, alles zahlt der Sender. Was willst du denn trinken? Komm, ich zeige dir meine Bar!"
In einer Ecke steht ein altes Gebettischchen, oben hängt ein Schränkchen, auf dessen Tür ein Bild gemalt ist. Schlicht und keusch kniet dort ein Mädchen in einem weißen Gewand und hört ergeben die Botschaft des über ihr schwebenden Engels. Marias Verkündigung. Kalous kniet sich vor dem Bild theatralisch hin, springt aber sofort wieder auf, schmunzelt, „Du gestattest, Jungfrau", und öffnet das Schränkchen. Große und kleinere Flaschen stehen drinnen, Whisky, Schnäpse, Weine. „Na, ist sie nicht originell, meine Bar? Womit fangen wir also an? Mit Whisky vielleicht, nicht?" Er nimmt eine große Flasche aus schwarzem Glas und zwei hohe Gläser und stellt alles auf den Tisch bei der Eckbank hin. Gerade, als er sich hinsetzen will, wird an die Tür geklopft und eine näselnde Frauenstimme ruft: „Monsieur Kalous, on vous appelle!"
„Entschuldige einen Augenblick", und Kalous läuft hinaus. „Das Telefon ruft. Hoffentlich ist es nicht der blöde Sender. Heute aber ohne mich, ich melde mich einfach marod."
Leutnant Sokol bleibt sitzen. Er kommt sich wie in einem Traum vor. In der höchsten Not kam also doch eine Rettung. Kalous! Wer hätte gedacht, daß er ausgerechnet heute den Kalous treffen würde. Kalous ist ein braver Bursche. Liederlich zwar und leichtsinnig, aber anständig. Vielleicht wird er helfen können. Bestimmt wird er helfen, der Kalous.
Kalous steht inzwischen in einem kleinen Raum neben dem luxuriösen Badezimmer, wo das Telefon angebracht ist, und sagt gerade: „Jawohl, ich hab' ihn. Quatsch nicht so dumm, ich weiß doch, was ich zu tun hab'."

Die „Hochzeit" im Kerker

Acht Frauen sind in der Zelle, die für zwei Häftlinge bestimmt ist. In den zwei eisernen Betten schlafen je zwei, vier liegen auf den Strohsäcken auf dem Fußboden. Über den sommerlichen Nachthimmel dort draußen auf dem Gefängnishof kreist ein Strahl aus schmerzhaft hellem Licht. In regelmäßigen Abständen durchsucht dieses kalte Licht die vergitterten Fenster der Gefängniszellen, schlagartig wird es in den Zellen hell, dann folgt wieder um so tiefere Finsternis. Die Gefangenen nennen den Reflektor die Peitsche. Nacht für Nacht senkt sich diese Peitsche, immer wieder, und denen, die keinen Schlaf finden können, wird sie zur Qual. Auch wenn man die schmutzige Decke über den Kopf zieht, spürt man das grelle Licht, diesen gefühllosen Wächter. Sonst ist das große Staatsgefängnis in Prag still wie ein Friedhof, nur auf den Gefängnishöfen heulen die Wachhunde.
Heute schläft keine von den acht Frauen. Nur die kranke Frau Melanova liegt im Bett, die anderen sitzen, und sie frieren trotz der muffigen Schwüle in der Zelle. Eine kniet unter dem Fenster und benützt die Wasserfläche in einem Blechkrug als Spiegel. Alle tragen Zivilkleider, Sommer- oder Winterkleider, je nach dem, zu welcher Zeit sie die Freiheit verloren. Sie schlafen auch in diesen, trotz allen verzweifelten Säuberungsversuchen, nach Schweiß riechenden Kleidern, sie haben nichts anderes, als sie damals anhatten, als der STB-Mann (Tschechische Staatspolizei) sagte: „Heißen Sie soundso? Sie kommen mit." Manche von ihnen sind schon länger als ein Jahr hier, andere erst seit einigen Wochen.
Die Kniende frisiert sich jetzt mit dem Rest eines billigen, roten Kammes. Sehr sorgfältig zieht sie den Scheitel in ihrem dichten, schwarzen Haar und ordnet die Locken geschickt mit den Fingern. Wenn ihr die „Peitsche" ins Gesicht schlägt, sieht man, daß sie noch jung ist. Sie trägt ein schwar-

zes Kleid mit großen Perlmutterknöpfen und schwarze, zersprungene Lackschuhe. Strümpfe hat sie längst keine mehr.
Die anderen Frauen verfolgen jede ihrer Bewegungen, gebannt, gespannt, mit einer schamlosen Neugier, mitleidig, entsetzt. Frau Melanova hat die Hände unter der Decke gefaltet und betet. Mechanisch betet sie, denn sie denkt nicht an den lieben Gott, der hier machtlos ist und darum nicht lieb sein kann, sondern an ihre Tochter. Das arme Mädchen dort ist kaum älter als die Liba. Wenn man nur wüßte, wo Liba ist. Aber eher könnte man in einem Grab eine Nachricht bekommen, als hier, in dem Pankratzer Gefängnis.
Das Mädchen steht auf, ordnet die Falten ihres Kleides und sagt: „Da, der Saum ist schon wieder abgerissen. Hat jemand ein Stückchen schwarzen Zwirn für mich, meine Damen? Und du, Eva, könntest du mir deinen Lippenstift leihen?"
Im Stehen näht sie den Saum, dann geht sie wieder zu dem Blechkrug und fährt sich mit dem Restchen des Lippenstiftes über die Lippen. Auch ihre Wangen kommen ihr zu blaß vor, die müssen auch einen Hauch von der Rouge bekommen. Dann verteilt sie ihr Hab und Gut. Einige Lockenwickler aus braunem Packpapier, eine Sicherheitsnadel, ein winziges Stückchen Waschseife, einen schwarzen Knopf und ein bißchen Salz, das sie einmal von einem der Gefängnisköche bekommen hatte. Die Frauen nehmen die Geschenke scheu an, eine beginnt zu schluchzen.
Das Mädchen hat jetzt nichts mehr, nur ein Taschentuch. Das hält sie fest in der Hand, als sie zwischen den Strohsäcken langsam spaziert. Von der Tür zum Fenster, von dem Fenster zur Tür. Auf und ab geht sie, einmal im Dunkeln, einmal ins Licht getaucht.
„261 Tage bin ich da. 261 Tage, meine Damen! Herrgott, eine Zigarette müßte man haben! Aber die Hunde geben einem gar nichts. Brot zum Nachtmahl, wie gewöhnlich. Ach was, jetzt ist doch schon alles egal, ich werde klopfen!"
Und sie klopft an die Tür, jetzt mitten in der Nacht, obwohl es streng verboten ist. Die Tür wird sofort aufgemacht, so schnell, als ob jemand auf das Klopfen gewartet hätte. Zwei Gefängniswärter stehen draußen auf dem Gang.
„Was ist?" fragt der eine streng, aber diese Strenge ist ge-

künstelt, das hört man an seiner Stimme und das sieht man an seinen Augen.
„Rauchen möchte ich. Kannst du mir eine Zigarette geben?"
„Ich darf doch nicht. Leg' dich doch hin und schlaf'!"
„Schlafen? Schlafen soll ich?"
Jetzt wird sie gleich schreien und um sich schlagen, wie die anderen. Immer ist es so, im letzten Augenblick, bevor sie alles verlieren, verlieren sie auch die Haltung, die Fassung. Sie beten, sie wimmern und fluchen, sie flehen und versprechen alles, sie widerrufen alles, sie erniedrigen sich. Aber dieses Mädchen hat sich noch fest in der Hand. Nur die vier Worte waren ein halberstickter Aufschrei, nur einige Sekunden weiteten sich ihre Augen in einer namenlosen Angst. Wie eine Ausgehungerte nach einem Happen Brot, greift sie nach der Zigarette. Der Aufseher gibt ihr Feuer, die Zellentür wird vorsichtig und leise geschlossen. Das Mädchen raucht, langsam und genießerisch und dann wieder hastig und mechanisch, und das Licht wechselt mit der Finsternis.
Die beiden Aufseher gehen durch den langen Korridor, der auf beiden Seiten mit einer Gittertür aus dicken Stahlruten endet. Sie sprechen leise, ihre Lippen bewegen sich kaum, denn auch hinter den Zellentüren gibt es Denunzianten, die ihnen gefährlich werden könnten. Man darf niemandem trauen, das ist das Prinzip des Regimes und der Partei. Spitzeldienst ist Ehrenpflicht, Denunzianten genießen Achtung.
„War sie eigentlich in der Partei?" fragt einer von den beiden Aufsehern murmelnd.
„Freilich. Einmal war sie sogar mit einer Delegation beim Gottwald" — er verbessert sich sofort — „beim Genossen Präsidenten Gottwald."
„Na und?"
„Was — na und?"
„Ich meine — was ist denn passiert?"
„Was weiß ich. Reingefallen ist sie halt. Dem blöden Sender in München hat sie geglaubt, oder sie hat dort jemanden in München. Franta hat mir so verschiedenes zugesteckt. Bei der Verhandlung wurde darüber nicht gesprochen, sie hat sofort alles zugegeben."
„Wie die das bloß machen, möchte ich wissen."

„Was?“
„Na, daß jeder sofort alles zugibt.“
„Ist nicht unsere Sache, halte lieber das Maul.“
„Ich habe doch nichts gesagt. Also, was hat sie zugegeben?“
„Warum fragst du mich so aus? Möchtest du auch jemandem etwas zustecken?“
„Ich? Kennst mich nicht?“
„Heutzutage weiß man nie.“
„Kusch, horch! Ich glaube, die kommen!“
Beide laufen zum Gitter, das in die „Freiheit“ führt, wie es die Häftlinge nennen. In Wirklichkeit führt die Gittertür nur zu dem Trakt des Gerichtsgebäudes. Gleichzeitig drängen sich an den Zellentüren die Häftlinge, als hätte sie jemand gerufen. Es ist hier wie in allen Gefängnissen. Die Häftlinge sind bewacht, sie dürfen nicht auf den Gängen und in den Werkstätten miteinander sprechen, aber sie wissen alles. Sie wissen manchmal mehr als ihre Aufseher. Jetzt wollen sie alle hören, alles hören, denn sehen können sie nichts.
Zuerst ist aber nichts zu hören, nur die Schritte der beiden Aufseher. Und doch müssen es mehrere sein. Man spürt es. Gehen die auf Zehenspitzen, oder haben sie Gummischuhe an? Doch, doch, jetzt hört man deutlich auch andere Schritte. Pssst, das war das Schlüsselbund! Hast gehört? Schrei nicht so, um gotteswillen! Hörst? Die machen die Tür auf! Jetzt spricht jemand! Ist das der Prokurator, dieser Hund?
Das Mädchen hält den Rest der glimmenden Zigarette zwischen zwei gekrümmten Fingern versteckt, wie sie es gewöhnt war, wenn jemand plötzlich in die Zelle kam. Sie fühlt nicht, daß ihr die glimmende Zigarette die Handfläche versengt, sie weicht einen Schritt zurück, stolpert über einen Strohsack und fällt hin. Die Aufseher heben sie sofort auf, die Frauen in der Zelle sind starr vor Entsetzen, das Mädchen kann nicht stehen, sie wäre noch einmal hingefallen, wenn man sie nicht so fest gehalten hätte. Sie stammelt etwas, sie wimmert, dann aber hat sie plötzlich Kraft. Die letzte Kraft, von der sie so oft träumte, die letzte Kraft, die sie ihnen zeigen wollte. Sie kommt sich wie auf einer Bühne vor, wie in einem Film, alle schauen sie an und sie ist die Heldin. Die draußen werden

erfahren, daß sie den Mut nicht verloren hatte. Und er, er wird es auch wissen, ihr singender Prinz.
„Lassen Sie mich los!" sagt sie so fest wie sie es nur kann. Ihre Stimme bebt nicht, es ist aber eine fremde, hohle Stimme. „Loslassen! Ich werde allein gehen!" Sie geht aber nicht, sie schaut die Männer bei der Tür an. Ist auch der Henker dabei? Welcher ist es? Die Gesichter sind alle gleich, früher hat jeder Mensch ein anderes Gesicht gehabt, jetzt haben sie überhaupt keine Gesichter. Nur zwei Augen, eine Nase und einen Mund — aber ein Gesicht?
„Wenn Sie allein gehen wollen, so kommen Sie schnell!"
„Schnell? Wozu? Ich habe Zeit! Zuerst mußte ich 261 Tage warten, und jetzt auf einmal, jetzt — —" Ihre Stimme ist jetzt schrill und heiser, aber noch einmal kehrt ihre letzte Kraft, die so ersehnte letzte Kraft, zu ihr zurück. „Adieu, Kinder, Adieu!" Sie dreht sich um und reicht Eva, die als einzige hinter ihr stehen blieb, die Hand. Als ihr Eva laut weinend die Hand drückt, spürt sie erst den Schmerz, die Wunde von der brennenden Zigarette. Die anderen Frauen weinen auch. Frau Melanova hat sich mühsam aufgesetzt und betet laut, es ist kein Gebet — Gott mit dir, erbarme dich doch, lieber Gott, hilf ihr, lieber Gott.
Zwei fremde Aufseher reißen die beiden Mädchen, Eva und die Verurteilte, die sich fest umarmt halten, voneinander, die Verurteilte wird aus der Zelle gestoßen, die Tür schlägt zu und dann hört man eine Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hat, die Stimme eines hilflosen, gemarterten Tieres.
„Ich will nicht sterben, ich will noch nicht sterben! Galgen — Galgen — Galgen — ich will nicht! Erschießen Sie mich doch! Erschlagen Sie mich! Aber auf den Galgen nicht! Galgen nicht! Ja, schlagt mich nur, schlagt nur! Ihr Mörder! Henker seid ihr alle! Ich bereue nichts! Gar nichts! Noch einmal würde ich alles tun, alles, wenn ich es noch einmal tun könnte! Hört, hört alle! Das ist — meine Hochzeit!"
Hinter den Zellentüren schreit es und heult es, man trommelt an die Türen, man ruft „Adieu, Adieu!" Draußen bellen wütend die Wachhunde, die Lichtpeitsche dreht sich gleichgültig im Kreis.

Auf dem Galgenhof stehen und hocken die Zuschauer. Die Stoßarbeiter, diejenigen, die die Norm um mehr als hundert Prozent überschritten haben, auch Frauen sind da, alle in Männerhosen und groben Pullovern. Das Zuschauen bei einer Hinrichtung ist eine hohe Belohnung von der Partei und diese Auszeichnung ist sehr begehrt.
Als alles vorbei ist, eilen sie in ihre Fabriken zurück, in die volkseigenen und verstaatlichten Betriebe. Eine von den Frauen dreht sich noch einmal um, zu dem Galgen, auf dem die „Braut" in ihrem schwarzen Kleid hängt. Einer von den zersprungenen Lackschuhen liegt verlassen auf der Erde. Dann sagt die Frau: „Richtig, gut, daß es mir einfällt. Wissen Sie nicht zufällig, wo man Wäscheklammern bekommen könnte? Ich laufe schon wochenlang herum, aber Wäscheklammern gibt es nirgends."
Wann Frau Melanova starb, wußte keine von den Gefangenen in der Zelle. In der Aufregung hat sich niemand um die Schwerkranke gekümmert. Sie war tot, sonst konnten sie nichts den Aufsehern melden. Herzschlag wahrscheinlich. Die Wunde nach dem Schuß dort an der Grenze war auch nie richtig behandelt worden und darum nie ausgeheilt.
Die Gefängnistischlerei mußte noch einen Sarg liefern und gegen Mittag hatte die Zelle schon wieder acht Insassinnen und am Abend sang Pavliček in einer Kabarett-Sendung des Radio «Free Europe» in München eine ausgelassene Parodie auf ein Liebeslied.

Die Präparation

Aufschreiend springt Liba aus dem Bett. Sie kann sich nicht besinnen, wo sie ist. Kaum eine Stunde hat sie geschlafen, nach sechsunddreißig Stunden Wachsein. Das Zimmer ist dunkel, aber dort, bei der Tür, dort blenden sie vier Taschenlampen.
„Sie sind verhaftet!" herrscht sie eine Männerstimme an. Deutsch hat der Mann gesprochen.

Wo bin ich denn? Was ist passiert?
Aber schon prasseln die Fragen auf sie. Wie heißen Sie? Seit wann sind Sie in der Bundesrepublik? Wie sind Sie über die Grenze gekommen? Wer hat Ihnen bei der Flucht geholfen? Lügen Sie nicht, wir wissen alles! Sie sind eine tschechische Spionin! Aufstehen! Herkommen! Antworten Sie! Wie alt? Wo geboren? In welchem tschechischen Gefängnis waren Sie? Mit wem? Wie lange? Was für eine Nummer hatte Ihre Zelle? Antworten Sie!
Einer von den Männern schlägt Liba mit dem Handrücken ins Gesicht, es brennt, es tut weh, aber es hilft, sie kommt zu sich. Das ganze ist nur die sogenannte Bereitschaftsübung, die Präparation für eine eventuelle Verhaftung in der Bundesrepublik. Ein Frage- und Antwortspiel. Die Fragen und die Antworten muß sie in ein Schulheft schreiben und auswendig lernen. Hundertmal wird eine und dieselbe Frage gestellt, aber jedesmal anders, und einmal brüllend und dann wieder lauernd, und wehe, wenn man sich irrt.
Liba hat es allerdings leichter, als einige andere in der Schule hier. Sie soll unter ihrem wirklichen Namen in die Bundesrepublik „flüchten", sie braucht sich also nicht an einen anderen Namen gewöhnen und sofort zu reagieren, wenn sie, aus dem Schlaf herausgerissen, mit einem fremden Namen angerufen wird, sie braucht keine falschen Geburtsdaten zu lernen und keine lange Reihe von falschen Verwandten und Freunden. Sie war aber nur einige Wochen eingesperrt und kam dann in diese Schule, darum wird sie geprüft und immer wieder geprüft, damit sie sich nicht verplappert dort bei der Ausfragerei bei der CIC in München. Nie hat sie von der Spionageschule in Marienbad gehört, sie war die ganze Zeit im Gefängnis in Pilsen. Zelle Nummer soundso, der Aufseher hieß soundso, die Mitgefangenen, die sie kannte, soundso. Man hat ihr die Fotos der Aufseher und der Häftlinge gezeigt, sie wird diese Personen auf den Fotos der amerikanischen Spionagedienste erkennen müssen. Sie muß immer wieder verschiedene Episoden aus dem Leben ihrer angeblichen Zellengenossinnen erzählen, jedes Detail wollen die Prüfer wissen. Mit der Zeit glaubt Liba ihre Leidensgenossinnen, die sie nie sah, wirklich zu kennen. Man hat ihr davon Stim-

men auf einem Tonband vorgeführt, sie weiß, daß Irena einen Sprachfehler hat und daß der Aufseher Kopal einen breiten hanakischen Dialekt spricht. Jede Kleinigkeit ist wichtig, nichts darf vergessen werden.

Manchmal wird die Präparation mehrmals in der Nacht wiederholt. Die Prüfung wird plötzlich unterbrochen, die Männer verlassen das Zimmer, das Licht wird ausgelöscht und Liba fällt sofort erschöpft in einen tiefen Schlaf. Zehn oder zwanzig Minuten später sind aber die Peiniger wieder da. Stehen Sie auf, Sie sind verhaftet! Wie heißen Sie? Wer hat Sie über die Grenze gebracht? Erzählen Sie ausführlich, wie es zu Ihrer Flucht kam.

„Ich wurde mit Irena und mit Frau Liškova einer Arbeiterbrigade zugeteilt. Während der Ernte nämlich", erzählt Liba so munter wie sie nur kann, obwohl sie kaum weiß, was sie spricht. Sie ist nur eine aufgezogene Schallplatte, eine Maschine, die eine fremde Menschenhand in Bewegung gesetzt hat, sonst nichts. Ihr Bewußtsein ist ausgeschaltet, sie spielt die Rolle, die ihr Unterbewußtsein gehorsam auf die Oberfläche gespült hat.

„Waren Sie bewacht?"

„Ja, aber das Feld, auf dem wir arbeiteten, war groß und die Aufseher — —"

„Was war das für ein Feld?"

„Ein Haferfeld war es. Auf einmal kam ein Gewitter und alles versteckte sich. Unter die Leiterwagen und im Gebüsch am Bach. Da kam mir der Gedanke, ich könnte jetzt flüchten."

„Gut. Etwas langsamer sprechen müssen Sie, und nicht so, als würde es darum gehen, ob Sie ins Kino gehen sollen oder nicht. Eine Flucht über die Grenze ist kein Spaß und die vom CIC sind auch nicht alle komplette Idioten. Weiter! Wie kamen Sie aus Pilsen an die Grenze und wie lange hat es gedauert?"

„Fünf Tage. Ich war bei einem Bauer versteckt und — —"

„Wie hieß der Bauer?"

„Das weiß ich nicht."

„Verdammt noch einmal, erzählen Sie uns keine Märchen, Sie müssen doch wissen, wie der Bauer hieß, der Ihnen geholfen hat."

„Ladislav hieß er."
„Na also. Und sein Familienname?"
„Den weiß ich nicht, wirklich."
„Na schön. Wieso hat Ihnen dieser Ladislav geholfen?"
„Er — er — —"
„Was hat er dafür verlangt?"
Liba schwieg. Schon öfters schwieg sie bei dieser Frage, und jedesmal wurde sie dafür verprügelt. Sie kann aber trotzdem diese ekelhafte Geschichte, die doch gar nicht wahr ist, erzählen. Sind die Amerikaner dort wirklich solche schamlosen Kerle, daß sie nach derartigen schmutzigen Dingen fragen würden?
„Was ist? Sind Sie vielleicht eine unbefleckte Jungfrau? Haben Sie mit dem Schweinehund Sokol immer nur den Rosenkranz gebetet, wenn Sie mit ihm allein waren? Was ist also mit dem Ladislav? Wirds bald? Nein, Libuška, Sie brauchen nicht zusammenzuzucken, heute werde ich Sie nicht verdreschen, dafür aber Ihre Mutter, jawohl, Ihre Mutter, wenn Sie nicht sofort auspacken werden, verstanden? Ja, so ist es richtig, heulend sollen Sie erzählen, das wird auf die CIC-Hengste wirken. Wie oft haben Sie also mit dem Ladislav geschlafen?"
„Jede Nacht."
„Also wie oftmals zusammen?"
Die Männer, die Liba präparieren, denken nicht im geringsten daran, sich bei diesem Verhör sexuell aufzuregen, für sie ist es nur eine Aufgabe, wie jede andere. Wie das Verprügeln der Schüler, und wie das tägliche Rasieren. Das Mädchen hier ist für sie kein weibliches Wesen, sondern nur ein Objekt, das der Partei dienen soll.
„Hören Sie auf zu heulen, ja? Sie werden den Amerikanern noch ganz andere Details erzählen müssen als uns, das können Sie mir glauben. Weiter! Sie sind jetzt also an der Grenze."
„Ich bin nicht auf der Straße geblieben, ich ging durch den Wald, wie es mir Ladislav geraten hat. Er hat mir auch eine Skizze gezeichnet, wie es an der Grenze aussieht."
„Haben Sie die Skizze?"
„Ja, da ist sie."
„Weiter!"

„Dann sah ich einen Holzturm. Das muß schon die Grenze sein, sagte ich mir. Dort drüben muß schon Bayern sein.“
„Haben Sie keinen von der PS gesehen?“
„Doch, zwei Grenzler kletterten von dem Holzturm herunter und gingen langsam über die Waldlichtung.“
„Zeigen Sie uns auf der Skizze, wohin die PS-Männer gingen. Gut. Und was taten Sie nachher?“
„Ich lief, ich lief und duckte mich und lief — —“
„Schneller sprechen, zum Donnerwetter! Es geht doch jetzt um Ihr dreckiges Leben! Übrigens, an der Grenze wird man schießen, richtig schießen, das wissen Sie doch? Vielleicht wird man Sie auch ein bißchen anschießen, was weiß ich. Ihre ‚Flucht‘ muß hübsch dramatisch werden. Für die Zeitungen in der ‚freien Welt‘. Na, sagen wir vielleicht nächste Woche, oder vielleicht schon morgen, wird man Sie unter Beschuß nehmen, damit Sie sich ein bißchen an das Geknalle bei Ihrer ‚Flucht‘ gewöhnen.“
Schluß. Aus. Das Zimmer ist wieder dunkel und Liba ist allein. Wankend geht sie zu ihrem Bett, fällt auf die Knie und will beten. Für die Mutter, und für ihn, für Leutnant Sokol. Und für sich. Sie hat nur einen Wunsch. Sollen sie sie erschießen, dort an der Grenze. Aber sie betet nicht, sie schläft sofort ein.

Xena

Leutnant Sokol ist schon lange wach, hat aber keine Lust aufzustehen. Er hat keinen Willen, keine Energie, nichts. Angewidert betrachtet er die grünen Papageien und die roten Mohnblumen auf dem Chinzvorhang. Draußen ist ein strahlendheller Sommertag, hier im Zimmer ist es aber grünlich düster. Die Gardinen an den Fenstern sind zugezogen. Unten tutet der blaue Autobus, von den Tennisplätzen her hört man das harte Knacken der weißen Bälle. Oder ist es nur eine Einbildung? Sind es vielleicht Schüsse? Unsinn, wieso denkt er plötzlich an Schüsse? Kommt alles von der Sauferei, Tag

und Nacht sauft man, mit Kalous und auch, wenn man allein ist. Man müßte aufstehen und ins Badezimmer gehen. Aber dann käme wieder das Weib, die Französin, mit ihren neunundneunzig Fragen. Man müßte Wasser trinken, oder Bier, das wäre noch besser. Dieser Durst. Whisky, Cognac, Whisky, Cognac. Und mitten in der schönsten Sauferei heult plötzlich der Kalous. „Mensch, ich bin kein Mensch, ich bin ein Schwein." und rennt hinaus, duscht sich kalt und ist wieder fidel. Warum solltest du denn ein Schwein sein? Ich? Weil ich saufe. Und Schulden habe ich. Und zwei schwangere Mädchen. Na ja, Prost also.

Die Tür wird aufgemacht. Leutnant Sokol zieht rasch den Chinzvorhang zu. Das ist nicht Kalous. Ist es die Madame? Nein, die kommt immer mit den zwei kläffenden kleinen Biestern. Es ist aber eine Frau. Man sieht sie nicht, man hört nur ihre Schuhe auf dem Parkettfußboden klappern. Sie geht hin und her, jetzt hat sie sich eine Zigarette angezündet. Sie summt dabei einen Schlager. Was jetzt? Soll er sich melden? Wahrscheinlich ist es eines von den Mädchen, von denen Kalous erzählte.

Vorsichtig späht Leutnant Sokol durch die schmale Spalte zwischen den Papageien und den Mohnblumen. Jetzt sieht er sie. Von hinten nur. Sie trägt einen sehr breiten, steif abstehenden gelben Rock und eine schwarze, eng anliegende Bluse. Sie steht vor der Bar und sucht etwas in ihrer Tasche, die an einem Riemen über ihrer linken Schulter hängt. Langsam dreht sich das kniende Mädchen in dem weißen Gewand um, der Engel, der ihm die frohe Botschaft brachte, entschwindet. Die Tür der Bar ist offen. Trinken will sie also? Na gut, meinetwegen. Aber nein, die Frau bückt sich und ihre Finger tasten über das Brett unter den Flaschen. Ein Knacken, das Brett klappt herunter. Die goldenen Armbänder an ihrer linken Hand klirren, die rechte Hand zieht etwas aus der Schublade heraus. Papiere. Briefe oder Manuskripte. Die Hände der Frau sind schwarz, wie ihre Bluse. Handschuhe hat sie an. Lange Handschuhe, die fast bis zu den Ellbogen reichen. Blatt nach Blatt dreht sie um und gibt es wieder in das Fach zurück. Sie sucht also etwas bestimmtes. Jetzt hat sie es scheinbar gefunden. Es ist eine kleine, steife, papierene Karte.

Aufspringen jetzt und die Frau anhalten. Aber die denkt nicht daran, zu flüchten. Gelassen schlendert sie zu dem Chinzvorhang, die Karte in der Hand. Die Lampe auf dem Nachttischchen flammt auf, die Frau zieht den Bettvorhang zur Seite und setzt sich hin.

Nur eine Sekunde ist sie überrascht, als sie den liegenden, unrasierten Mann in dem Bett neben sich sieht. Sie macht nicht einmal den Versuch, die Karte zu verstecken. Und sie bleibt ruhig sitzen und schlägt ein Bein über das andere, bis man ihren Unterrock aus schwarzen Spitzen sieht. Ganz jung ist sie nicht mehr. So um die dreißig herum. Der große Mund mit den grell geschminkten Lippen ist sinnlich, die braungrauen Augen sind kalt. Das kurze Haar, das ihr in Fransen in die Stirne fällt, schimmert wie Kupfer.

„Was machen wir jetzt, wir zwei Hübschen?" fragt sie und lächelt dabei mit dem Mund.

„Was haben Sie in der Bar gesucht?" Und Leutnant Sokol verflucht sich, daß er nur im Hemd ist. Ein Mann im Hemd im Kampf mit einer Frau — — Nebensache jetzt.

„Sie habe ich eigentlich nicht gesucht. Aber wenn ich Sie schon gefunden habe, dann müssen wir uns vertragen oder nicht."

„Was ist das für eine Karte?"

„Die da? Aber wollen Sie mir nicht zuerst sagen, wer Sie sind?"

„Das geht Sie nichts an! Geben Sie die Karte her, sonst —"

„Sonst?" sagt sie ruhig und kalt und lächelt noch immer mit dem Mund.

Jetzt sieht Leutnant Sokol die Karte ganz genau. Sie hat einige viereckige Löcher und durch diese Löcher sieht er den schwarzen Spitzenunterrock der Frau. Ein Dechiffrierschlüssel ist es also. Wenn man die Karte auf ein beschriebenes Blatt Papier hinlegt, werden nur gewisse von den geschriebenen Buchstaben sichtbar.

„Jetzt ist es vier Uhr und Kalous kommt nicht vor dreiviertel sechs. Wir haben also noch genug Zeit, uns kennen zu lernen. Ich schlage Ihnen vor aufzustehen, und wir werden uns wie zwei vernünftige Menschen an den Tisch hinsetzen. An Ihrer Stelle würde ich mich sogar rasieren und unter Umständen auch ein wenig waschen."

„Nein, verdammt noch einmal! Geben Sie die Karte her!"
„Wie Sie wollen. Schauen Sie, was ich hier in der Tasche immer für alle Fälle habe. Hübsch, was? Das Ding schießt so leise, daß nicht einmal die zwei Hunde dort draußen nach Ihnen bellen werden, wenn ich Sie jetzt abknalle. Bitte, nicht rühren, ich mag keine unrasierten Leichen. Mit wem habe ich also die Ehre zu sprechen? Mich können Sie ruhig Xena nennen, Kalous nennt mich auch so. Na, meinetwegen, wenn Sie nicht reden wollen, muß es eben anders gehen."
Sie hält mit der rechten Hand den kleinen Revolver schußbereit und hebt dabei mit der linken Hand die graue Hose, die auf dem Fußboden bei dem Bett lag. Rasch durchsuchte sie die Taschen. Ein Taschentuch, ein Bleistift, einige Straßenbahnfahrkarten, und eine billige Brieftasche aus Kunststoff. „Sie heißen Milan Sokol?" fragt sie überrascht, als sie den Flüchtlingsausweis gefunden hat. „Ich habe nämlich von Ihrer Flucht einmal etwas in einer Zeitung gelesen", fügt sie erklärend hinzu. „Wenn ich mich nicht irre, so sind Sie hauptsächlich wegen eines Mädchens geflüchtet. Sie war eine Kapitalistin oder eine Volksfeindin oder so etwas."
„Das hat nicht in den Zeitungen gestanden", fährt sie Leutnant Sokol wütend an.
„So? Dann habe ich es wahrscheinlich irgendwo gehört. Man hört halt verschiedenes. Und das Mädchen ist eingesperrt und ihre Mutter auch, nicht wahr? Und ich bin eine Kommunistin und Kalous arbeitet gegen uns. Das hat er Ihnen doch auch gesagt, oder nicht? Und wenn Sie ihm jetzt von diesem Chiffreschlüssel erzählen werden, dann werde ich es den Genossen in Prag erzählen lassen und Sie können sich sicherlich vorstellen, was dann mit dem Mädchen geschieht."
„Das ist eine gemeine Erpressung!"
„Selbstverständlich! Oder haben Sie vielleicht erwartet, daß ich Sie küssen werde?"
Wieder tutet unten der blaue Autobus, Menschen steigen aus und ein und fahren oder gehen irgendwohin. Wie nennen sie es bloß? Richtig, das Wirtschaftswunder, das deutsche Wirtschaftswunder. Sie bauen und schuften und hasten und machen Geschäfte und Geld. Die würden sich wundern, wenn sie wüßten, wieviele unter ihnen leben, die sie belauern, die sie

bespitzeln und locken und mißbrauchen und versprechen — ja, ja, die Rückversicherung versprechen sie. Wird der Kommunismus kommen, dir wird nichts geschehen. Aber du mußt — nein, nein, du mußt gar nichts. Überall sind sie, in den Ämtern, in den Redaktionen, in den Salons der rücksichtslos ehrgeizigen Politiker, im Theater und im Film unter den Künstlern, in den großen Betrieben, überall. Es gibt für sie keine Geheimnisse, jedes Geheimnis der Bundesrepublik muß auch Prag's Geheimnis werden, und Prag ist Moskau.

Verworren kreisen diese Gedankenfetzen in Leutnant Sokols Hirn, obwohl er eigentlich an etwas ganz anderes denken will und sollte. Irgendwie muß er mit der Frau fertig werden. Aber wie nur? Was sagte sie? Etwas vom Küssen. Warum nicht? Jede Methode ist gut, es gibt keine schlechten Methoden.

„So, jetzt werde ich gehen. Sagen Sie Kalous, daß ich ihn anrufen werde. Auf Wiedersehen."

Sie steht auf, ihr Spitzenunterrock raschelt, die goldenen Armbänder klirren. Die kleine Karte legt sie zurück zwischen die Papiere in der Schublade, das Brett klappt zu, die Flaschen blitzen auf, dann kommt das kniende Mädchen in dem weißen Gewand wieder zurück. Auch der Engel schwebt schon wieder erhaben auf dem vergißmeinnichtblauen Himmel.

„Warten Sie! Gehen Sie noch nicht!" ruft Leutnant Sokol, reißt den Vorhang zu und fährt in seine Hosen, die die Frau auf dem Bett liegen ließ.

„Na also!" lächelt die Frau und zündet sich eine neue Zigarette an. „Doch aufgestanden? Was möchten Sie denn von mir, daß Sie sich so feierlich angezogen haben?"

„Sie haben die Karte wieder zurückgegeben. Das ist — es ist also alles in Ordnung."

„Freilich. Ordnung muß sein, bei jedem Beruf, auch bei dem meinen. Wo käme ich hin, wenn ich jeden Chiffreschlüssel, den ich zufällig irgendwo finde, mitnehmen würde. Es fehlten nur acht Buchstaben. Das ist nicht schwer, sich zu merken, welche es waren. Mit der Zeit bekommt man eine gewisse Übung in solchen Sachen."

Vom Küssen kann gar keine Rede sein. So unrasiert und bloßfüßig und so versoffen, ausgeschlossen. Das Luder macht

sich ja lustig. Und kalt ist sie, kalt wie eine Hundeschnauze. Aber man muß, man müßte — —

„Als ich noch jung war, na, sagen wir, als ich noch ganz jung war, da habe ich mich einmal als Gedankenleserin produziert. Was tut man nicht alles um das liebe Fressen, nicht wahr? In Prag, beim Eingang in den Baumgarten, beim Alten Messepalast, erinnern Sie sich noch? Eine Frau mit einer schwarzen Binde vor den Augen, das war ich. Und ein Mann, fesch und frech, ein Leckerbissen für die gaffenden Weiber. Wir waren leider ziemlich eng befreundet. Ich sollte erraten, was der oder jener aus dem werten Publikum in der Hand hält, oder was die oder jene Halbdame angezogen hat. Ich habe es jedesmal erraten, sonst wäre ich ja keine richtige Hellseherin. Alles war Schwindel natürlich. Es waren lauter Losungsworte. Zum Beispiel, wenn der Mann sagte — schnell, was hat der Herr in der linken Hand? Dann waren es braune Handschuhe. Schnell bedeutete braun und linke Hand Handschuhe. Wollen wir mal probieren, ob ich es noch kann? Also, ich lese jetzt ihre Gedanken, Herr Leutnant. Wie könnte ich doch bloß dieses Luder fangen? Soll ich versuchen, sie zu verführen? Oder soll ich sie einfach niederschlagen, mit dem Hosenträger zusammenbinden und den Herren von der Organisation Gehlen als ein Paket mit einem gewissen Wert abliefern? Na, habe ich gut gesehen, habe ich sie gut gelesen, Ihre lieben und netten Gedanken?“

Leutnant Sokol geht ihr nicht nach zur Tür, obwohl sie den kleinen Revolver längst nicht mehr in der Hand hält. Er steht da, bloßfüßig, komisch, ein lächerlicher Verlierer.

Bei der Tür dreht sie sich noch einmal um. „Passen Sie jetzt gut auf, was ich Ihnen sagen werde. Erzählen Sie Kalous, daß ich hier war, aber nichts von dem Chiffreschlüssel. Und wenn Sie mich sprechen wollen, ich bin heute Abend um neun Uhr im Kaffeehaus unter dem Chinesischen Turm. Gleich drüben ist es, nur ein paar Schritte. Kalous hat heute Nachtdienst, sagen Sie ihm, daß Sie ein bißchen spazieren gehen wollen. Aber ja nicht, daß Sie sich mit mir, zwecks eventueller Anbahnung einer Liebelei, treffen wollen.“

Man hörte sie draußen mit der Madame französisch plaudern. Jetzt erst weiß Leutnant Sokol, daß er mit ihr die

ganze Zeit deutsch sprach. Sehr gut deutsch spricht sie, aber als sie von dem Humbug mit der Hellseherei in Prag gesprochen hatte, da sprach sie tschechisch. Perfekt.
Eine kleine Weile später sieht man in den Spiegelwänden des prachtvollen Badezimmers einen Mann unter der kalten Dusche zappeln und hüpfen.

Im Sender

Im ersten Stock des amerikanischen privaten Senders «Free Europe» ist die tschechische Redaktion, Czech-Desk genannt, untergebracht. Auch die Produktion, das Tonbandarchiv, das Manuskriptenarchiv, die Schreibstuben, Taping-Pool heißen sie hier, und die Studios und der Senderaum. Gesendet wird über Holzkirchen und über Lissabon. In einigen Studios wird auch jetzt am Abend gearbeitet, denn außer den stündlichen Nachrichten werden sämtliche Programme von Tonbändern gesendet.
In einem von den hochmodernen Studios ist gerade eine Gesangprobe für eine Kabarett-Sendung. „Kaffee zur Glocke" heißt dieses Programm. Vier Musiker bearbeiten ihre Instrumente, nicht gerade virtuos, sie machen eigentlich nur Zwischenmusik, die Hauptarbeit besorgen die Schallplatten. Gesendet wird allerdings „Sie hörten soeben unser großes Orchester". Ungefähr zwanzig Mitwirkende sitzen auf den Tischen und auf den Stühlen und unterhalten sich ungeniert, nur Pavliček steht gerade am Mikrofon. Die Rundfunktechniker in dem Nebenraum hinter der doppelten, dicken Glaswand, sind Deutsche.
„Kraut, blöde, mach Klappe auf, ich wolle hören, wie mein Gesang ist!" schreit gestikulierend Pavliček.
Die beiden Rundfunktechniker lachen, sie nehmen solche Redereien nicht übel, die Tschechen sind sonst nett. Immer lustig — na ja, bei den fürstlichen Gagen braucht man nicht traurig zu sein.

„Kusch, Herbert, fahr los!" brüllt der kleine Regisseur dieser Sendung.

Das Tonband dreht sich, Pavliček's Stimme erklingt. „Versprich mir, daß du nicht saufen wirst, wenn ich dich verlasse."

Es ist eine geschmacklose Parodie des Schlagers „Versprich mir, daß du nicht weinen wirst, wenn ich dich verlasse". Pavliček spielt die Rolle des tschechischen kommunistischen Präsidenten Gottwald, von dem man weiß, daß er andere Getränke dem Wasser vorzieht. In dieser Sendung mahnt er aber seine Frau Marta vor seiner Abreise nach Moskau nicht zu ihrem alten Beruf zurückzukehren. Marta Gottwald übte nämlich in ihrer Jugend die ziemlich leichte Beschäftigung eines „Mädchen für alle" aus.

Pavliček ist zufrieden mit dem Kraut, wie er die Deutschen nennt. „Aufnahme gut, gleich mache ich weiter", ruft er und fängt mit dem Regisseur einen Streit an, ob es besser wäre, vor einem stehenden oder vor einem schwebenden Mikrofon zu singen. Sie beschimpfen sich gegenseitig ganz ungeniert, die anderen hören gar nicht zu, an Grobheiten ist man hier gewöhnt.

Abseits von dem hellen Gebäude des Senders, zu dem ein weiterer Flügel gebaut wird, steht eine geräumige Holzbaracke. Es ist die Kantine. Die Pächter machen hier keine schlechten Geschäfte, obwohl gleich fünf oder sechs Tage nach dem Ersten die Konsumationen angeschrieben werden müssen. Ihr Geld müssen sie am nächsten Ersten bekommen, dafür sorgt die amerikanische Leitung des Senders. Die Kantine besteht aus einer Küche, einem Lagerraum und einem großen und einem kleinen Eßraum. Jetzt ist der große Eßraum schon fast leer und hinten, in dem kleinen Raum, sitzt nur ein Gast bei Bier und Schnaps. Sein gutmütiges Gesicht ist vom Trinken aufgedunsen, seine glasigen Augen glotzen vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Vor einem Jahr, als er zum Sender kam, war er ein hübscher, lustiger Bursche. Dann kam die hohe Gage und mit ihr der immer größere Durst. Hundert Mark und mehr in einer Nacht auszugeben, spielte keine Rolle, er hat einen guten Freund gefunden, der jedesmal aushalf, wenn das Geld ausging und nie mahnte.

„Noch einmal dasselbe, Herr Kursch?" steckte einer von den Pächtern den Kopf in den Raum.
Kursch antwortet nicht, er schiebt nur die Gläser weg. Der Pächter bringt das Bier und den Schnaps selbst, Kursch ist ein sehr guter Gast und außerdem hilft er ab und zu in der Küche. Nur so, aus Spaß, er ist Koch von Beruf, und freut sich wie ein Kind, wenn er die schmackhaften tschechischen Knödel machen kann, oder den scharfen, goldbraunen Gulasch, von dem er aber das Rezept nicht verraten will. Die meisten Tschechen hier im Sender sind aufgeblasen und behandeln die Pächter wie ihre Diener, Kursch ist bescheiden und macht nie Krach, auch wenn er kaum auf den Beinen stehen kann.
„Warten Sie auf den Herrn Kalous?" fragt der Pächter, nur um etwas zu sagen. Kursch kommt ihm heute sonderbar vor. Das kann nicht nur vom Alkohol sein, dieser Mann hat Sorgen oder ist er krank?
„Ja", nickt Kursch und stürzt den starken Schnaps herunter. Er glättet sich nervös mit beiden Händen das Haar. „Kommt noch immer der herrenlose Hund her? Ja? Da, geben Sie ihm um zwei Mark Wurst. Und vergessen Sie nicht das Wasser für ihn."
Der Pächter steckt das Geldstück dankend in die Tasche. Der herrenlose Hund bekommt selbstverständlich keine Wurst, aber in der Küche gibt es immer etwas für ihn.
„Sie lieben Tiere, nicht wahr?"
„Ja, Hunde vor allem. Zu Hause haben wir immer einen Hund gehabt, in Brünn, wissen Sie?"
In dem großen Speiseraum kichert eine Frau quietschend, dann lacht eine andere. „Geh weg, Kalous, dich kennen wir!" Kalous schäkert schon wieder mit den Mädchen aus dem Taping-Pool. Frauen sind seine Schwäche. Blitzschnell verliebt er sich und genau so blitzschnell verläßt er die Verführte oder die Verführerin. Frisch und gutgelaunt kommt er herein und setzt sich zu Kursch hin. „Einen Cognac, aber einen erwachsenen, und vielleicht etwas zum Essen. Oder nein, erst später. Ich muß gleich wieder zurück, der Kommentar muß noch abgetippt werden."
Die beiden, Kursch und Kalous, sitzen in einer Ecke beim offenen Fenster. Kalous zieht den karierten Vorhang zur

Seite und schließt das Fenster. Jetzt kann sie draußen niemand belauschen und niemand kann sich hinter dem Vorhang verstecken.
„Was hast du? Zu viel gesoffen?“
Kursch nickt und klopft mit einem Messer an das Bierglas. „Noch einmal dasselbe, bitte!“ Dann sagt er leise: „Muß es sein? Mir gefällt die Sache nicht.“
„Mir auch nicht. Herr Wirt, für alle Fälle bringen Sie uns ein paar Flaschen Bier her und ein Fläschchen Schnaps. Damit Sie nicht immer hin und her rennen müssen. Hör zu, mir gefällt die Sache auch nicht, aber der Pavliček — —“
„Pavliček ist ein Schwein.“
„Ein großes sogar, aber er hat außer Geld auch uns beide in der Tasche. Zwanzigtausend gibt er, wenn es klappen wird.“
„Zwanzigtausend? Da wird er sicher das doppelte bekommen, der Lump.“
„Kannst ihm nichts nachweisen.“
„Das nicht, aber erschlagen kann ich ihn!“
Das gutmütige Gesicht des ehemaligen Kochs hat sich plötzlich verändert. Man glaubt ihm, daß er jemanden erschlagen könnte. Kraft hat er auch, er kann mit einer Hand einen schweren Schreibtisch heben.
„Rede keinen Unsinn, wir brauchen Geld, das weißt du doch. Mir tut der arme Teufel auch leid. Wir waren damals in der gleichen Kompanie. Alle haben ihn gern gehabt. Immer war er ein guter Kamerad zu allen. Glaubst, ich habe mich nicht geschämt? Jedes Wort mußte ich auf Tonband aufnehmen, das er bei mir auf der Bude sagte. Und er sagte viel, ich habe ihn mit Whisky und Cognac unter Dampf gehalten.“
„Mensch, Kalous, ich bring den Pavliček um, das ist das einfachste. Und wir werden nimmer saufen und keine Schulden mehr machen. Du brauchst dich um nichts zu kümmern, ich nehme alles auf mich.“
„Glaubst, wenn du ihn umbringst, daß dann alles in Butter sein würde? Pavliček ist nur ein kleiner Macher, hinter ihm steht ein anderer.“
„Wer ist das?“
„Wenn man es wüßte.“

„Ist er auch hier im Sender?"
„Was weiß ich? Einmal war Pavliček in Stimmung und da hat er sich verplappert. Er sagt, er hätte den ‚Chef' nie gesehen, er bekäme nur Post von ihm."
„Alles Lüge! Per Post schickt ihm keiner zwanzigtausend."
„Es gibt auch eine andere Post. Die toten Briefkästen."
Pause. Das Wort „tot", dieser symbolisch traurige Name der „Briefkästen", scheint sich personifiziert zu haben. Viele starben, die mit den toten Briefkästen etwas zu tun hatten. Meistens starben sie an „Selbstmord". Das war das einfachste und bequemste. Gründe fand man immer. Schulden, Heimweh, Lebensüberdruß der Emigranten, die der ewigen Bahnhofsstimmung entrinnen wollten. Für die deutschen Behörden waren diese „Selbstmörder" tabu, die Amerikaner glaubten zwar nicht an diese „Selbstmorde", aber sie betrachteten sie als einen Schlußpunkt hinter dem Leben der Agenten. Wer der Nachfolger des „Selbstmörders" wurde, interessierte sie nicht.
Dann sagt Kursch entschlossen: „Du, so geht es nicht weiter. Wir müssen Schluß machen. Gehen wir nach Argentinien oder nach Brasilien — —"
Kalous lachte schallend, denn der Pächter ging gerade an der Tür vorbei. „Das war wieder ein Witz! Echt Kursch!" Und nachher raunt er: „Glaubst, die lassen uns los? Uns nicht und Pavliček nicht, niemanden. Übrigens, vergiß nicht, der, du weißt schon wer, der glaubt, daß wir gegen Pavliček arbeiten. Er weiß etwas. Pavliček hat ein Mädchen verpfiffen. Sie hat ihm geschrieben, wegen seiner Stimme, und er hat sie gegen eine Widerstandsgruppe losgelassen. Sie hat ihm berichtet wie und was, und dann ist die ganze Sache aufgeflogen und das Mädchen wird, anstatt Pavliček zu heiraten, wie er ihr versprach, hängen. Der — der, von dem wir reden, hat von diesen Dingen irgendwie erfahren. Und er glaubt, daß Pavliček auch sein Mädchen an der Grenze — aber das stimmt nicht. Also aufpassen, wenn du mit ihm sprechen wirst. Wir sind gegen Pavliček, verstehst? So, und jetzt muß ich gehen. Ich bin heute abend gar nicht nach Hause gegangen. Gita wollte unbedingt ins Kino. ‚Endstation Sehnsucht' haben wir uns angeschaut. Schauderhaft, sag' ich dir. Eine Frau,

die sich zu Tode trinkt. Man sollte wirklich nicht saufen. Bis nachher also. Hast du Lust, einen Zug durch die Schwabinger Spelunken zu machen? Ruf' an, ja?"
Kursch blieb noch eine Weile sitzen. Man sollte wirklich nicht saufen. Aber was soll man tun, um nicht denken zu müssen? Draußen, vor der Kantine, zwischen Kisten mit Holzwolle und leeren Fässern, bewegt sich etwas. Man hört sägen und klopfen. Vorsichtig geht Kursch näher — da liegt der herrenlose Hund und nagt an einem riesigen Knochen. Ohne aufzuhören, den Knochen zu bearbeiten, schaut er Kursch an und wedelt dabei.
„Kommst mit?" fragt Kursch, hockt sich zu dem Hund hin und umarmt seinen Kopf. „Komm mit! Komm, du bist kein Mensch, du bist anständig. Willst du Kazan heißen?"
Sie gehen. Der Hund stolz, Kursch gebeugt, mit schleppenden Schritten eines müden, alten Mannes.

Die Liebe und die Liebelei

Leutnant Sokol hat ein Hemd von Kalous an und dessen Socken hat er sich auch ausgeliehen. Ohne ihn zu fragen, denn sein Gastgeber kam heute nicht nach Hause. Es wird bald neun Uhr sein, früher wollte er nicht kommen. Das Gartencafé unter dem Chinesischen Turm im Englischen Garten ist überfüllt. Auf den Bänken der „Volksabteilung" sitzen ganze Familien, machen Brotzeit und trinken Bier. Leutnant Sokol ist schon dreimal herumgegangen, die Frau, die sich Xena nannte, hat er aber nicht gefunden. Vielleicht ist sie oben, in dem vornehmen Abteil. Dort gibt es keine Bänke und keine langen Tische, sondern Stühle und runde Tischchen mit weißen Damasttüchern. Ein gepflegter Rasen kräuselt sich ringsherum und trennt diesen Teil vom übrigen Park. Auch hier ist die Frau nicht. Vielleicht kommt sie später. Aber hineingehen und sich hinsetzen kann er nicht, er hat keinen Pfennig in der Tasche. Vielleicht kommt sie überhaupt nicht.
Auf einmal sieht er sie. Sie sitzt unter einem von den bun-

ten Pilzen der Sonnenschirme, ganz am Rande, beim Rasen, an der Seite, wo bei Tag die Fiakter stehen, mit denen man eine Fahrt durch den Englischen Garten machen kann. Hier ist es fast dunkel, das Kaffeehaus weiß, daß die Pärchen, die hier sitzen, sich gar nichts aus den lustigen Glühbirnen machen. Xena ist allein, aber die übrigen drei Stühle sind umgekippt zum Zeichen, daß sie reserviert sind. Sie trägt ein blutrotes Kostüm und eine bis zum Hals geschlossene Bluse aus schwarzen Spitzen. Auch ihre Schuhe, die eigentlich nur aus einem hohen Absatz und einigen Riemen bestehen, sind rot. Auf dem Tisch vor ihr liegt eine schwarze Tasche in Kofferform.
„Guten Abend", sagt Leutnant Sokol und bleibt stehen.
Sie lächelt ihn wieder nur mit dem Mund an, ihre Augen mustern ihn dabei gründlich. Beinahe hätte sie ihn nicht erkannt. Gut sieht er aus. Schade. Zu gut sieht er aus.
„Es scheint mein Schicksal zu sein, Sie entweder liegend oder stehend zu sehen. Das Bedürfnis sich hinzusetzen haben Sie nie? Genügen Ihnen diese drei Stühle vielleicht nicht?"
Leutnant Sokol braucht nicht zu antworten, denn gerade schießt ein Kellner vorbei. „Die Herrschaften wünschen? Hier, bitte, die Speisenkarte und die Getränkekarte", schnurrt er und wedelt dabei mit einer Serviette den unsichtbaren Staub von dem blütenweißen Tischtuch. Er legt die beiden eleganten Hefte auf den Tisch und rast davon, denn er wird von fünf Tischen auf einmal gerufen.
„Wollen Sie nicht lieber spazieren gehen?" fragt der Leutnant mürrisch.
„Sie haben kein Geld?" antwortete die Frau mit einer Gegenfrage.
„Nein."
„Und ich habe keine Lust zu einem Spaziergang. Setzen Sie sich doch endlich, die Leute schauen schon zu uns her. Sie glauben sicherlich, wir wären ein Ehepaar, weil Sie mich so düster anschauen. Setzen Sie sich hin, heute zahle ich und morgen werden Sie zahlen."
Leutnant Sokol setzt sich steif hin. Verletzt, beleidigt. Xena studiert die Speisenkarte.
„Ihr Kater wäre bestimmt für Russische Eier mit einer doppelten Portion Kaviar. Dazu eine Flasche Liebfrauenmilch.

Wegen des schönen Namens, wissen Sie? Also zweimal die Eier — und wie wäre es mit Gurkensalat dazu? Und den Wein."

Sie essen schweigend. Xena langsam und genießerisch, Sokol schnell und ohne richtig zu wissen, ob es ihm schmeckt, oder nicht. Er hat Hunger. Zu trinken hat er beim Kalous mehr als genug gehabt, zu essen fast nichts.

„Nett, wenn sich ein Antikommunist mit einer Kommunistin so gut verträgt, nicht wahr?" Und sie legt vor ihn eine Zigarettenschachtel und einen Revolver hin. „Bitte, bedienen Sie sich! Ach so, nein, das ist keine Aufforderung zum Selbstmord oder zum Mord, das ist nur ein Feuerzeug, dieser Revolver. Der andere, mit dem ich am Nachmittag spielte, mit dem hätten Sie sich allerdings keine Zigarette anzünden können."

Leutnant Sokol nimmt keine Zigarette. Er überlegt, ob es die Frau bemerkte, daß er beim Anblick dieses verdammten Feuerzeuges zusammenzuckte. Man hat halt Nerven wie eine hysterische Pfarrersköchin. Ob es am Nachmittag wirklich ein Revolver war, oder auch nur dieses Feuerzeug? Hat er sich von ihr bluffen lassen? Und dann grübelt er, ob ihm diese angebliche Xena sympathisch oder unsympathisch ist.

Xena öffnet die Zigarettenschachtel, nimmt zwei Zigaretten heraus, zündet eine mit dem Feuerzeug an und reicht sie dem Leutnant. Wieder kommt er sich komisch und unbeholfen vor, als er die Zigarette, die ihre Lippen berührte, in den Mund steckt. Die Frau hat sich inzwischen die zweite Zigarette angezündet und ein Glas von der Liebfrauenmilch getrunken.

„Sagen Sie, warum kamen Sie eigentlich her? Aber aufrichtig, bitte!"

„Ich weiß es selbst nicht recht. Oder doch. Sie sagten, Sie wären eine Kommunistin. Wie kann man Kommunist sein, wenn — —"

„Genau so, wie man ein Antikommunist sein kann. Aus Überzeugung. Oder wegen des Profits und der Karriere. Und so weiter. Aber ich werde Ihnen sagen, warum Sie kamen. Wegen Ihres Mädchens, nicht wahr?"

Sie hat die Augen halb geschlossen und betrachtet gespannt

sein Gesicht. Wird er ja sagen? Freilich wird er ja sagen. Aber er soll es nicht, er soll es nicht — —

Wäre Leutnant Sokol ein besserer Psychologe gewesen, hätte er nein gesagt. Keine Frau, keine echte Frau hört es gern, wenn ein Mann von der Liebe zu einer anderen spricht.

„Ja", sagt er und hebt den gesenkten Kopf. Xena lächelt wie immer mit dem Mund. „Sie waren aufrichtig. Sie sind eine Agentin — —"

„Nur nebenberuflich. Hauptberuflich bin ich Bardame in einem scheußlichen Schwabinger Nachtlokal. Aber weiter. Sie glauben, ich könnte dem Mädchen helfen. Vielleicht kann ich es. Was können Sie mir aber dafür bieten? Wieviel ist Ihnen das Leben des Mädchens wert?"

„Ich bin kein Verräter!"

„Nicht so laut! Nein, ein Verräter müssen Sie nicht sein, aber ein Geschäftsmann müssen Sie sein. Diese Sache ist ein Geschäft wie jedes andere Geschäft auch. Bleiben wir also sachlich. Sie lieben das Mädchen und ich liebe, na, sagen wir vor allem unsere Partei natürlich. Wenn ich dem Mädchen umsonst helfen würde, wäre es ein Verrat an meiner großen Liebe. Und ich will auch keine Verräterin sein. Was sagte übrigens Kalous dazu, daß Sie spazieren gehen wollten? Hat er nichts dagegen gehabt?"

„Kalous ist heute gar nicht nach Hause gekommen. Und anrufen wollte ich ihn im Sender nicht."

„So? Dann weiß also Kalous gar nicht, daß Sie mit mir sprachen?"

„Die Madame wird es ihm bestimmt sagen."

„Einen Augenblick, bitte!"

Sie steht auf, nimmt das Koffertäschchen und geht in das Haus hinein, in dem sich der große, kaltblaue Saal des Restaurants unter dem Chinesischen Turm befindet. Ohne jemanden zu fragen findet sie sofort die Telefonzelle. Das Gespräch, währenddessen sie sich unzufrieden in dem Reklamespiegel an der Wand der Telefonzelle anschaut, ist nur kurz. Dann fährt sie sich mit einem Stift über die Lippen, schaut sich selbst böse in dem Spiegel an und geht langsam zurück in das Gartencafé.

„Wo sind wir stehen geblieben? Kalous weiß also nicht, daß

Sie mit mir bekannt geworden sind und die Madame wird es ihm nicht sagen. Ich habe mit ihr jetzt telefoniert, wegen meines guten Rufes. Sie verstehen doch. Sie waren im Bett und ich habe mich ziemlich lange bei Ihnen aufgehalten. Ich schlage Ihnen folgendes vor. Ich behalte Sie als Pfand. Wird das Mädchen frei sein, diese Libuše Melanova, dann wird man in Prag entscheiden, was mit Ihnen geschehen soll. Sind Sie bereit als Kavalier Ihr Leben für die Dame Ihres Herzens zu opfern? Oder brauchen Sie vielleicht Bedenkzeit?"

„Wie meinen Sie es, mich als Pfand? Und wer garantiert mir, daß Sie die Wahrheit sagen?"

„Niemand. Agenten sagen nie die Wahrheit, sonst wären sie keine Agenten. Oder haben Sie in Ihrer Kompanie keinen Politruk gehabt, der Ihnen etwas über den Spionagedienst vorgeplaudert hätte? Ich bringe Sie jetzt gleich, falls Sie einverstanden sind, irgendwohin, und dort bleiben Sie, bis das Mädchen da sein wird."

„Und wenn das ganze eine Falle ist?"

„Verdammt noch einmal, wenn Sie Angst vor mir haben, dann brauchen Sie nur aufzustehen, mich an der Hand zu packen und mich zum nächsten Polizeirevier zu schleppen. Hier, meine Herren, ist eine gefährliche kommunistische Agentin. Eigenhändig von mir gefangen. Und wenn Sie sich einbilden, ich sperre Sie in einen Käfig ein und dort werden Sie gefesselt Ihres Schicksals harren müssen, so ist es auch ein Irrtum. Sie sind ein Flüchtling, ich bin auch ein Flüchtling. Wir trafen uns, Liebe auf den ersten Blick, basta. Meine Wirtin ist oft wochenlang nicht zu Hause, sie hat irgendeine Vertretung, Waschmaschinen oder Kinderbadewannen oder so etwas. Und an meine Herrenbesuche ist sie gewöhnt. Eine Bardame kann ja nicht lauter Nonnen empfangen. Und in dem Haus wohnen noch andere vier oder fünf Mieter und die Wände sind so indiskret dünn, daß man sich geniert, wenn man ‚Du, ich liebe dich', sagt. Bei meinem Beruf kommt es aber auf diesen Satz nicht so viel an. Also?"

„Gut, ich gehe mit Ihnen. Aber — —"

„Ich weiß, ich weiß. Falls Ihre Süße nicht kommt, bringen Sie mich um. Am besten mit Gas, wenn ich Ihnen raten darf. Und als Selbstmord tarnen. Einzelheiten darüber später."

Sie legte einen Geldschein auf den Tisch hin, der Kellner saust gerade wieder vorbei und tut so, als würde er Kleingeld in seiner bauchigen Tasche suchen. Sie geht aber schon und der Kellner ruft ihr für die zwei Mark sechzig, die sie ihm als Trinkgeld ließ, „Küß' die Hand und beehren Sie uns wieder", zu. Auch „Angenehme Ruhe", wollte er sagen, aber das würde kaum passen. Sie hat so einen feschen Begleiter, wirklich ein hübsches Liebespaar.

Ein Brief von der Mutter

Nachmittags war wieder Unterricht. Man übte die Überprüfung der „Beschattung". Wie verhalte ich mich, wenn ich annehme, daß mir ein gegnerischer Agent auf der Straße folgt? Liba konnte in den letzten Tagen vor Aufregung und Übermüdung fast nichts mehr essen. Die Aufseherin meldete es dem Leiter der Schule und der ließ das Mädchen von dem Arzt, der seinen Wohnsitz in der Schule hatte, untersuchen. Er tat es gründlich, fand aber keine Krankheit, sondern nur eine allgemeine Schwäche und einen zu niedrigen Blutdruck. Liba bekam von ihm den strengen Befehl, alles in sich hineinzustopfen, was sie zu essen bekommt. Die Aufseherin wartete in ihrem Zimmer so lange, bis sie mit der Rindsuppe und mit dem Reisfleisch fertig war. Liba verschlang alles hastig um zu gehorchen, ihr Magen behielt aber das Essen nicht. Mit dumpfem Kopfweh steht sie jetzt in dem Unterrichtszimmer und erzählt apathisch.

„Wenn ich glaube, jemand folgt mir auf der Straße, dann darf ich mir nicht anmerken lassen, daß ich von der Beschattung weiß. Ich muß ruhig, ohne mich umzudrehen, weiter gehen. Erst nach fünf oder acht Minuten drehe ich mich um und gehe wieder den Weg, den ich kam, zurück. Ungefähr drei Minuten. Dabei muß ich mir sämtliche Personen, denen ich begegne, gut merken. Das Zurückgehen kann sich unter einem Vorwand, zum Beispiel in ein Schaufenster schauen, oder in einem Geschäft eine Kleinigkeit kaufen, bis dreimal

wiederholen. Die Personen, denen ich bei jedem Zurückgehen begegne, werden immer andere sein. Derjenige oder diejenige dagegen, der ich dabei immer begegnen werde, ist der ‚Schatten'."
Instruktor bei diesem Unterricht ist ein dicker Kriminalbeamter aus Prag. Bei der SNB (Behörde für nationale Sicherheit) ist er nicht mehr tätig, er wurde vor zwei Jahren nach Marienbad in die Spionageschule abkommandiert. Er langweilt sich sichtlich bei dem Unterricht, es ist immer dasselbe, was er bei jedem Kurs vortragen muß. Für Liba hat er eine gewisse Schwäche, wie sie alle großen, dicken Männer für zarte, schmächtige Mädchen haben. Zeigen darf er diese Schwäche nicht, den Instruktoren ist es strengstens verboten, auch nur die Andeutung eines Flirts mit den weiblichen Zöglingen der Schule zu haben.
„Na schön. Setzen Sie sich", sagt er und wendet sich zu der dicken Frau mit dem fetten, strähnigen Haar. „Was ist jetzt also weiter? Sie haben sich überzeugt, daß Sie von der Person X beschattet sind. Was tun Sie jetzt?"
„Es kommt darauf an, ob man die Person abschütteln will oder nicht."
„Nehmen Sie an, Sie müssen den Verfolger um jeden Preis abschütteln. Also? Sie zum Beispiel, mit Ihrem Asthma, Sie könnten schwerlich davonrennen. Davonrennen empfiehlt sich übrigens überhaupt nicht."
„Ein fahrendes Taxi anhalten würde ich."
„Gut. Vorausgesetzt allerdings, daß nicht ein zweites Taxi in der Nähe steht, oder ein zweites gleich dahinter fährt."
„Ich als Frau könnte auch in den nächsten Damenfrisiersalon gehen."
„Nötig hätten Sie es bestimmt. Aber was dann? Sie können doch nicht in einem Frisiersalon übernachten. Der Verfolger steht draußen und Sie sitzen unter der Haube in einer Falle. Blöder ginge es wirklich nicht mehr. Setzen Sie sich. Was würden Sie tun?"
Der eifrige junge Mann, der beste Schüler des Kurses, springt wie eine Feder in die Höhe, muß sich aber sofort wieder hinsetzen und noch einmal aufstehen, denn Hast ist während

des Unterrichtes verboten. Man muß sich vollkommen beherrschen können.
„Die Straße bei rotem Licht überqueren und bevor der andere auch drüben ist, in der Menge untertauchen."
„Nicht schlecht. Aber wenn Sie der Wachmann aufhält?"
„Versuchen müßte man es auf jeden Fall. Oder den Verfolger in ein Haus locken und ihm dann auf der Stiege die Faust in den Magen stecken."
„Empfiehlt sich allerdings nicht für Damen."
In dem Moment brach Liba zusammen. Keiner von den Schülern rührte sich vom Platz, um ihr zu helfen. Das hübsche Mädchen, das immer am Fenster saß, meldete sich, als ob nichts geschehen wäre, zu Wort, und erklärte, sie würde sich an einen Wachmann wenden und ihn um Schutz bitten, da sie von einem zudringlichen Mann verfolgt würde. Der Instruktor schaute die ohnmächtige Liba verstohlen mitleidig an, dann drückte er auf einen Knopf bei der Tür und nickte dem hübschen Mädchen zu. „Keine schlechte Idee, aber dazu muß man eine so hübsche Schnauze haben, wie Sie. Ist nicht jedem gegeben."
Die knochige Frau, die einige Sekunden später erschien, nahm Liba wie ein Paket in die Arme und trug sie in ihr Zimmer hinauf. Dort warf sie sie auf das Bett und ging wieder.
Eine Weile war gar nichts, und das war schön. Kein Unterricht, keine Beschattung, nichts. Liba lag auf einer Wiese und neben ihr saß Milan und hielt ihre beiden Hände und flüsterte etwas. Was es war, verstand sie nicht, aber seine Stimme klang so zauberhaft, daß sie wußte, er spricht zu ihr von seiner Liebe.
Dann aber wurde seine Stimme widerlich schrill und dann brummend und eintönig, aus der Wiese wurde eine stinkende Pferdedecke und Liba erwachte und wußte wieder alles. Auch, daß draußen auf dem Korridor ein Staubsauger arbeitete. Und plötzlich bemerkte sie, daß die Tür nicht ganz zu war. Hat die Aufseherin vergessen abzuschließen? Ausgeschlossen. Vielleicht steht sie draußen, vielleicht bringt sie wieder den Arzt. Und dann sah sie ein Gesicht in der Türspalte, eigentlich nur eine Nase und ein Auge.
„Sind Sie Libuša Melanova?" flüsterte es.

Liba antwortete nicht. Man darf nicht antworten, wenn man mit dem Namen angesprochen wird. Man will sie auf die Probe stellen.
„Kommen Sie doch schnell her, wenn Sie Melanova heißen. Ich habe einen Brief für Sie. Von Ihrer Mutter."
Sofort sind sämtliche Verbote vergessen und Liba reißt der Frau, die hinter der Tür steht, den Brief aus der Hand.
„Kein Wort davon! Brief vernichten! Sofort zurück ins Bett, die Aufseherin kommt!"
Die Frau bückt sich wieder zu dem Staubsauger und fährt mit ihm weiter. Die Aufseherin bringt auf einem Tablett eine Tasse starken Kaffee und zwei Buttersemmeln. Liba warf in ihrem Schrecken den kostbaren Brief unter das Bett. Zitternd liegt sie da und stellt sich schlafend.
„Den Kaffee sollen Sie sofort schnell austrinken und die Semmeln nachher langsam aufessen. Und abends wird man sie spazieren führen, soll ich Ihnen ausrichten."
Kaum ist die Tür wieder zu, hebt Liba den Brief auf und läuft auf den Zehenspitzen in den kleinen Baderaum. Mit Gewalt zwingt sie sich aber, noch einmal in das Zimmer zurück zu gehen und den Kaffee auszutrinken, bevor sie den Brief öffnet. Sie will nicht noch einmal ohnmächtig werden. Wenn man sie mit dem Brief finden würde — nein, nein, nein! Der Brief steckte in einem schmuddeligen blauen Umschlag und ist auf einem Stück braunen Papier, aus dem in den Gefängnissen Tüten verfertigt werden, geschrieben.
„Liebe, liebe kleine Libuška — —"
Weinen muß man, laut weinen. Schnell dreht Liba die beiden Wasserhähne an der Waschmuschel um, auch die Dusche läßt sie in die Badewanne wie Perlen nach allen Seiten spritzen. Das übertönt das Weinen. Man darf das Weinen nicht hören. Aber man sieht nichts durch die Tränen, die Zeilen schwimmen über den Papierrand hinweg. Also nicht weinen, man muß schnell weiter lesen.
„Es geht mir gut, aber gesund bin ich immer noch nicht. Gestern war ein Herr da, ich habe mit ihm allein sprechen können. Bitte, tue es, was man von Dir verlangt, sonst müßte ich vors Gericht und — Du weißt schon. Du kannst nichts anderes machen, Du mußt gehen. Der Herr sagte, ich könnte

später nachkommen. Ich bete für Dich. Deine Mutter."
Zehnmal, zwanzigmal liest Liba den kurzen Brief, bis sie ihn ganz auswendig kennt. Auch das hat sie hier in der Schule gelernt, Briefe und Nachrichten müssen auswendig gelernt und nachher sofort vernichtet werden. Ihr Gehirn gehorcht mechanisch den Befehlen, die sie monatelang hier, in den verschiedenen Unterrichtsräumen, bekam. Es ist, als würde der Instruktor mit ihr in dem Badezimmer sein, er hört, wie sie die Sätze flüsternd immer wiederholt, er schaut zu, als sie den Brief mit dem Umschlag in winzige Stückchen zerreißt und in das Klosett wirft. Mehrmals nachspülen, jawohl, jetzt ist es in Ordnung.

Jetzt hat sie also doch eine Nachricht von der Mutter bekommen. Alles solle sie tun. Und Milan? Die Mutter kann aber nicht wissen, warum sie über die Grenze gehen soll. Darum schrieb sie es. Bestimmt ist es so. Und krank ist sie noch. Und sie schreibt nicht, wo sie ist. Gestern war der Herr bei ihr. Wann war es aber, das Gestern? Wie lange hat der Brief gebraucht, bis er hierher kam?

Obwohl sie so viel über gefälschte Briefe gelernt hatte, über täuschend gut nachgemachte Handschriften, über durch gegnerische Agenten unterschobene Nachrichten, kommt ihr nicht in den Sinn, daß der Brief nicht von der Mutter stammen könnte. Der Brief ist eben von der Mutter und die hat mit Spionage nichts zu tun.

Eifrig und gehorsam kaut sie an der Buttersemmel und fühlt sich leicht, wie schon lange nicht. Vielleicht könnte sie der Mutter auch eine Nachricht schicken. Durch die Frau, die ihr den Brief gab. Vielleicht ist die Frau auch gegen — gegen die Kommunisten. Die Schulhefte, die jeder von den Schülern bekommt, müssen wieder abgegeben werden und die Zahl der Seiten wird kontrolliert. Sonst hat sie kein Papier. Aber man kann auch auf ein Taschentuch einige Worte mit Zwirn einsticken. Bestimmt, so wird sie es machen, so wird es gehen. Und in der Bundesrepublik, dort wird ihr Milan schon raten. Wer wird wissen können, was sie mit ihm spricht, wenn sie mit ihm ganz allein sein wird? Ganz allein mit Milan — —
Das ist so viel Glück, daß sie zu singen anfängt. Ihr Lied, Milans und ihr Lied. „Versprich mir, daß du nicht weinen

wirst, wenn ich dich verlasse." Dann macht sie sich schön. Für Milan. Sie frisiert sich sorgfältig und zieht das zweite Kleidchen, das sie besitzt, an. Es ist ein hellblauer Fetzen mit einem weißen Spitzenkragen. Den Gürtel dazu hat man ihr abgenommen, Gürtel darf man nicht behalten, klar, man könnte sich doch an einem Gürtel aufhängen. Aufhängen?
Ihr Bild im Spiegel ist weg, ein Galgen steht da. Und die Mutter — — Nein, das darf nicht sein! Das wird nicht sein. Wenn sie nur schon in Deutschland wäre! Milan hat doch gesagt, daß es eine Organisation gibt, die den Häftlingen in den kommunistischen Kerkern hilft. Auch Aufseher sollen zu dieser Organisation gehören. Man wird die Mutter befreien, es sind schon viele Häftlinge aus dem Gefängnis geflüchtet.
Fast überhört sie, daß die Tür geöffnet wird. Die Aufseherin bringt auf einem Blechteller einen Apfel. Heute ist wirklich ein Glückstag. Einen Apfel hat sie schon — als sie noch frei war, damals hat ihr Milan zwei Äpfel geschenkt. Dankbar lächelt sie die Aufseherin an.
Das Weib geht nachher in das Büro des Leiters der Schule und meldet: „Die Melanova hat den Brief bekommen. Sie ist wie ausgewechselt, sogar umgezogen hat sie sich und das Haar hergerichtet."
„Ist gut. Weiter beobachten, jede Kleinigkeit merken und melden."
Was der Leiter nicht weiß, ist, daß dieser Brief gefälscht war, daß die tote Mutter keinen Brief mehr schreiben konnte. Das braucht er nicht zu wissen, das wissen nur die in der Zentrale in Prag.

Der unsichtbare Chef

Der Streit dauert schon seit einer Stunde. Pavliček ist blaß vor Wut, aber beherrscht, Kalous rot vor Aufregung und Cognac und streitlustig. Sie sitzen in Kalous Zimmer, der Radioapparat ist auf den Sender «Free Europe» eingeschaltet. „Jetzt hören Sie die Grüße für die Heimat", sagt eine ein-

schmeichelnde Frauenstimme. „Grüße für die Heimat senden wir dreimal täglich, immer um acht Uhr fünfzehn Minuten, um zwölf Uhr dreißig Minuten, und um einundzwanzig Uhr zwanzig Minuten. Achtung, Achtung! Onkel ruft seinen Neffen in Mähren. Foto von der Kleinen erhalten. Ist alles zu Hause gesund? Hören Sie meine nächsten Grüße heute in vierzehn Tagen. Achtung, Achtung! Tischler braucht einen Schraubenzieher. Wir sind vom Urlaub zurück, viel Sonne hatten wir, schade, daß Sie nicht auch mit uns am Meer sein konnten. Achtung, Achtung! Wir rufen Brünn! Wegen Krankheit hat sich unser Brief verspätet. Vorsicht, wenn jemand von uns grüßen sollte! Achtung, Achtung — —"

„Mach endlich den Kasten zu!" knurrt Kalous. „Mir sagst du, ich wäre ein blöder Idiot. Und was sind die Deutschen? Lauter Idioten. Noch blöder als ich. Grüße an die Heimat! Daß ich nicht lache! Und die Deutschen hören sie nicht, diese Grüße!"

„Kümmere dich um deine Sachen und nicht um die Sachen der Deutschen. Und sei froh, daß die Deutschen so dumm sind."

„Die Amerikaner auch, die Amerikaner ebenfalls", lacht Kalous höhnisch und trinkt sein Glas in einem Zug aus.

„Du wirst den Dreckkerl, den Sokol, wieder herschaffen, verstanden? Sonst bekommst du von mir keinen Pfennig, verstanden? Von mir aus kannst du dann nur Wasser saufen!"

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß Sokol — und überhaupt, wie sollte ich verhindern, daß er nicht türmt? Wie, sag' es mir, verdammt noch einmal!"

„Weiß die alte Schachtel, die Französin, etwas?"

„Jawohl, daß ich ihr an die dreitausend Mark schuldig bin."

„Dreitausend Mark? Wofür?"

„Drei schwangere Mädchen gehabt."

„Du Schwein mit deinen Weibern! Vom Sokol weiß sie nichts?"

„Die hat mich mindestens zehnmal gefragt, wann der ‚beau Monsieur' zurückkommt."

„War jemand bei dir, als Sokol noch da war? Nein? Kursch auch nicht? Ich traue diesem Burschen nicht. Hat er mit Sokol wirklich nicht gesprochen?"

„Nein, ich muß es doch wissen. Ich verstehe gar nichts mehr. Er hat doch keinen Pfennig Geld gehabt, keine Wohnung, nichts.“
„Hat er dir nichts gestohlen?“
„Sokol ist kein Dieb. Sokol ist ein Offizier, verstehst, und nicht jemand, der sich für einen Offizier ausgibt und — — “
„Halte das Maul, sag' ich dir!“
„Warum? Ich kann genau so reden, wie du. Ich war wenigstens Unteroffizier, aber du — —“
„Es hat schon viele gegeben, die zu viel wußten und die zu viel quatschten. Und weißt du zufällig, wo sie heute sind?“
„Du wirst mir drohen? Du?“
„Sokol muß her! Man traut dir nicht, damit du es weißt. Man glaubt, daß du ihm etwas zugesteckt hast. Weißt du, was es bedeutet? Das bedeutet, daß ich bei deinem Begräbnis das schöne Lied ‚Strahle noch einmal, du goldene Sonne, strahle noch einmal bei meinem letzten Schritt‘ singen werde.“
Kalous rotes Gesicht wird grau. Er weiß, daß Pavliček keine leere Drohung sagt. Die spaßen nicht. Wenn man nur wüßte, wer der Chef ist. Er kann doch nicht unsichtbar sein, verdammt noch einmal, kein Mensch ist unsichtbar. Wenn man ihn finden könnte! Man könnte ihn den Amerikanern verkaufen. Wenn aber der Chef so gut getarnt ist, und das ist er bestimmt, daß die Amerikaner nur lachen würden, wenn man ihnen sagen würde — Sie, das ist der Chef! Wie aber könnte man es beweisen, daß der Betreffende bestimmt der Chef ist? Kennt ihn überhaupt Pavliček? Pavliček ist schlau. Das mit dem toten Briefkasten im Englischen Garten, das war nicht schlecht gemacht. Darauf ist ihm der Sokol prompt reingeflogen. Zu Hause hat der schlaue Hund Pavliček nichts. Der Chiffreschlüssel, den er benutzt, liegt hier, in der Bar. Passiert etwas, so ist Kalous der Dumme und Pavliček weiß natürlich von gar nichts.
Pavliček betrachtet ihn lauernd. Der wird schon parieren, dieser Waschlappen. Wenn nicht, ist auch gut. Das ist schon Sache des Chefs. Ein kolossaler Kerl, dieser Chef. Aber man müßte doch wissen, wer er ist, auf alle Fälle.
Auf dem Korridor kläffen die beiden Hunde, dann wird an die Tür geklopft und die Tür wird sofort aufgemacht. Xena

rauscht herein, in einem schwarzen Taftkleid mit einem handbreiten, scharlachroten Lackgürtel und einem kurzen, genau so roten Bolero. Eingehüllt in eine Wolke Chanel 6.
„Oh, Pardon, ich wußte nicht, daß du Besuch hast", sagt sie und lächelt Pavliček an.
Kalous springt auf und küßt ihr die Hand. Herrgott noch einmal, mit dieser blöden Geschichte mit dem Sokol hat er ganz vergessen, daß die Xena heute kommen sollte. Und ausgerechnet jetzt muß Pavliček da sein, wo sie doch am Telefon so halb und halb versprochen hatte, daß — —
„Ich störe, nicht wahr?" Wieder spricht sie nur zu Pavliček.
„Aber woher denn, setz dich doch, setzen Sie sich! Du kennst die Dame, nicht wahr? Das ist die schöne Xena."
„Freilich kennt mich Herr Pavliček. Er war schon öfters bei uns im Lokal. Aber eine Bardame braucht man nicht außerhalb der Bar zu kennen. Und dann, die Herrschaften vom Sender, die triefen doch direkt vor Vornehmheit! Ein gewöhnlicher Flüchtling, wie ich — —"
Pavliček denkt blitzschnell nach. Eine Bardame hört viel. Wenn die Männer trinken und ihr dabei tief in den Busenausschnitt schauen, keine schlechte Figur hat die Hure übrigens. Vielleicht hat sie etwas gehört, es kommen genug Flüchtlinge in diese Bar. Man spricht dort mehr tschechisch, als deutsch. Höflich reicht er Xena sein Feuerzeug und fragt leichthin: „Warum kommen Sie auch nicht zu uns, in den Sender? Wir brauchen Schauspielerinnen und Ansagerinnen und Sie haben eine ausgesprochene Mikrofonstimme."
„Was nutzt es, wenn ich kein Glück habe?"
„Bei den Männern aber bestimmt nicht", unterbricht sie eifrig Kalous und legt ihr die Hand auf das Knie. Pavliček hat keine schlechte Lust, ihm eine Ohrfeige zu geben. Der wird mit seiner Schmuserei alles verderben. Antippen müßte man, geschickt antippen. Kalous küßt Xena auf die nackte Schulter und geht zu der Bar.
„Eine interessante Bar, nicht wahr?" Xena legt die Beine auf die Eckbank und schiebt sich drei Polster hinter den Rükken. „Ein Hausaltar als Bar, rührend ist diese Madonna, nicht wahr? So ein richtiges unschuldiges Mädchen. Wissen Sie übrigens, daß ich in Ihre Stimme verliebt bin, Herr Pav-

liček? Leider nicht allein. Ich habe gehört, daß viele Mädchen in unserer Heimat verrückt nach Ihrer Stimme sind, also nach Ihnen. Kommt jetzt nicht Ihre Sendung? Ich glaube ja."
Pavliček ist eitel, wie alle Männer. Natürlich ist sie nur eine Bardame, aber sie hat Rasse. Versuchsweise fährt er ihr mit einem Finger über die fleischfarbenen Perlonstrümpfe, und Xena lächelt weiter.
Kalous bringt eine Flasche Whisky. Xena trinkt nichts anderes, dafür aber ausgiebig. Pavliček zieht die Hand zurück, rückt aber zu der Frau näher.
„Und Ihre Flucht, das war doch großartig! Mit einem Flugzeug zu fliehen, mein Gott, das war eine Leistung! Das war ein Schlag für die Genossen in Prag! Aber es wird immer schwieriger, die Flucht, nicht wahr? Und viele werden an der Grenze abgefangen oder erschossen."
Hier könnte man unauffällig einhaken. Und Pavliček tritt Kalous kräftig auf den Fuß und sagt: „Es ist auch viel Schweinerei dabei. Verrat meine ich. Zum Beispiel die Sache mit dem — wie heißt er nur schnell — Sokol. Dem haben sie an der Grenze sein Mädchen abgeknallt und noch eine Frau hingemacht. Die Mutter von dem Mädchen, oder war es eine Tante."
„Aber gehen Sie! Wirklich? Warten Sie, warten Sie, Sokol haben Sie gesagt? Von dem habe ich auch schon etwas gehört. Oder war er bei uns in der Bar? Wie sieht er denn aus? Still jetzt, jetzt kommt es — das ist der Pavliček! Den muß ich mir anhören!"
Aus dem Radioapparat ertönt ein Lied auf eine Melodie aus der „Dreigroschenoper", begleitet von einer Drehorgel.

„Sie war keine Kommunistin
und sie kam vors Volksgericht,
und sie sagte — töten Sie mich,
alle töten kann man nicht.

Ich muß sterben,
andre kommen,
werden kämpfen so wie ich,
und ich rufe, hört es alle,
Volk, mein Volk, ach, räche mich!"

Gleich danach folgen Nachrichten. Als erstes kommt eine Meldung aus Prag. „Im Pankratzer Gefängnis wurde hingerichtet die sechsundzwanzigjährige Kamila Hajkova. Laut einer Meldung des Kommunistischen Prager Rundfunks war Hajkova tätig für eine Spionagegruppe, die sich ‚Devin' (Mädchenburg) nannte und die angeblich mit einer amerikanischen Dienststelle in der Deutschen Bundesrepublik in Verbindung sein sollte. Aus Bonn wird gemeldet. Der Führer der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Ollenhauer, kritisierte scharf — —"
Pavliček hebt sein Glas und trinkt Xena zu. Die Hajkova ist also hin. Er hat sie nie gesehen. Er schrieb ihr nur und sie schrieb ihm und sie nannte ihn ihren singenden Prinzen und sich selbst seine Braut. Na ja, hin ist hin.

Im Prager Innenministerium

Es ist nichts Neues mehr, daß im Innenministerium in Prag auch in der Nacht gearbeitet wird, und sogar mehr als am Tag. Man hatte sich den Gepflogenheiten der Genossen in Moskau anpassen müssen. Das Tor ist zwar nachts geschlossen, aber man braucht nur zu läuten und es wird sofort aufgemacht. Die Kontrolle nachher ist allerdings sehr streng. Auch Beamte, die hier schon seit dem kommunistischen Putsch im Jahre 1948 tätig sind, müssen ihre Ausweise vorzeigen, die sorgfältig geprüft und nachher mit dem Verzeichnis in der Pförtnerloge verglichen werden. Denn wer noch am Vormittag als absolut verläßlich galt, kann schon nachmittags denunziert worden sein, als amerikanischer Agent, als Diversant, als Trotzkist oder Titoist oder als Saboteur, und in der Nacht kann er schon in demselben Zimmer, in dem er Verhöre führte, selbst verhört werden. Darum ist die Atmosphäre, die im Innenministerium herrscht, immer bedrückt und gleichzeitig voller Spannung. Keiner traut dem anderen, jeder verdächtigt jeden. So will es nämlich die Partei. Das Mißtrauen

verhindert Bündnisse zwischen den einzelnen, die eventuell zu einer Konspiration führen könnten.
Der Mann, der vor der Portierloge wartet, sieht nichtssagend und ziemlich schäbig aus. Trotzdem wirkt er selbstbewußt. Sein Ausweis lautet auf den Namen Oskar Werner. Beruf Dolmetscher und Übersetzer. Offenbar ist er nicht zum erstenmal hier, denn die SNB-Männer, die mit Maschinenpistolen bewaffnet den Eingang bewachen, kennen ihn. Trotzdem wird zwischen ihnen und ihm nicht einmal ein Blick gewechselt. Der Beamte, der seinen Ausweis sorgsam prüft, und der in Wirklichkeit ein nicht gerade kleines Mitglied des Geheimdienstes ist, muß offenbar Instruktionen gehabt haben, denn er fragt gar nicht, zu wem Herr Werner oder Genosse Werner will, und telefoniert. „Ist da", das ist alles, was er in die Muschel sagt. Die Antwort ist ebenso kurz, und gleich danach begleitet einer von den Bewaffneten den Besucher hinauf. Ein anderer geht hinter ihm, denn ein Bewacher allein darf die Besucher nicht begleiten.
Oben, im ersten Stock, sitzen in seinem Prunkzimmer der Innenminister Nosek und ein dicker, weißhaariger Mann. Außerdem ist noch eine Frau da. Die sitzt abseits und bemüht sich, ganz uninteressiert auszuschauen. Während des Krieges war sie in der Sowjetunion und las eine Zeit Nachrichten in deutscher Sprache im Moskauer Rundfunk. Jetzt arbeitet sie als Übersetzerin im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, die sich in dem Haus der ehemaligen Böhmischen Escompte-Bank beim Pulverturm befindet.
Die doppelte, dick gepolsterte Tür schließt sich lautlos hinter dem Besucher, auf dem Gang oberhalb der Tür flammt eine rote Glühbirne auf. Das bedeutet „Beratung, niemand hat Zutritt". Die beiden Bewaffneten setzen sich auf eine Bank gegenüber. Hier müssen sie warten, bis der Besucher das Zimmer wieder verläßt. Der Besucher verbeugt sich kurz und schlägt dabei hörbar die Hacken zusammen. Der Minister zeigt auf einen Sessel, der nicht so nahe seinem Tisch, wie der Sessel des dicken, weißhaarigen Mannes steht. Herr Werner setzt sich steif hin. Die Frau scheint er gar nicht bemerkt zu haben. Er weiß aber ganz genau, wer sie ist. Das Zentralkomitee traut nicht einmal dem Innenminister. Diese Genos-

sin kann nicht nur blendend schnell stenografieren, sondern auch einen „stimmungsmäßigen Bericht“ anfertigen. Die Frau legt ruhig die Hand mit dem scharf gespitzten Bleistift auf den Notizblock und hebt kaum den Blick. Das ist also der Müller, einmal ein allmächtiger Chef einer Abteilung der Gestapo im Petschek Palais in der Bredauer Straße, heute Leiter der tschechischen Spionage in der Bundesrepublik. Das Zentralkomitee wußte, warum sie, eine Jüdin, zu dieser Beratung geschickt wurde. Eigentlich eine ziemlich bunte Gesellschaft. Nosek, der erprobte hundertprozentige Kommunist, ein sozialdemokratischer Minister, ein Gestapomann und eine Jüdin. Die werden sich nie zu einer Gemeinschaft zusammenschließen.
„Das ist also“, beginnt Minister Nosek, „Genosse Lauschmann, und das ist, Genosse Lauschmann, Herr Müller. Herr Müller, Genosse Lauschmann, hat mir schon einen ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit in Österreich und in der Deutschen Republik erstattet und schriftliches Material vorgelegt. Das Material wurde mit Ihrem Material verglichen, im großen und ganzen gibt es wenige Abweichungen. Vor allem ging es darum, ob Ihr Verdacht, daß unsere Agentin ‚Kugelchen‘ ein Doppelspiel betreibt, begründet ist. Genosse Lauschmann hat ihr einige Fallen gestellt, das Ergebnis war aber null.“
„Das bedeutet allerdings noch nichts“, unterbricht ihn der gewesene sozialdemokratische Minister Bohumil Lauschmann, jetzt „Flüchtling“ in Österreich und momentan auf einem kurzen, heimlichen Besuch in Prag. „Das ‚Kugelchen‘ ist jedenfalls aber etwas gegenteiliges zu der imaginären Agentin X, die in Ihrem Bericht vorkommt, Herr Müller.“
„Verzeihung, Herr Lauschmann, in meinem Bericht kommt keine imaginäre Agentin X vor, sondern nur eine Vermutung, daß es diese Agentin X geben könnte. Ich habe auch nie gesagt, daß das ‚Kugelchen‘ die Agentin X ist. Ich sagte nur, daß sie es unter Umständen sein könnte. Gewisse Gründe sprechen aber sehr deutlich dagegen. Das ‚Kugelchen‘ ist zum Beispiel gänzlich geschlechtlos sozusagen, also ohne Wirkung auf die Männer. Die Agentin X muß aber eine starke erotische Wirkung auf die Männer ausüben.“

„Woher wissen Sie es?“ fragt der Minister und blättert dabei in Müllers pedantisch genauem Bericht.
„Ich weiß es nicht, ich habe nicht einmal indirekte Beweise dazu, sondern ich deduziere nur, oder besser gesagt, ich versuche es zu tun. Diejenigen unserer Agenten, die abgesprungen sind oder abgeschossen sind, wurden durchwegs von uns sehr gut finanziert. Finanzielle Gründe zu ihrem Abfall oder zu ihrem Übergang auf die andere Seite sind also praktisch so gut wie ausgeschlossen. Kein einziger von ihnen war homosexuell, sondern sie waren durchwegs starke Erotiker, was das weibliche Geschlecht anbelangt.“
„Warum werden denn gerade solche, man könnte sagen, schwächliche Männer, verwendet?“ fragt Nosek mit einer Spur des Tadels in der Stimme.
„Das beruht auf dem Prinzip der Kompensation“, antwortet Müller unbeirrt. „Agenten, die nicht stark erotisch sind, wirken nicht auf die Frauen, die wir für unsere Zwecke gewinnen wollen. Die erotische Anziehungskraft bleibt fast immer im Gleichgewicht. Schon ein katholischer Heiliger, ich glaube, es war ein gewisser Antonius, sagte, daß sich eine Flamme an der anderen Flamme entzündet und weiter ernährt.“
„Möglich, daß der Heilige recht hat“, sagt mit einem mokkanten Lächeln Lauschmann. „Das ‚Kugelchen‘ ist aber jedenfalls keine Flamme, höchstens ein Zündhölzchen. Klein, beinahe bucklig, unmöglich gekleidet — welche Vorstellung haben Sie, Herr, Müller, von Ihrer angeblichen Agentin X?“
„Die Frage ist, ob es eine solche Frau überhaupt gibt“, sagt Nosek und studiert dabei scheinbar weiter Müllers Bericht.
Müller hat richtig verstanden. Es war eine provozierende Frage. Gelassen erzählt er: „Nehmen wir einen konkreten Fall, den Fall Sokol. Nicht unwichtig, dieser Mann hat hier in der CSR ohne Mittel eine Nachrichtengruppe aufgebaut, von der wir bis jetzt nur einige wenig wichtige Mitglieder unschädlich machen konnten. Wie bekannt, ist er, dank der untadeligen Arbeit des Agenten Pavliček, in die Falle gegangen. Sokol befand sich in der Wohnung des Agenten Kalous. Er hat ihm restlos vertraut, war völlig ohne Geld, und immer stark alkoholisiert. Das sind Tatsachen. Und Tatsache ist, daß dieser Sokol plötzlich spurlos verschwand.“

„Herr Müller, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich widersprechen“, sagt Nosek wieder tadelnd. „Hier könnte also das Geld eine Rolle gespielt haben, und nicht eine Frau. Sokol ist außerdem vernarrt in diese Melanova, die wir haben.“

„Eben nicht, Herr Minister! Ich habe den Akt Sokol ganz genau studiert. Sokol hatte stets Beziehungen zu Frauen, die durchwegs keine blutjungen Mädchen mehr waren. Erfahrene Frauen also, die das ABC-Spiel der Erotik auswendig kannten.“

„Sie meinen also, diese Melanova war nur ein kleiner Ausflug in eine andere Sphäre?“

„Meine Meinung ist gänzlich unwichtig, Herr Lauschmann. Ich weiß durch Zeugenaussagen, daß die Sache mit der Melanova auf Mitleid seitens des Sokol beruhte. Zugegeben, möglicherweise hat er mit ihr ein Verhältnis gehabt, ein Verhältnis schließt das Mitleid nicht hundertprozentig aus und umgekehrt. Aber eines steht fest, Herr Lauschmann, die Melanova ist keine erotische Partnerin des Sokol.“

„Das geht zu weit, Herr Müller“, läßt sich Nosek unzufrieden hören. „Das sind lauter Hypothesen, die von dem Konkreten abweichen. Genosse Lauschmann hat wie immer sehr präzis gearbeitet. Dieser Kalous hat einen ganzen Harem von allen möglichen Weibern, aber eine großartige Agentin X ist nicht dabei, die den Leutnant Sokol hätte verführen können. Wo habe ich es nur? Hier. Wir haben hier zum Beispiel die Stenotypistin Gitta, vom Sender. Überprüft, scheidet aus. Marina, ebenfalls Stenotypistin im Sender, scheidet aus. Dann eine Irena, eine Franzi und so weiter. Da, zum Beispiel. Xena Romanova, Bardame, macht gelegentlich kleine Zuträgerdienste für uns. Haben Sie diese Xena persönlich gesehen, Herr Lauschmann?“

„Jawohl, es steht ja in meinem Bericht. Eine ausgesprochene Hure. Sentimental und zynisch zugleich, eben die richtige Mischung für Männer, die erst durch Alkohol zu Männern werden.“

„Ist es bewiesen, daß diese Frau ein Verhältnis mit dem Kalous hat?“ fragt Müller, steht auf und geht zu dem Tisch des Ministers. Nosek schiebt ihm einige Fotos zu. Der Ge-

stapomann kennt die meisten von diesen Bildern. Was ihn stutzig macht, das sind Xenas Augen, die gar nicht zu ihrem immer lächelnden Mund passen wollen. Diese Augen sind für eine Dirne einerseits zu klug und andererseits zu kalt.
„Ja, ich war nicht dabei, Herr Müller, als der Kalous mit ihr im Bett war“, wiehert Lauschmann auf.
„Das glaube ich Ihnen recht gern, Herr Lauschmann. Trotzdem, es ist nur rein instinktiv, aber Instinkt gehört schon einmal zu unserem Beruf, als rein instinktiv möchte ich mir einen Vorschlag erlauben. Diese Xena soll auf einige Zeit außer Betrieb gesetzt werden. Einsperren, oder eine kleine Verletzung durch Auto, eine Krankheit durch ein Medikament, oder etwas ähnliches. Sagen wir auf zwei Monate. Ist sie die Agentin X, werden auf unserer Seite in dieser Zeit keine Betriebsunfälle mehr passieren.“
Minister Nosek schielt zu der Genossin mit dem Schreibblock. Obwohl sie die welken, bläulichen Lippen fest zusammenpreßt, scheint es ihm, als würde sie hämisch lächeln. Es wird notwendig sein, ein bißchen aufzutrumpfen gegen diese beiden, den sozialdemokratischen Überläufer und den Gestapomann.
„Wissen Sie, Herr Müller“, sagt er und ordnet dabei geräuschvoll das Aktenstück. „Mir kommt das ganze zu romantisch vor. Diese von Erotik triefenden Agentinnen und Agenten, die den weiblichen Reizen unterliegen. Spionage ist doch im ganzen nur ein Geschäft. Diese Xena wird, darüber wird noch entschieden werden müssen, meinetwegen beschattet oder umgebracht, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß eine ungeschulte Agentin eine so bedeutende Rolle spielen könnte, wie Sie es glauben. Unterbrechen Sie mich nicht mit Wortklauberei, Sie glauben, oder Sie vermuten, oder Sie nehmen an, das ist doch vollkommen gleich.“
Müller sitzt so steif, daß ihn der Rücken schmerzt. Seine Stellung ist sehr heikel. Obwohl er den Kommunisten große Dienste leistet, ist er für sie doch nur der „Gestapak“ geblieben. Unerwarteterweise bekommt er Hilfe von Lauschmann, der sich durch Noseks Worte auch betroffen fühlt.
„Wir müssen uns in unseren Methoden den westlichen Methoden anpassen, wenigstens in einigen Fällen. Konkret ist es so. Unsere Agenten kommen meistens nicht gleich an die Per-

sonen heran, die sie brauchen. Also müssen sie sich einer Mittelsperson bedienen. Will man zu einem Minister gelangen, das heißt Informationen über ihn haben, muß man sich unter Umständen mit seiner Köchin anfreunden. Oder mit einer Sekretärin. Und umgekehrt. Wollen wir eine weibliche Person, zum Beispiel eine wichtige Journalistin der westdeutschen Presse, für uns gewinnen, so schickt man zu ihr einen Agenten, der ihr schöne Augen macht. Selbstverständlich muß es ein Mann sein, der ihr Typ ist. Den Rest macht die Liebe, der Alkohol und nachher die Erpressung."

„Na gut. Sie bekommen Bescheid, Herr Müller, ob und wann gegen die Bardame etwas unternommen wird. Für heute — richtig, da hat Herr Lauschmann —" er betont das Wort „Herr" so, daß Lauschmann zusammenzuckt. Nie, nie mehr wird man ihn Genosse nennen. Weder werden es die Sozialdemokraten tun, die er verraten hat, noch die Kommunisten, denen er jetzt dient. Man verachtet ihn mehr, als diesen Gestapomann. Nosek wirft wieder einen Blick auf die fleißig stenographierende Genossin, deren Gesicht einer mißmutigen Maske gleicht. Die wird wieder ein hübsches „Stimmungsbild" verfassen, diese Mumie. „Herr Lauschmann hat Tonbänder gebracht, die Kalous mit dem Sokol aufgenommen hat. Genossin, laß das Zeug laufen und stenographiere mit. Nachher wirst du es dem Herrn Müller ins deutsche übersetzen."

Das Tonbandgerät steht vorbereitet auf einem Tisch. Daneben liegen einige runde Schachteln aus Aluminium, in denen die besprochenen Tonbänder aufbewahrt sind. Sie sind alphabetisch bezeichnet. Die Frau steht sofort auf, öffnet die Schachtel, auf der „A" steht, legt das Tonband auf die Scheibe und schaltet ein. Die drei Männer beugen sich vor, um besser hören zu können. Doch — das Tonband läuft leer. Man hört nur das leise Geräusch des Tonbandgerätes.

Als erster springt Lauschmann auf. „Was ist das?" schnauft er außer sich, schaut das Tonband von allen Seiten an, legt es wieder hin und läßt das Tonband laufen. Wieder nichts. Alle sieben Tonbänder sind gelöscht.

Nosek legt die Hände auf den Rücken, schaut zur Decke hinauf und schweigt. Müller vergißt seinen Respekt vor dem Innenminister und zündet sich vor Aufregung, ohne um Er-

laubnis zu bitten, eine Zigarette an. Lauschmanns Gesicht ist dunkelrot und mit Schweiß bedeckt. Nur die Genossin ist ruhig geblieben. Sie geht das nichts an.
„Ja, Herr Lauschmann", beginnt Nosek sehr langsam. „Das ist eine nette Überraschung. Haben Sie die Tonbänder nach der Übernahme abgehorcht?"
„Nein. Ich bekam sie in der letzten Minute von Pavliček. Im Zug und im Auto konnte ich natürlich nicht — —"
„Es muß festgestellt werden", fährt Müller schneidend auf, „wer die Tonbänder in der Hand gehabt hat. Eine von diesen Personen hat sie gelöscht."
„Soviel ich weiß", sagt schnaufend Lauschmann. „Soviel ich also weiß, nur Kalous, Pavliček und ich."
„Also nur diese drei Personen?" fragt Nosek betont lässig.
Jetzt springt Müller dem verdatterten Lauschmann zu Hilfe. „Das sind die drei Personen, von denen man positiv weiß, daß sie die Tonbänder in der Hand hatten. Die Tonbänder lagen aber einige Tage in Kalous Wohnung. Die Frage ist, wer ihn in dieser Zeit besuchte, beziehungsweise zu seiner Wohnung Zutritt hatte. Kalous hat zahlreiche Weiberbekanntschaften, das ist bekannt. Wir brauchen also sämtliche dieser Personen, vor allem Frauen, die in der fraglichen Zeit in der Wohnung waren, zu erfassen und wir müssen sie streng überprüfen."
Und wieder muß er an das Bild der Bardame mit dem sinnlichen, lächelnden Mund denken. Wenn es ihm gelingen würde, die Agentin X zu entdecken — man muß seine Position festigen, und das geht nur durch Erfolge und durch Intrigen.
Nosek drückt auf einen Knopf der Platte, die an dem Schreibtisch so angebracht ist, daß sie die Besucher nicht sehen können. Es ist ein Zeichen für die Bewacher draußen, daß „ihr" Besuch das Zimmer des Ministers verlassen wird. Neben der roten Lampe oberhalb der Tür flammt eine blaue Lampe auf. Die beiden Männer postieren sich an der Tür.
„Sie können jetzt gehen, Herr Müller. Sie werden verständigt werden, ob und wann diese Beratung fortgesetzt wird."
Der Minister steht nicht auf und reicht dem Gestapomann auch nicht die Hand. Nicht einmal mit dem Kopf nickt er zum Abschied. Bald nachher wird Lauschmann von einem

Beamten des Ministeriums in ein anderes Zimmer gebracht. Die Bewacher kennen den sozialdemokratischen Minister natürlich und sie dürfen nicht wissen, daß er bei dem Innenminister war. Sie dürfen überhaupt nicht wissen, daß er da war. Lauschmann ist ein Flüchtling, der in der Deutschen Bundesrepublik und in Österreich lebt, und gegen die Kommunisten arbeitet.
Die Radiotechniker, die ihre eigene Abteilung im Innenministerium haben, da dort sehr viel mit Tonbändern gearbeitet wird, beginnen mit der Untersuchung. Sie stellen einwandfrei fest, daß die Tonbänder besprochen wurden, später aber gelöscht worden sind. Auf alle Fälle werden die Aluminiumschachteln daktyloskopiert, obwohl wenig Hoffnung besteht, daß sie derjenige, der die Tonbänder löschte, mit bloßen Händen berührt hätte. Eine Stunde später schon findet eine Geheimsitzung im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei statt, bei der Nosek einen ausführlichen Bericht erstatten muß. Die Beratung dauert noch an, als Lauschmann schon längst wieder über der Grenze ist. Diesmal brachte man ihn mit einem Flugzeug bis an die Grenze. Denn es muß schnell gehandelt werden. Der Täter muß gefaßt werden. Lauschmann fühlt sich nicht sehr wohl, wenn er an diese seine neue Aufgabe denkt.

Bei Kerzenlicht

Das Nachtlokal heißt eigentlich anders, es wird aber von den Stammgästen „Bei Kerzenlicht" genannt. Es unterscheidet sich wenig von den anderen Schwabinger Nachtlokalen dieser Art, die sich eine Note à la Montparnasse oder à la Montmartre geben wollen. Es soll pariserisch wirken, bleibt aber trotzdem bayerisch. Das Lokal ist in einem Keller, dessen Wände bis zum letzten Plätzchen mit Zeitungsausschnitten beklebt sind. Jeder Gast, der sich ein Bier oder einen Schnaps bestellt und bezahlt, hat das Recht, die Wände nach seinem Geschmack zu bereichern. Politik aller Schattierungen schmückt

also die Wände, verlaufene Hunde werden gesucht, Musikkritiken mit handschriftlichen, nicht gerade schmeichelhaften Randbemerkungen sieht man, Publicity für Filmstars, Kochrezepte, Bilder von gerade modernen Mördern — alles findet man da. Die Tischplatten sind scheckig von Spuren verschiedener Getränke und von Brandmalen der Zigaretten, und auf jedem Tisch steht eine Flasche mit einer Kerze. Sie muß nicht unbedingt brennen, die Gäste können nach Belieben auch im Dunkeln sitzen. Die Kellnerin ist ein schlampiges Mädchen, und sieht aus wie eine Dirne, ist aber in Wirklichkeit eine brave und anständige Mutter von zwei Kindern, für die sie hier nächtelang rackert. Das Publikum ist sehr gemischt. Reiche Ausländer kommen hinein und zahlen Wahnsinnspreise für schlechten Sekt, Studenten hocken stundenlang bei einer Flasche Bier zu zwei Mark zwanzig, Mädchen ohne Herrenbegleitung schaukeln auf den hohen Barstühlen, aber vor allem gibt es hier immer Emigranten, meistens Tschechen. Woher sie das Geld hernehmen, fragt niemand. Scheinbar aber arbeiten sie nicht am Tag, sonst könnten sie nicht ihre Nächte in einer Bar verbringen. Für die Stimmung sorgt erstens das Radio und zweitens eine von den gräßlichen Kisten, die „Musik" machen.
Hier arbeitet Xena. Ihr Platz ist hinter der Theke. Der Chef und die Chefin zeigen sich sehr selten. Sie halten sich in der Küche auf, wo allerdings nicht sehr viel zu tun ist. Warme Speisen gibt es nicht, nur Würstchen und Wurstaufschnitt, Schinkenbrote und Käsebrote. In den langen Pausen zwischen den Bestellungen verschlingen die beiden Kriminalhefte. Sie können sich auf ihre Bardame vollkommen verlassen. Noch nie ist es in diesem Lokal zu einer richtigen Rauferei gekommen, denn Xena versteht es meisterhaft, mit Betrunkenen umzugehen. Beim Verrechnen ist es nie zu einem Streit gekommen, sie ist, und das wurde von den beiden Alten mehrmals schlau überprüft, sehr ehrlich.
Gegen zwei Uhr in der Früh ist das Lokal heute fast leer. Nur zwei Tische sind besetzt. An einem lallen total betrunkene Amerikaner, an dem zweiten Tisch sitzen Tschechen. Zwei Männer und zwei Frauen. Die eine von den Frauen sieht eher wie ein Mann aus und sie interessiert sich aus-

schließlich für ihre Begleiterin, die man beim besten Willen nicht hübsch nennen kann. Sie trägt einen engen, lilafarbenen Pullover, der ihren gekrümmten Rücken unangenehm betont, und einen schreiend grünen Rock, der sich so verschoben hat, daß man ihre zu dicken Schenkel sieht. Außerdem sind noch zwei von den Barhockern besetzt. Ganz in der Ecke, beim Eingang in die kleine Küche, sitzt Kursch. Sein Hund Kazan schläft zusammengerollt unter seinen hängenden Füßen. In der Mitte der Bartheke hat soeben ein Herr Platz genommen, der bis jetzt hinten im Dunkeln allein an einem Tisch saß. Sein Anzug ist die teuerste Schneiderarbeit, seine Schuhe stammen aus England, sein Hemd und seine Krawatte aus Paris. Er könnte ein Jude sein, wenn er nicht strohblondes Haar und blaue Augen hätte. Man kann ihn weder schön noch häßlich nennen. Seine Lippen sind voll und rot, seine wasserblauen Augen erinnern an eine Schnecke. Seine Stimme wäre nicht unangenehm, wenn sie nicht so eintönig verschlafen klingen würde. Er wird für einen Griechen gehalten, ist aber ein Tscheche.

„Was trinken wir, Xena?“ fragt er und küßt der Bardame langsam die Handfläche.

„Was Sie trinken, ist mir ganz egal. Ich nehme Whisky.“

„Also zweimal Whisky, Darling. Warum sagst du nicht du zu mir? Wir haben doch Brüderschaft getrunken.“

„Erstens merke ich mir nicht jeden, mit dem ich Brüderschaft trinke, und zweitens stelle ich mir meinen Bruder ganz anders vor.“

„Na schön, dann müssen wir halt noch einmal auf die Brüderschaft trinken.“

„Einverstanden. Wir haben aber leider nur sehr dünne Gläser, die beim Anstoßen zerspringen. Wir werden darum mit zwei Whiskyflaschen anstoßen.“

„Bescheiden bist du jedenfalls nicht. Was wird also die heutige Brüderschaft kosten?“

„Für Sie nur zweihundertfünfzig Mark.“

„Sagen wir also dreihundert Mark und ich werde dich nachher nach Hause begleiten.“

„Ich gehe heute nicht nach Hause, ich gehe in eine Kirche. Ich will nämlich dafür beten, daß das kommunistische Re-

gime bei uns in der CSR noch recht lange dauert. Ginge es kaputt, wäre Ihr Sender «Free Europe» überflüssig und Sie und andere Herren von diesem Sender würden nicht mehr meine besten Kunden sein können. Erika, die Damen am Tisch drei wünschen etwas."
Die Kellnerin, die mit Kursch halblaut über die Zubereitung der tschechischen Zwetschkenknödel beratschlagte, nimmt ohne zu fragen eine Carteblanche-Flasche aus dem Kühlschrank unter der Bartheke, Xena markiert es in ihren Verrechnungsblock, dann hört man einen gedämpften Knall, der Kazans Ohren spitzen läßt, und die zwei Tschechinnen trinken den perlenden, süßlich schmeckenden Sekt. Die männlich aussehende Frau hat schwimmende, verschlafene Augen und streichelt ihrer Partnerin zärtlich die Brüste. Die kleine, halb bucklige Frau ist dagegen eine feste Trinkerin. Ihre Augen sind trotz des nicht gerade kleinen Alkoholkonsums ganz nüchtern. Über den Kopf der Männlichen schaut sie unter den Wimpern zu der Bardame und ihrem Gast hin.
Kursch ist in seiner Trunkenheit bis zu dem Stadium gelangt, in dem man für wenige Minuten wieder halbwegs vernünftig denken kann, jedoch aber ohne Kontrolle der Warnzentrale im Gehirn.
„Wird alles, was du sagst, Xena, in der nächsten Nummer der ‚Exilzeitung' stehen. Mir ist es aber Wurscht. Herr Hrnek von der Evaluation sitzt hier und es ist ihm auch Wurscht, daß die Mascha von der ‚Exilzeitung' mit der Marina vom Sender — —"
Die Männliche ruft ihm über die Schulter mit schwerer Zunge zu: „Ich habe die Erlaubnis mit Mascha zu verkehren! Von der Security! Wir reden von etwas ganz anderem, als vom Exil und Politik."
„Das sieht man", lächelt der griechisch aussehende Herr Hrnek. „Und du, Kursch, mach, daß du ins Bett kommst. Du hast schon wieder mehr als genug."
„Ich werde gehen, wann ich will! Bin kein Hund für dich!" schreit Kursch und fängt hemmungslos zu weinen an. Kazan springt auf, versucht ihm das Gesicht abzulecken und heult laut mit.
Xena beschäftigt sich ruhig mit ihrem Lippenstift und mit

einer winzigen Wimpernbürste. Die zwei Flaschen Whisky, Marke „Black and White“, schwarze Ware aus dem amerikanischen Depot PX, hat sie schon vorhin markiert und bereitgestellt. Dann nimmt sie ein Glas mit Sodawasser, wirft zwei Pillen hinein und winkt die Kellnerin zu sich. Die weiß schon, was sie zu tun hat. Kursch muß das Glas auf einmal austrinken und sie begleitet ihn wie ein krankes Kind auf die Toilette.

„Ernüchterungspillen?“ fragt Herr Hrnek.

„Kotzpillen“, antwortet Xena und zündet sich eine Zigarette an. „Wünschen Sie auch welche?“

„Sagen Sie, warum sind Sie so unfreundlich zu mir?“

„Freundlichkeit ist in dem Getränkepreis nicht mit inbegriffen.“

Die zwei Tschechen haben inzwischen mit den beiden Frauen an ihrem Tisch geflüstert. Sie zahlen an der Bartheke, da die Kellnerin noch immer mit Kursch auf der Toilette ist, und verlassen nachher das Lokal. Kazan liegt vor der Toilettentür und winselt.

Herr Hrnek geht um die Theke herum und umarmt die Bardame so fest, daß sie sich nicht wehren kann, als er sie stöhnend küßt. Aber auf einmal läßt er sie los und betrachtet seinen von Xenas Zigarette verbrannten Handrücken.

„Du Bestie, du Luder — —“

Xena wischt sich mit einem roten Taschentuch die Lippen ab, das mit „Küß mich nicht, küß mich, küsse, küsse —“ bedruckt ist, und lächelt. „Jedem seine Ernüchterungspille, Herr Hrnek. Für Kursch die Kotzpille, für Sie die brennende Zigarette.“

Der Tscheche hat sich aber schon wieder in der Gewalt. Er lächelt auch. „Verzeihung, Darling. Gehst du also mit mir schlafen oder nicht?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich in eine Kirche gehen will, und in einer Kirche ist so etwas ganz ausgeschlossen.“

„Aber mit Kalous hast du geschlafen, was?“

„Warum nicht? Aber jedenfalls nicht in einer Kirche. Und mit Kursch habe ich übrigens auch geschlafen. Wünschen Sie vielleicht das Verzeichnis meiner Liebhaber zu kontrollieren?“

„Kalous wird wahrscheinlich aus dem Sender herausfliegen, und Kursch auch, sie trinken zuviel.“
„Das heißt, sie sprechen zu viel. Das stimmt. Kalous hat unlängst partout von mir wissen wollen, ob ich hier einen gewissen Leutnant Sokol gesehen habe. Das ist doch derjenige, der vor ein paar Monaten über die Grenze ging, nicht wahr? Was ist mit ihm los, mit diesem Sokol? Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit, Darling. Ich möchte mich selbständig machen. Bekommt Kalous tatsächlich etwas dafür, wenn er den Sokol findet?“
„Weißt du etwas von dem Sokol?“
„Leider nicht. Aber ich höre natürlich hier verschiedenes. Die Alten, der Chef und seine Frau, würden das Geschäft an mich verkaufen. Wieviel also bekommt man für den Sokol?“
„Sag' einmal, Xena, möchtest du dir nicht den Kalous ein bißchen näher anschauen und aushorchen? Über das Geschäft werden wir noch sprechen.“
„Warum nicht? Es kommt nur darauf an, ob sich das Geschäft lohnen wird. Zugegeben, bis jetzt warst du nicht schäbig, wenn ich dir etwas zusteckte. Aber ich muß klar sehen. Also, wozu braucht man diesen Sokol?“
„Sokol ist ein kommunistischer Provokateur.“
„Das habe ich mir gleich gedacht. Aber warum hat man ihn nicht von den Amerikanern hoppnehmen lassen?“
„Wollte man ja, aber er hat Wind bekommen und ist untergetaucht. Du weißt, Xena, daß das Geschäftliche zwischen uns beiden immer klappte. Und das andere — —“
Kursch wankt gelblichblaß in das Lokal zurück. Die Kellnerin geht die laut schnarchenden Amerikaner wecken und kassiert dann. Natürlich spielt sich das nicht leise ab. Kazan läuft hin und her, und ist toll vor Freude, daß er seinen Herrn wieder hat. Kursch bleibt vor der Theke stehen und sucht offenbar nach Worten.
„Du, Hrnek“, murmelt er schließlich. „Du bist doch der Chef der Evaluation bei uns, du kennst unsere Karten, du weißt, was auf meinem Fragebogen steht. Könntest du nicht — du kannst mir doch helfen. Schau in der Kartei nach, ob etwas gegen mich vorliegt, ich möchte nämlich auswandern, verstehst du? Sonst saufe ich mich zu Tode. Und so lange ich

hier bin, muß ich saufen. Tue es für mich, sprich mit den Amerikanern von der Security, wir sind doch alle Emigranten und sollten uns gegenseitig helfen."

Herr Hrnek betrachtet angeekelt und spöttisch die schlecht entfernten Spuren an Kurschs Anzug. Die Pillen haben offensichtlich gewirkt. Ohne ihm zu antworten wendet er sich wieder Xena zu. Kursch streichelt verlegen den Kopf des Hundes. Wie ein Bettler steht er da und wartet auf die Antwort. Die kommt aber nicht. Dafür spricht Xena.

„Schau, Kursch, diese Geschichte kannst du auch ein andermal erledigen, oder eilt es wirklich so? Nein, sag' jetzt nichts! Weißt was? Erika bringt dich nach Hause, sie wird ein Taxi nehmen, setzt dich bei dir ab und wird weiter fahren. Laß das Geld jetzt, das kannst du mir morgen geben. Ich habe für heute schon abgerechnet."

Als die drei, Kursch, die Kellnerin und der Hund das Lokal verlassen haben, grinst Herr Hrnek höhnisch: „Hast du wirklich so einen schlechten Geschmack, Xena, daß du dir diesen dicken, besoffenen Kerl aushältst?"

„Geschmack ist eben verschieden. Aber eine Gegenfrage. Bist du wirklich so ein Lump, daß du mit diesem armen Burschen kein Mitleid hast?"

Der Tscheche trinkt zuerst sein Glas Whisky zu Ende, und sagt dann leise und nachdenklich: „Du kannst recht haben. Mit Toten soll man Mitleid haben, und Kursch ist schon halbtot."

Die Generalprobe für die Flucht

Liba hat sich auf die frische Luft gefreut, die Fenster des Wagens sind aber fest geschlossen und haben außerdem noch dichte, schwarze Vorhänge. Sie sitzt neben einem Mann in Zivil, den sie nie gesehen hat, vorne sitzen auch zwei in Zivil. Und doch glaubt sie zu wissen, daß diese Männer Offiziere sind. Sie bewegen sich für Zivilisten zu steif, ihre ganze Haltung hat etwas knappes, militärisches. Während der Fahrt

wird kein Wort gesprochen. Liba weiß, daß heute die Schießerei stattfinden soll, die Probe für ihre „Flucht". Sie hat Angst davor, sie muß an die Mutter denken, wie sie damals dalag und stöhnte und blutete. Um sich abzulenken, versucht sie an den Nachmittagsunterricht zu denken. Die Schüler übten das Ablesen der Worte von den Lippen. Ihr Lehrer war diesmal ein wirklicher Lehrer aus einer Taubstummenanstalt. Ein Instruktor war auch anwesend, und das verwirrte den Lehrer noch mehr. Er wußte nicht, wie er die Schüler anreden sollte, er schien sich sogar vor ihnen zu fürchten.
Liba denkt an Leutnant Sokol. Wie der sich wundern wird, wenn sie ihm irgendwo in einem Kaffeehaus das Kunststück mit der abgelesenen Sprache vorführen wird. Beim größten Lärm, durch ein ganz großes Lokal, kann man „abhören", wie sich jemand unterhält. Wenn sie das früher gewußt hätte! Vielleicht hat jemand auch ihre Gespräche mit Leutnant Sokol im Kaffee „Arco" abgehorcht, das heißt also von den Lippen abgelesen. Es genügt also nicht, gut aufzupassen, wer an dem Nebentisch in einem Lokal sitzt. Nur im Freien darf man gewisse Dinge besprechen, sagte der Instruktor.
Das Auto hält. Der Mann neben Liba steigt aus, die beiden vorne bleiben sitzen. Liba muß auf einen Wink des Mannes, der neben ihr saß, auch aussteigen.
Es ist Nacht, aber der sommerliche Himmel ist hell und voller Sterne. Man sieht ringsumher eine vielleicht vier Meter hohe Bretterwand. Von außen ist diese viereckige Holzwand, die einige Kilometer lang ist, mit riesengroßen Plakaten beklebt. „Mit der herrlichen Sowjetunion für ewige Zeiten!" — „Junge Pioniere! Amerikanische Diversanten brachten mit Flugzeugen Kartoffelkäfer und warfen sie auf unsere Felder ab. Die amerikanischen Imperialisten wollen euch aushungern! Suchet darum die amerikanischen Kartoffelkäfer und macht sie unschädlich!" — „Die Frau ist in einem sozialistischen Land mit dem Mann gleichberechtigt. Gleiche Arbeit, gleicher Lohn! Genossinnen, das Ostrauer Kohlenrevier braucht euch! Meldet euch unverzüglich zu einer freiwilligen Brigade bei euren Nationalausschüssen!" — „Wer der größte Staatsmann aller Zeiten ist, das weißt Du. Hast Du aber auch sämtliche Werke

des großen Genossen Generalissimus Stalin gelesen? Stehen sie auf dem Ehrenplatz in Deiner Bibliothek?"
Man munkelt verschiedenes über diesen unheimlichen Platz, offiziell aber ist es der Schießübungsplatz für den Verband der Jungen Pioniere. Ab und zu, meistens an Sonntagen, werden Buben und Mädchen im Alter zwischen acht und vierzehn Jahren mit Lastwagen zu dem Platz gebracht, alle diese Kinder sind einheitlich gekleidet und alle haben unfrohe, unkindliche Gesichter. Dann hört man den ganzen Tag schießen. Schießen und singen. Singen und schießen. Die Lieder besingen alle den Weltfrieden.
Große Bäume stehen auf dem Platz, Kastanien und Akazien. Die Akazien blühen noch und duften betäubend. Das Gras reicht stellenweise bis zu den Knien und wechselt mit Sandplätzen und flachen Gräben, in denen grünliches Wasser schimmert. Liba geht gehorsam neben ihrem Begleiter, bis sie zu einer Art Wiese kommen. Links steht ein langer Tisch mit zwei Bänken, alles aus ungehobelten Brettern. Dort sitzen einige junge Männer. Einige haben Gewehre, andere Maschinenpistolen. Sie schauen das Mädchen gleichgültig an, unterbrechen aber dabei nicht ihre Debatte über den sowjetischen Film „Fern von Moskau".
Der Begleiter öffnet jetzt zum erstenmal den Mund. „Schauen Sie sich gut um! Dieser Platz, da rechts, ist die genaue Nachbildung eines Grenzabschnittes. Da ist ein kleiner Bach, und da drüben ist der Stacheldraht. Ungefähr fünfzig Meter weiter kommt wieder ein Stacheldraht. Kommen Sie her und schauen Sie sich alles genau aus der Nähe an. Wie breit schätzen Sie diesen Bach?"
„Das Wasser? So zwei Meter vielleicht."
„Falsch. Nur hundertfünfzig Zentimeter. So, und jetzt springen Sie! Nehmen Sie sich ruhig einen Anlauf von, sagen wir, fünf Metern. Also, zeigen Sie jetzt, was Sie können!"
Das Mädchen dreht sich um und geht einige Schritte zurück. Obwohl sie die Augen nicht hebt, fühlt sie, wie sie von den jungen Männern dort an dem Tisch beobachtet wird. Aber sie war in der Schule keine schlechte Turnerin. Umdrehen, laufen — und schon steht sie auf der anderen Seite des Baches. „Bravo!" sagt ihr Begleiter anerkennend. „Springen Sie wie-

der zurück und wir werden es noch einmal wiederholen. Was ist? Außer Atem? Macht nichts, wir haben Zeit. Rauchen Sie inzwischen."
Liba hat immer nur sehr wenig geraucht, und das auch nur, um nicht für ein dummes Gänschen gehalten zu werden. Sie nimmt aber die Zigarette, raucht und hört zu. Ihr Begleiter erklärt ihr, daß der Stacheldraht an dieser Stelle elektrisch geladen ist. Das erkennt man, sagt er und zeigt hinauf auf den Mast, wo weiße Porzellanknöpfe angebracht sind. Nicht so einfach, durch den Stacheldraht zu kommen. Es muß rasch und geschickt gehandelt werden. Schon mancher von den Verrätern und Volksfeinden und Spionen hat sich an diesem Hindernis ordentlich die Pfoten verbrannt.
„Jetzt werden Sie noch einmal springen, aber zuerst müssen Sie mehr zurückgehen. Hierher, zwischen die Bäume. Sie müssen sich vorstellen, daß rechts und links die Wachtürme sind. Merken Sie sich gut, was ich Ihnen sage, Sie werden alles den Amerikanern genau und ausführlich beschreiben müssen. Jeder Flüchtling weiß, daß die PS-Männer in gewissen Zeitabständen die Grenze kontrollieren. In der Nacht haben sie Hunde mit, starke, große Viecher, die auf Kommando den Flüchtling zerfleischen. Der Flüchtling muß im Wald warten, genau wie Sie jetzt, bis die PS-Männer vorbei sind. Schauen Sie hin! Jetzt kommen zwei von den PS-Männern! Schnell hinlegen! Und jetzt ruhig warten, bis die Grenzler ganz verschwinden. Am besten soll man die Zeit an der Uhr kontrollieren, ganz ruhig, so ungefähr fünf Minuten — laufen Sie jetzt!"
Wie eine Feder springt Liba hoch und läuft. Aber schon krachen Schüsse. „Da, da ist sie!" schreien die Männer. Liba bleibt eine Sekunde stehen — wieder sieht sie die Mutter, wie sie nach den Schüssen aufstöhnend hinsank — dann aber läuft sie weiter. Vor ihr, hinter ihr, neben ihr, überall Schüsse. Und ihr Begleiter ruft: „Weiter, weiter! Die schießen scharf! Weiter — und über den Bach!"
Schüsse, Schüsse, Schüsse — nie, nie wird sie mit den zitternden Knien springen können, doch bevor sie noch diesen Gedanken zu Ende dachte, liegt sie schon jenseits des Baches und die Männer, die vorhin an dem Tisch saßen und dann auf

sie schossen, stehen um sie herum und lachen und machen Witze.
„Prima war es, was? Eine erstklassige Flucht für die amerikanischen und deutschen Idioten! Die werden wieder in ihren Zeitungen blödeln! Warte nur, wie du dort drüben berühmt sein wirst durch diese Flucht! Eine Heldin! Bei Maschinenpistolenbeschuß über die Grenze! Dieses Schießen ist doch zum Schießen!"
Liba zittert noch immer, aber die gräßliche Todesangst, die hat sie nicht mehr. So wird es also ausschauen. Noch einmal wird sie es mitmachen müssen, und dann wird sie in München sein, bei Milan. Und die Mutter wird nachkommen.
Ihr Begleiter führt sie zu dem Tisch, die Männer setzen sich abseits. „Wenn Sie hungrig sind —" sagt er und pfeift dreimal kurz. „Wir haben hier nämlich sogar eine Kantine."
Gleich darauf bringt eine ältere Frau ein großes Tablett. Jeder von den jungen „Grenzlern" bekommt einen Teller mit zwei Paar Würsteln und Brot, das Mädchen und ihr Begleiter bekommen Schinkenaufschnitt und Semmeln. Zwei von den Männern schleppen einen Korb mit Bierflaschen und Limonade zu dem Tisch. Liba verschlingt ihre Portion heißhungrig, sie fühlt sich leicht und glücklich und möchte am liebsten noch heute an der Grenze sein. Ihr Begleiter belehrt sie inzwischen weiter.
„Der Stacheldraht muß durchgeschnitten werden, man darf ihn aber nicht mit bloßen Händen berühren. Die Spione, die über die Grenze gehen, die wissen Bescheid und haben eine große Schere mit. Gummihandschuhe sind in unseren verstaatlichten Geschäften so gut wie nicht zu bekommen, jedenfalls nicht ohne Vorweisung einer Bescheinigung, daß der Betreffende zur Ausübung seines Berufes Gummihandschuhe benötigt. Deswegen haben die Diversanten zerschnittene Gummischläuche mit, auch Fahrräderreifen, oder alte Gummistiefel. Werden Sie sich das alles gut merken können? Sie werden sich das alles aufschreiben und auswendig lernen müssen. Denn sicherlich, so werden es die Amerikaner glauben, wurden Sie von denjenigen, die Ihnen zur Flucht verhalfen, über diese Dinge belehrt. Mit dem Stacheldraht direkt werden Sie aber nichts zu tun haben."

„Nein? Wieso denn?“ wagt Liba eine Frage, weil der Mann ganz anders ist, als die kalten, unpersönlichen Instruktoren in der Schule.
„Das werden Sie gleich erfahren. Also — jetzt kommt das wichtigste. Sie sind also an der Grenze, und es wird geschossen. Ich muß Ihnen sagen, daß Sie dabei einen leichten Streifschuß bekommen werden. So leicht, daß Sie es nicht einmal spüren werden. Unsere Jungens, die Sie da sehen, sind Meister in solchen Dingen, und so einem hübschen Mädchen, wie Sie es sind, wird keiner von ihnen weh tun wollen. Mehr weh, als es unbedingt notwendig ist, meine ich. Also Sie haben einen Streifschuß bekommen und sie bluten und Sie können nicht weiter. Kommen Sie jetzt, wir werden weiter probieren, diesmal ohne Schießerei. Na, was haben Sie denn? Angst? Aber gehen Sie, wir werden doch nicht unsere eigenen Agenten erschießen! Das ganze ist doch nur ein kleines Theater für den Westen. Ohne dieses Theater würden Sie bei den Amerikanern verdächtig sein. Eine glatte Flucht anerkennen sie nicht, bei einer glatten Flucht vermuten diese hochintelligenten Imperialisten immer unsere Hilfe. Darum müssen wir die Flucht dramatisch inszenieren. Wir gehen ein Stückchen weiter, dort gibt es keinen Bach mehr, Sie werden also nicht mehr springen müssen. So — das ist die Stelle, zu der Sie während der Schießerei gelangten. Sie verlieren die Richtung und sie laufen zurück und kommen an einen Weg. Vergessen Sie nicht, Sie sind sehr aufgeregt und Sie bluten. Da fährt gerade vorbei — nicht so wiehern, Genossen, das ist doch kein Zirkus, das ist eine sehr ernste Sache!“
Die Burschen lachen aber weiter. Auch Libas Begleiter schmunzelt vergnügt. Über die Waldlichtung holpert ein komisches Fahrzeug. Es knattert und rattert, es quietscht und pufft und schnauft. Es ist eine Art Panzer, es ist ein gebastelter Panzer. Liba muß bis zu dem Fahrzeug hin, oben, in der runden Öffnung, erscheint ein Mann, beugt sich zu ihr hinunter, packt sie bei den Händen und zieht sie hinauf. Die „Grenzler“ wälzen sich direkt vor Lachen und brüllen laut „Bravo.“
Liba muß den Panzer gleich wieder verlassen, man geht wieder zum Tisch und der Unterricht geht weiter. Liba erfährt, daß „zufällig“ gleichzeitig mit ihr auch zwei „Antikommu-

nisten" mit Frauen und einem Kind flüchten werden, und zwar in diesem Panzer, den sie sich selbst gebastelt haben. Sie kommen gerade dazu, als Liba beschossen wird, die „Grenzler" werden glauben, daß es ein richtiger Panzer des tschechischen Militärs ist, der die Verwundete so schnell wie möglich zum Verhör oder ins Krankenhaus, das heißt Gefängniskrankenhaus, bringen will.
„Erstklassiges Fressen bekommen diesmal die Herrn Amerikaner", beendet der Mann seinen Vortrag. „So, und jetzt bringe ich Sie wieder nach Hause."
In der Schule, in ihrem Zimmer, findet Liba unter der Decke einen Zettel. „Es geht mir schon viel besser. Mach alles, wie sie es wollen, Libuška, denn das ist unsere einzige Rettung."
Als der Leiter der Spionageschule die Meldung erhält, daß Libuše Melanova schon den zweiten unterstellten Brief ohne Verdacht „verschluckt" hatte, nickt er nur. „Für meinen Geschmack wäre diese Ziege für eine Agentin zu dumm", brummt er, als er wieder allein ist. Gleich aber erschrickt er. Eigene Meinung zu haben empfiehlt sich in diesem Hause nicht. Auch für ihn nicht, obwohl er der Leiter ist.

Zwischen Tag und Nacht

Um Mitternacht ist Leutnant Sokol aufgestanden, jetzt geht es auf drei Uhr zu. Lange war er damit beschäftigt, sich sorgfältig zu rasieren. Das Anziehen zog er auch in die Länge, denn die Zeit schien still zu stehen. Sein Zimmer ist sehr schmal, nur ein Bett hat dort Platz und ein Schrank. In dem Schrank sind Xenas Kleider. Schon öfters hat er den Schrank geöffnet und dann hat er lange die Mäntel, Kleider und Blusen angeschaut. Warum, das wußte er selbst nicht. Offensichtlich bevorzugt sie rote Farben. Wie fast alle Männer hat auch Leutnant Sokol keine Ahnung, ob die Kleider teuer oder billig sind. Er könnte auch nicht sagen, ob sie schön sind und ob sie ihm gefallen. Das Parfüm, das sie ausströmen,

erinnert an eine Mischung aus Lilienduft und Ledergeruch. In einem kleinen Fach, wo Spitzenkragen, Handschuhe und Taschentücher liegen, steht ein Flacon aus feuerrotem Kristallglas, mit einer schwarzgoldenen Aufschrift. „Pour toi“, steht dort. Für dich.

Praktisch sah er die Frau kaum, seitdem er ihr Gefangener wurde. Für sein Essen sorgte die Frau des Hausbesorgers, der gleichzeitig auch Gärtner war. Das Haus ist eine alte Villa in Bogenhausen, und Xena bewohnt die Mansardenwohnung. Zwei Zimmer, eine Küche und ein Badezimmer.

Nebenan ist Xenas Zimmer. Nicht gerade groß, aber sehr behaglich. In der Mitte steht eine runde Couch, so groß, daß nur wenig Platz für die anderen Möbel übrig blieb. Ein Schreibtisch, eine Stehlampe, ein Radiotischchen, eine kleine Bar an der Wand, ein Serviertisch und zwei Sessel, das ist alles. Das Zimmer ist in zwei Farben gehalten. Die Möbelbezüge und die Vorhänge sind rot, die Möbel schwarz.

Leutnant Sokol geht zum Fenster und schaut hinaus. Das darf er nur in der Nacht und im Dunkeln tun. Vor der Villa gegenüber stehen einige Luxuslimousinen, fast täglich gibt es dort eine Party. Auf dem Balkon sitzt eng umschlungen ein Pärchen. Jetzt hellt sich der Weg auf, man kann die einzelnen Pflastersteine unterscheiden. Ein Auto kommt. Sokol versteckt sich hinter dem Vorhang und späht hinaus. Ja, es ist Xena. Sie zahlt das Taxi, sagt etwas halblaut und lacht. Dann geht sie schnell zu dem Eingang in den Garten. Der Leutnant verläßt schnell ihr Zimmer und setzt sich auf sein Bett. Jetzt muß er noch warten. Sie geht immer zuerst ins Badezimmer, das weiß er. Oder soll er doch lieber gleich hinausgehen? Vielleicht zieht sie sich in dem Badezimmer aus, vielleicht kommt sie in ihr Zimmer nur in einem Nachthemd. Zu spät, man hört schon aus dem Badezimmer gedämpft das Wasser laufen. Was will er aber eigentlich von ihr? Sie hat ihm gesagt, sie werde ihn verständigen, wenn sie etwas über Liba erfahren werde. Vielleicht hat sie schon eine Nachricht, vielleicht hat sie gerade heute eine Nachricht — — Aber er weiß ganz genau, daß er sich selbst etwas einredet und vormacht. Er will sie einfach sprechen, erstens, weil er Tag und Nacht allein ist, und zweitens, weil er sie haßt. Das ist das

richtige Wort, jawohl. Haß ist es, was er zu ihr fühlt, zu dieser zynischen, überheblichen Agentin.
Jetzt kommt sie. Wie vorsichtig sie geht, sie glaubt sicherlich, daß er schlafe. Vielleicht schaut sie sogar durch das Schlüsselloch, aber das hat er mit ihrem schwarzen Spitzenunterrock verhängt. Soll er schon hingehen? Länger darf er nicht warten. Energisch steht er auf, klopft hart an die Tür und öffnet sie gleichzeitig. Xena sitzt mit gekreuzten Beinen wie ein Türke mitten auf der runden Couche und raucht. Sie hat etwas schwarzes an und die schmalen Schulterträger des Gewandes sind aus roten Samtbändern.
„Wollen Sie mir gute Nacht sagen oder guten Morgen, Herr Leutnant?"
Sokol ist gereizt durch diesen ironischen, spöttischen Ton, und das verhaßte Lächeln bringt ihn in Wut. Und keine passende Antwort findet er. Man müßte etwas Witziges sagen, oder etwas Grobes, etwas ganz Gemeines.
„Also Sie wollen mir gar nichts sagen. Darf ich Ihnen also gute Nacht wünschen?"
„Wissen Sie schon etwas neues?"
„Viel sogar, aber das wird Sie kaum interessieren. Sie interssieren sich ja nur für die Melanova."
„Stört Sie das vielleicht?"
„Ach, mich stört vieles, aber man gewöhnt sich mit der Zeit an alles. Eine Bardame muß eine dicke Haut haben."
„Wie lange muß ich noch bei Ihnen bleiben? Ich habe nämlich genug von — —"
„Sie müssen überhaupt nicht bei mir bleiben, Sie haben ja Ihr eigenes Zimmer. Aber falls Sie sich mit mir länger streiten wollen, dann nehmen Sie Platz, im Sitzen streitet es sich viel gemütlicher. Setzen Sie sich ruhig zu mir auf die Couch, hier haben schon viele Männer gesessen."
„Und gelegen."
„Zum Liegen habe ich sie nicht eingeladen. Sagen Sie, Herr Leutnant, haben Sie dem Kalous viel über Ihre Widerstandsgruppe in der Tschechoslowakei erzählt?"
„Hat er es Ihnen gesagt?"
„Aber woher denn! Kalous ist doch ein Antikommunist, der wird doch einer Kommunistin solche Dinge nicht anvertrauen.

Aber es gibt Tonbänder, Herr Leutnant."
„In Kalous Wohnung?"
„Und anderswo auch."
„Auch hier?"
„Manchmal auch hier. Können Sie sich vorstellen, Herr Leutnant, wie viele von Ihren Leuten hingerichtet werden würden, wenn diese Tonbänder aus Kalous Wohnung nach Prag geschmuggelt werden würden?"
„Sie, wenn Sie so etwas — wenn Sie — dann ist mir alles egal. Ich werde Sie — —"
„Noch nicht. Umbringen können Sie mich auch später. Lassen Sie mich zuerst ausreden. Die Sache ist so. Prag gibt die Melanova her, wenn es die Tonbänder bekommt."
„Ich glaube Ihnen kein Wort! Kalous hat nie ein Tonbandgerät benützt, ich müßte es doch wissen. Warum hätte er es denn tun sollen? Kalous arbeitet nicht mit Kommunisten."
„Aber ich! Und wie Sie sich selbst überzeugt haben, habe ich zu seiner Wohnung Zutritt. Und daß es diese Tonbänder gibt, das werde ich Ihnen gleich beweisen. Ihre Gruppe nennt sich „Blanik". Stimmt es? Kein origineller Name übrigens. Die Beneš-Emigranten in London hatten während des zweiten Weltkrieges auch eine Gruppe namens „Blanik". Können Sie sich noch erinnern, Herr Leutnant, an die BBC-Sendungen in tschechischer Sprache? Es ruft Blanik! Blanik siegt! Dann kamen lauter Losungsworte für die Widerstandsgruppe in der Tschechoslowakei. Und wer hat gesiegt? Die Kommunisten. Aber weiter. Sie nannten auch mehrere Namen von Personen, mit denen Kalous eine Verbindung herstellen sollte. Mittels der Losungsworte des Senders Free Europe. So nannten Sie zum Beispiel einen Setzer in der verstaatlichten Druckerei Melantrich in Prag. Dann eine junge Schriftstellerin, die Schreibverbot hat, weil ihr Onkel ein katholischer Bischof ist. Genügt es Ihnen?"
Leutnant Sokol, der noch immer an der Couch steht, antwortet nicht. Draußen raunen die Bäume, als würden sie sich stöhnend gegen etwas wehren. Wind ist es, es kommt ein Sturm. Die roten Vorhänge bewegen sich schlangenartig, fliegen bis zum Plafond und fallen wieder kraftlos herunter.
Xena steht auf, geht zum Fenster und schließt es. Dort bleibt

sie stehen. Mit dem Rücken zu dem Mann. Sie sieht sein Gesicht in der Fensterscheibe. Wie leicht sich manche Menschen bluffen lassen. Wie die Verzweiflung das Denkvermögen lähmt. Zweimal zwei ist doch nicht fünf. Wäre dieser Mann imstande, ruhig zu denken, müßte er doch darauf kommen, daß in dieser Rechnung ein Fehler ist. Aber er denkt nicht, das heißt, er denkt falsch. Er glaubt, zwischen dem Mädchen und seiner Widerstandsgruppe wählen zu müssen. Wen von den beiden soll er opfern? Nein, solche Menschen sind für den Nachrichtendienst völlig unbrauchbar. Noch einmal schaut sie sein Gesicht in der Fensterscheibe an, dann dreht sie sich um und geht zu dem Mann hin.
„Soll ich die Tonbänder abschicken, Herr Leutnant?"
Das Gewitter schickt einige blaugrüne Blitze voraus und brummt drohend. Immer wieder und immer schneller zerreißen die Blitze den Himmel, die Baumkronen beugen sich demütig, sie versuchen dem zornigen Windsturm auszuweichen.
„Schicken Sie mich nach Prag! Mich, nicht die Tonbänder! Geht es? Es muß gehen! An dem Mädchen liegt es den Kommunisten wenig. Mich wollen sie haben! Tauschen Sie mich gegen das Mädchen aus!"
„Nicht schlecht. Erstens edelmütig und zweitens dumm. Sie würden doch in Prag gleich bei dem ersten Verhör Ihre Widerstandsgruppe selbst verraten. Haben Sie schon einmal von so einem Verhör gehört? Nein, die Tonbänder — —"
Ein leises, scharfes Summen. Dreimal hintereinander. Es ist die Glocke zu Xenas Wohnung. Gleich darauf erzittert das ganze Haus. Ganz in der Nähe mußte ein Blitz eingeschlagen haben.
„Besuch? Jetzt?" Und schon ist sie am Fenster. Zwei Männer stehen vor der Villa und auf dem Weg parkt ein schwarzweißer Wagen. Es ist Kalous Auto. „Gehen Sie in Ihr Zimmer! Rühren Sie sich nicht und rauchen Sie nicht! Soll geschehen, was will, niemand darf wissen, daß Sie da sind! Denken Sie an Ihr Mädchen!"
Sie zerwühlt rasch die Kissen auf der Couch, zerzaust sich das Haar und drückt auf den Knopf im Vorzimmer, der das Gittertor automatisch öffnet. Dann drückt sie auf einen zweiten Knopf, jetzt kann man auch die Haustür öffnen. Nun

macht sie die Vorzimmertür auf und horcht. Die beiden Männer haben das Minutenlicht auf der Treppe nicht eingeschaltet und gehen sehr vorsichtig auf Zehenspitzen.
Xena springt auf die Couch und kuschelt sich unter die Damaststeppdecke. „Was ist denn passiert?“ fragt sie verschlafen.
Kalous setzt sich ohne Umstände zu ihr, Kursch fällt schwer in einen der beiden Sessel. Er scheint ausnahmsweise nüchtern zu sein. Sein aufgedunsenes Gesicht ist schlaff, seine geröteten Augen sind glanzlos.
„Verzeih, Xena, daß wir — ja, es ist etwas passiert. Etwas Schreckliches. Ich habe zu Hause — könnte ich etwas trinken? Kursch, mach die Bar auf und gib Gin her. Du, Xena, du mußt uns helfen! Kursch meint, du wirst uns bestimmt helfen. Ich habe zu Hause Tonbänder gehabt, vom Sender, verstehst? Mit Instruktionen.“
„Wozu hast du solche Dinge zu Hause gehabt?“
„Sie sollten abgeschrieben werden, die Security wollte nicht, daß sie im Sender im Taping-pool abgeschrieben werden. Und diese Tonbänder — die sind leer! Gelöscht! Irgendein Schwein will mich vernichten! Weißt du, was es bedeutet? Die Amerikaner werden mich einsperren!“
Kursch kommt näher, geduckt, mit der Ginflasche in der Hand. Er hat nicht getrunken, sieht aber wie ein Schwerbetrunkener aus. Hart schiebt er seinen Freund zur Seite und sagt heiser: „Nein, lügen darf man jetzt nicht! So war es nicht! Xena! Du mußt alles wissen, sonst kannst du uns nicht helfen. Kalous hat die Tonbänder dem Pavliček gegeben, und auf einmal sollen sie angeblich leer gewesen sein. Kein anderer hat sie gelöscht, als dieser Schweinehund Pavliček selbst. Kein anderer, das weiß ich!“
„Das kann doch nicht so ein Unglück sein. Die Security hat doch sicherlich dem Kalous nicht die Originaltonbänder, sondern nur die Kopien gegeben“, meint die Frau ruhig, lauscht dabei gespannt, ob sich in dem Nebenzimmer nichts rührt.
„Das ist es eben, Xena! Laß mich, Kalous, sie muß alles wissen! Es waren Originaltonbänder, und es gibt keine Kopien! So ist es! Es geht jetzt um unsere Schädel! In Kalous Wohnung war — —“

„Schweig! Keine Namen!“ unterbricht ihn Kalous mit gefährlich zusammengekniffenen Augen.
„Ich habe doch nach keinem Namen gefragt. Ich will auch keine Namen wissen. Je weniger man von solchen Dingen weiß, desto besser.“
„Sei nicht böse, Xena, ich bin ganz verdreht, ich — —“
Weiter kommt er nicht und fliegt wie eine Fetzenpuppe an die Wand. Kursch sieht jetzt wie ein Irrsinniger aus. Seine Augen flackern, seine Zähne schlagen laut aufeinander. „Keine Namen?“ knurrt er. „Sie muß alles wissen! Ich will nicht so elendig krepieren! Xena, du kennst mich doch, ich wollte nicht — ich war doch zu Hause noch nicht — ich kann nicht mehr, ich will fort! Ich ertrage es nicht mehr! Ich habe doch den Hrnek gebeten — und jetzt ist alles hin, alles! In Kalous Wohnung war Leutnant Sokol!“
„Sokol? Welcher Sokol? Ach so, du meinst den Sokol — ich weiß schon. Und wo ist er jetzt?“
„Verschwunden — und die Tonbänder, die er besprochen hat, sind hin. Und Prag will sie haben. Sie verdächtigen uns, Kalous und mich. Weil wir Schulden haben, glauben sie, daß wir auch für die anderen arbeiten. Auch nach dir haben sie gefragt, weil du doch ab und zu in Kalous Wohnung warst. Es gibt Großalarm, Xena!“
„Was soll ich aber tun, Junge? Komm, beruhige dich doch, du wirst noch krank werden.“
„Der Sokol, dieser blöde Kerl, der hat natürlich geglaubt, Kalous wäre noch das, was er in der Tschechoslowakei war, und hat ausgepackt. Kalous hat ihn besoffen gemacht, was gar nicht so schwer war, Sokol war total ausgehungert. Er hat doch ein Mädchen zu Hause, das haben sie an der Grenze geschnappt. Und er hat seine Leute dort drüben, die er verständigen wollte. Durch den Sender, durch Losungsworte. Sokol glaubte, man würde dem Mädchen helfen können.“
Kalous trinkt ein Glas Gin in einem Zug leer, bleibt aber vorsichtshalber dort stehen, wo ihn Kursch hingestoßen hatte. Er nimmt es ihm nicht übel, er hat schon einigemal erlebt, wie die Angst vor dem unsichtbaren Chef die Leute wahnsinnig machte. Sacht, wie zu einem Schwerkranken, redet er Kursch zu: „Schau, nimm dich doch zusammen, Mensch, es

ist doch nicht alles verloren. Damit ich nicht vergesse, Xena, Pavliček glaubt, das heißt, ich habe ihm gesagt, daß ich — na, daß wir beide — —"
„Daß wir ein Verhältnis haben?"
„Ja, nämlich, er hat gefragt, ob ich — — Sei nicht böse, ich mußte ihm sagen, daß wir ein Verhältnis haben, sonst hätte er herumgebohrt, warum du zu mir kamst."
„Pavliček glaubt halt, eine Bardame wie ich kann kein anderes Verhältnis zu einem Mann haben, als eben ein Verhältnis. Warum sollte er aber selbst die Tonbänder gelöscht haben? Prag hätte doch für sie gewiß einige Tausende bezahlt. Kann es nicht ein anderer gewesen sein?"
„Es war kein anderer als der Lump", knurrt Kursch bebend vor Wut. „Er kann uns nicht leiden, mich und den Kalous, und dann, wir wissen auch einiges über ihn wegen Geld und so. Darum will er uns aufgeben. Darum sollen wir krepieren! Aber ich bringe ihn um!"
„Weiß jemand, daß ihr beide zu mir gefahren seid?"
„Nein, ich bin extra zick-zack durch München gefahren, hin und her, um mich zu überzeugen, daß uns niemand folgt, und Kursch hat auch gut aufgepaßt. Was sollen wir jetzt tun, Xena?"
„Ja, ich weiß selbst nicht. Jedenfalls, ganz ruhig bleiben. Keinen Krach mit Pavliček, kein Mord und Totschlag. Nach Hause gehen, als ob nichts geschehen wäre. Ich werde gleich Nachmittag ein bißchen nach diesem Sokol herumfragen. Jetzt muß ich aber schnell schlafen, sonst werde ich wie meine eigene Großmutter ausschauen und das kann ich mir bei meinem Beruf nicht leisten. Wir können heute Abend bei mir in der Bar weiter sprechen. Und du, Kalous, denk' gut nach, wer alles in der letzten Zeit in deiner Wohnung war. Wo waren überhaupt die verdammten Tonbänder?"
„Dir kann ich es ja sagen. In der Bar, in dem Schrank mit der Jungfrau Maria. Wenn man die Bar öffnet, wird das Tonbandgerät automatisch eingeschaltet."
„Gut, daß ich es weiß. Wenn ich wieder zu dir komme, wird sich die Jungfrau nicht vom Fleck rühren dürfen. Auf Wiedersehen also, Jungens! Gute Nacht! Leise gehen! Niemand

braucht zu wissen, daß ich zwei Männer auf einmal bei mir hatte. Ich bin eine anständige unanständige Frau."
Das Gewitter tobt jetzt irgendwo weiter und es regnet in Strömen. Fröstelnd zieht Xena die Steppdecke bis zu dem Kinn hinauf. In dem Nebenzimmer bleibt alles still. Kommt er nicht? Oder überlegt er, was er jetzt tun soll? Eine große Dankszene kommt wahrscheinlich. Paßt aber irgendwie nicht zu dem Bild, das noch nicht den richtigen Rahmen hat.
Dann kommt er. Beide Hände in den Taschen, sehr beherrscht, sehr kalt. „Jetzt weiß ich alles", sagt er und schaut die Frau verächtlich an.
„So? Ich leider noch nicht."
„Sie haben die Tonbänder gelöscht, Sie! Klar, nur Sie! Die anderen sollen nichts daran verdienen, der Pavliček und der Dritte! Nur Sie! Mich wollen Sie nach Prag verkaufen und dort werde ich schon bei dem Verhör alles sagen müssen, nicht wahr? Sie sagten ja vorhin selbst — — Sie sind keine Frau, Sie sind — mich ekelt es vor Ihnen! Nicht weil Sie eine gemeine Dirne sind, sondern weil Sie schmutziges Geschäft mit Menschenleben betreiben! Aber bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie mich in der Hand haben! Ich — ich habe Sie in der Hand! Geschieht dem Mädchen oder den anderen nur das geringste, wird es Ihr letzter Tag sein!"
„Sie werden mit Ihren Drohungen langsam langweilig, Herr Leutnant. Und wenn ich mich langweile, bin ich schläfrig. Gute Nacht. Worauf warten Sie noch? Die Tür ist nicht abgesperrt, Sie können gehen."
„Ich gehe nicht, ich bleibe! Ich werde Sie nicht aus den Augen lassen! Sie werden mit niemandem sprechen und mit niemandem telefonieren! Meiner Braut und meinen Leuten darf nichts geschehen!"
„Gut also, bleiben Sie weiter hier, aber gehen Sie in Ihr Zimmer und lassen Sie mich jetzt schlafen. Und — was ich noch rasch sagen wollte, willst du mir nicht einen Gute-Nacht-Kuß geben?"
Die Tür fällt hinter Leutnant Sokol krachend zu. Xena schließt die Augen, jetzt lächelt sie nicht. Ihre Mundwinkel ziehen sich ein wenig hinunter und zittern, wie bei einem Kind, das weinen möchte, es aber nicht wagt.

Der Vertrag

Zwei Männer sitzen in dem Raum, der früher das Musikzimmer war. Das Klavier ist nicht mehr da, auch nicht die Notenpulte und die Bände mit Klavierauszügen aus allen möglichen Opern und Operetten. Nur das Bild des tschechischen Komponisten Smetana hängt noch an der verrauchten Wand. In einer Ecke steht eine Gipsbüste des Sowjetherrschers Stalin. In der Mitte des Zimmers steht ein ovaler Tisch mit einigen Klubsesseln, deren Lederüberzüge fettig und stark abgewetzt sind.

Liba bleibt an der Tür stehen. Die beiden Männer bleiben sitzen und mustern sie ungeniert. Man könnte meinen, es wäre eher ein Schulmädchen, diese Absolventin der Spionageschule in Marienbad, und nicht eine Agentin. Das schwarzweiß karierte Kleid ist ihr zu groß, der rote Lackgürtel mußte immer wieder neue Löcher bekommen, so abgemagert ist sie. Die billigen schwarzen Sandalen haben löchrige Sohlen, die weißen Söckchen sind so oft gestopft worden, daß sie seltsame, unregelmäßige Muster bekamen. Die beiden Männer sind zufrieden. So sieht keine Agentin aus. Nach der Vorstellung des Westens ist das ein naives halbes Kind, das längere Zeit in Haft war. Eingeschüchtert, kränklich, und doch durch ihre Hilflosigkeit anziehend.

„Setzen Sie sich hin", beginnt einer von ihnen und zeigt auf einen der Sessel. „Sie werden heute Nacht dieses Haus verlassen."

Liba seufzt laut auf. Endlich! Endlich wird sie frei sein!

„Zuerst müssen Sie aber diesen Vertrag unterschreiben. Lesen Sie das Schriftstück aufmerksam durch. Sie müssen nicht unterschreiben, wenn Sie nicht mit dem Inhalt des Vertrages einverstanden sind."

„Doch — ich — —"

„Warten Sie, jetzt rede ich. Ich muß Ihnen, bevor Sie lesen werden, etwas sagen, was nicht in dem Vertrag steht. Erstens.

Sollten Sie versuchen, sich an die Amerikaner oder an die deutschen Behörden oder an einen Nachrichtendienst um Hilfe zu wenden, bedeutet es den Tod Ihrer Mutter. Ohne Pardon. Zweitens. Sollten Sie versuchen, dem Leutnant Sokol nur das geringste über Ihre Aufgabe anzuvertrauen, wird Leutnant Sokol eine Fotokopie dieses Vertrages von uns bekommen, in dem Sie sich verpflichten, ihn uns auszuliefern, damit Ihre Mutter frei sein könnte. Ob er Ihnen auch dann noch glauben wird, ist fraglich. Nützen würde es Ihnen auf keinen Fall etwas. So, jetzt können Sie lesen. Nachher werde ich Ihnen noch etwas sagen. Diesen Vertrag, falls Sie ihn unterschreiben sollten, muß von Ihnen eigenhändig abgeschrieben werden."

Liba Melanova nimmt die beiden Blätter in die Hand und versucht zu lesen. Sie liest immer wieder die erste Zeile, weiß aber nicht, was sie liest. Ich, die Unterzeichnete Libuše Melanova, bin freiwillig in den Dienst zum Schutze der Tschechoslowakischen volksdemokratischen Republik eingetreten, weil ich überzeugt bin — —"

Wieder fängt sie von neuem an. Jetzt beginnt sie die einzelnen Sätze zu verstehen. Die Gefährlichkeit und die Heimtücke des Vertrages erfaßt sie aber nicht. Zwischen den einzelnen Sätzen verlassen ihre Gedanken den Text und sie ist bald bei ihrer Mutter und bald wieder bei Milan Sokol. Der Mutter geht es besser, sie wird nachkommen. München mit den Schaufenstern voller schöner Sachen, Kleider, Schokolade, Nylonstrümpfe, Bananen. Und Milan, mit Milan zusammen tanzen gehen, kann er überhaupt tanzen? Verpflichte mich jeden Auftrag unverzüglich auszuführen. In München ist doch das Hofbräuhaus, dort muß man unbedingt hingehen. Leutnant Sokol, von dem mir bekannt ist, daß er ein Verräter des arbeitenden Volkes ist, — — eine kleine Wohnung müßte man haben, mit Badezimmer und mit einer Couche und einem Radioapparat und — — Weder mit Wort, noch mit Schrift, noch mit einer Andeutung wird Sokol von mir erfahren — — Geld müßte man haben, viel Geld, die Mutter müßte irgendwo auf Erholung gehen, und dann Kleider müßte man haben und recht oft ins Kino gehen. Nie werde ich versuchen zu erfahren, wie und durch wen meine Nachrichten weitergelei-

tet werden. Nachrichten werden doch bezahlt, also werden wir doch Geld genug haben. Gott, falsche Nachrichten natürlich, Milan wird schon wissen, was zu tun ist. Meine Mutter Agnes Melanova ist mit meiner Tätigkeit einverstanden und somit meine Mitwisserin. Darum also hat die Mutter die zwei Zettel geschickt. Meine Mutter bleibt in der Republik, bis — — Würde ich diesen Vertrag nicht einhalten, wird meine Mutter diejenige Strafe erleiden müssen, die ich, in diesem Falle als Verräterin des arbeitenden Volkes, verdiene. Es ist mir bekannt, daß dieses Verbrechen mit der Höchststrafe gesühnt werden muß. Wenn ich diesen Vertrag und die mir zukommenden Aufträge nicht restlos und gewissenhaft erfüllen sollte, bekommt der amerikanische Nachrichtendienst und die Behörden in der Deutschen Bundesrepublik Beweise meiner Agententätigkeit für die CSR. Was das bedeuten würde, ist mir bekannt. Auch ist es nicht ausgeschlossen, und ich wurde darüber ausführlich belehrt, daß sich die durch mich verratenen Personen an mir rächen könnten. Zusammenfassend habe ich alles, was in diesem Vertrag steht, verstanden und gebilligt. Dieser Vertrag gilt bis zu der restlosen Erfüllung meiner Aufgabe. Datum, Unterschrift.
„Sind Sie fertig?"
„Ja, bitte."
„Sie haben also alles gut und richtig verstanden und Sie werden den Vertrag unterschreiben? Schön, dann müssen Sie noch etwas wissen. Leutnant Sokol ist vor einigen Tagen in München untergetaucht. Wir vermuten, daß er sich bei einer Frau versteckt hält."
Lauernd beobachten die Männer die Wirkung dieser Worte. Liba fällt in sich zusammen. Wie ein kraftloses Püppchen sitzt sie da, ihr Luftschloß entschwebte und es blieben nur rote Kreise vor den Augen, die sich irrsinnig schnell herumdrehen. Milan hat eine Frau? Milan hat sie vergessen? Sie spürt einen bohrenden Schmerz in der Brust, darum, darum sagt man also, daß das Herz weh tun kann. Der Schmerz ballt sich zu einem hartkantigen Klumpen zusammen, das Herz tut unerträglich weh, es ist aber kein Schmerz mehr, es ist eine giftige Mischung aus Liebe und Haß, es ist Eifersucht.
„Wollen Sie also den Vertrag unterschreiben? Geben Sie doch

zu, daß Sie die Absicht hatten, den Vertrag sofort zu brechen, wenn Sie Sokol gefunden hätten."
„Nein, nein —" sagt Liba und weiß selbst nicht, was sie mit dem „nein" gemeint hatte. „Wenn ich — dürfte ich mit meiner Mutter sprechen? Nur ein paar Worte — —"
„Davon kann keine Rede sein. Wenn Sie diesen Vertrag erfüllen, wird Ihre Mutter für uns wertlos sein. Sie kann ohne weiteres über die Grenze gehen, oder sie wird über die Grenze gebracht. Hören Sie zu, nehmen Sie sich doch zusammen, Sie sind jung und hübsch, Sie werden doch nicht kapitulieren, bevor Sie Ihre vermutliche Rivalin gesehen haben. Vielleicht liebt Sie Sokol hoch, vielleicht hat er die Frau nur — na, Sie verstehen doch, was ich meine, Männer sind keine Mönche, obwohl die Mönche die größten Schweinskerle sind, was Frauen anbelangt. Auf alle Fälle wird sich Leutnant Sokol bei Ihnen melden, denn durch Sie wird er erfahren wollen, wie die Dinge hier stehen. Wir werden Sie jetzt allein lassen. Sie bekommen einen extra starken Kaffee und Sie haben drei Stunden Zeit, den Vertrag abzuschreiben und zu unterschreiben, oder auch nicht."
Als Liba allein ist, kann sie, gestärkt durch den Kaffee, wieder halbwegs zusammenhängend denken. Ob Milan wirklich eine andere Frau hat? Auch dann muß sie diesen Vertrag unterschreiben. Fort, nur fort aus dieser Schule, fort aus der Republik, irgendwie wird es schon werden. Was sagte damals der Instruktor? Mehrmals sagte er es. Agenten, die den Vertrag nicht unterschreiben, verschwinden. Verschwinden — nein, nur das nicht!
Und sie nimmt die Feder, taucht sie hastig in das bekleckste gläserne Tintenfaß und schreibt: „Ich, die Unterzeichnete Libuše Melanova — —"

Der Auftrag

Am Nachmittag als Xena gerade die Strümpfe anzieht läutet es unten. Leutnant Sokol erscheint sofort in ihrem Zimmer.

„Drücken Sie auf den Knopf im Vorzimmer und verschwinden Sie. Sie werden ja alles hören können."
„Wer ist das?"
„Ich weiß nicht, ich bin nur eine gewesene Hellseherin."
Sie bleibt gelassen auf der runden Couche sitzen und beschäftigt sich weiter mit den Strümpfen. Heute sieht sie seltsam jung aus in dem einfachen schwarzen Kleid mit dem kleinen Kragen aus weißen Spitzen. Nichts von ihrer Lieblingsfarbe hat sie an, ihre Lippen sind noch ungeschminkt. Das kupferfarbene Haar ist glatt aus der Stirn gekämmt.
Es ist Kursch. Offenbar schon wieder betrunken, oder noch betrunken. Ohne Sakko, in einem verschwitzten, an dem Leib klebenden Hemd. Unrasiert, mit verstaubten Schuhen, abgehetzt, als wäre er stundenlang gelaufen.
„Na, was gibt es denn, Junge? Was ist mit den Tonbändern?"
„Tonbänder? Was für Tonbänder? Ach so, ich weiß es nicht, Xena, ich — — Mußt du schon gehen? Ich möchte nämlich — gibt mir etwas zum Trinken!"
„Nimm dir, du weißt, wo die Flaschen sind. Aber du solltest lieber etwas essen."
„Nein, ich will nichts essen. Sprechen muß ich mit dir, Xena. Laß mich jetzt nicht allein, bitte! Weißt du, ich habe mir immer gedacht, so ein kleines Gasthaus in Brasilien müßte man haben. Mit tschechischer Küche. Irgendwo beim Urwald, wo nur Holzfäller sind. Es gibt ja genug Landsleute von uns in Brasilien. Aber ich habe die Eltern zu Hause in Brünn, das ist es eben. Wenn ich allein wäre — — Du warst immer so gut zu mir, Xena. Warum?"
„Weil du ein armer, braver Hund bist. Wo ist übrigens der Kazan?"
„Zu Hause, bei mir. Zuerst waren wir im Valka-Lager. Du kennst es ja. Wenig zu Fressen, nie war man allein, immer mit dem Gesindel zusammen. Ich bin nachher in die Küche gekommen, als Chef, dann war es besser, aber jeder hat gestohlen, was nicht angenagelt war. Die Lagerleitung hat Konserven haufenweise mitgehen lassen, fifty-fifty mit den Amerikanern, und die Flüchtlinge hatten — na, du weißt es ja. Hunger, Wanzen, Raufereien, Heimweh und alle möglichen Spionagedienste auf dem Hals. Und so wollte ich hinaus —

und da, da kam der Sender. Xena, ich möchte dir etwas sagen."
„Sprich nur."
An Beichten war sie gewöhnt. Die meisten Männer glauben, einer Bardame ihr ganzes Leben zu schildern, das gehöre zu den Annehmlichkeiten des Nachtlokals. Eine Bardame hört viel. Das Zuhören, richtig zuhören, gehört zu ihrem Beruf. Das Gejammer des betrunkenen Kursch hatte sie sich schon mehrmals angehört, es war immer dasselbe. Heute aber war es doch irgendwie anders. Kursch sprach nur darum so viel, weil er etwas nicht sagen wollte. Er will es ihr sagen, er kann aber nicht. Oder noch nicht.
„Der Sender, du weißt es ja, jeder möchte die anderen übertrumpfen. Jeder möchte die schönste Karre haben, und wenn der eine seinen Urlaub in Spanien verbringt, muß der andere ein Stück weiter, bis nach Afrika oder Kanada. Zu tun ist nicht viel, davon wird niemand kaputt, aber von den ewigen Partys. Ich weiß selbst nicht, wieso ich so viel Schulden habe. Kalous hat mir bis jetzt immer ausgeholfen. Aber — na ja, wenn man betrunken ist, dann rechnet man nicht. Ich weiß, ich bin ein Schwein, aber so ein Schwein, wie die glauben, bin ich doch nicht."
„Wer ist das, die?"
„Pavliček und — ich weiß es selbst nicht, wer — — Das ist es eben. Wenn ich es wüßte — —"
Plötzlich schaut er auf seine Armbanduhr, probiert, ob sie geht, und dann schaut er Xena an. Es ist etwas in seinem Blick, was für die Frau ganz neu ist. Etwas, was sie warnt. Der Mann ist zu etwas entschlossen, aber er verschiebt das, was er sagen oder tun will. Selbstmordgedanken? Schon mehrere haben sich umgebracht, wenn sie in der Sackgasse der Erpressung waren. Hrnek — richtig, was sagte er damals in der Bar? Kursch ist halbtot.
Kursch sieht wieder auf seine Armbanduhr, dann schluckt er ein paarmal, und gießt sich Cognac in ein Wasserglas. Er hebt das Glas, vergißt aber zu trinken und sagt plötzlich hastig: „Ich hätte beinahe vergessen — könntest du den Kalous anrufen, Xena? Er ist im Sender, sag' ihm, daß ich in einer Stunde dort bin. Damit er weiß, was er zu tun hat,

verstehst? Ich habe nämlich gesagt, ich gehe zum Zahnarzt. Sonst würde wieder der Personalchef — — Bitte, Xena, ruf' an!"
Das Telefon ist im Vorzimmer, ganz am Ende des Korridors. Die Zimmertür bleibt zwar offen, man kann aber nicht, wenn man bei dem Telefon steht, in das Zimmer sehen. Daß es nur ein Vorwand ist, der Anruf an Kalous, um sie aus dem Zimmer zu bekommen, das weiß die Frau. Kursch ist kein Schauspieler, er kann sich nicht verstellen. Was will er aber? Will er etwas in ihrem Zimmer suchen? Oder nachschauen, ob nicht jemand in dem Nebenzimmer ist? Oder — braucht er Geld und — — Auch das nicht, Kursch ist kein Dieb.
Es dauert lange, bis sie Verbindung bekommt. Zuerst meldet sich eine geziert englisch sprechende Frauenstimme, dann der Desk, die tschechische Redaktion. Die Chefsekretärin wird grob, als sie den Namen Kalous hört. „Ich habe keine Zeit, ihn suchen zu lassen. Rufen Sie noch einmal die Rezeption an. Immer rufen alle möglichen Weiber an, rufen Sie ihn doch zu Hause an." Kling, kling, sie hat aufgehängt. Xena hat die ganze Zeit gespannt gehorcht, ob sich Kursch rühren wird. Der Parkettfußboden knarrt, wenn jemand herumgeht. Es war aber nichts zu hören. Nur eine Flasche hat leise an ein Glas angeschlagen.
„Ich habe nichts ausgerichtet. Die dicke Sekretärin — —"
„Macht nichts. Ich werde ein Taxi nehmen, die Bestätigung vom Zahnarzt kann ich auch — ist ein netter Kerl, der Zahnarzt, der macht jeden Schwindel mit."
Wie ausgewechselt ist er auf einmal. Er ist beinahe lustig. Keine Spur mehr von der Depression. Nur seine geröteten Augen flackern unruhig. In jeder Hand hält er ein Glas, beide nur bis zur Hälfte gefüllt.
„Komm, Xena, trink' mit mir ein Glas, das wird mir bestimmt Glück bringen. Weißt du noch, wie wir in der Bar zusammen getrunken haben?"
„Du weißt doch, daß ich nur Whisky trinke, und jetzt möchte ich nicht trinken. Ich muß — —"
„Sag' nicht nein, Xena, trink' mit mir! Ich weiß, es wird mir Glück bringen."
Er reicht ihr das Glas, das er in der linken Hand hält. Die

Vorhänge sind nur halb zugezogen, Licht und Schatten spielen auf der runden Couch. Über die Gläser huschen winzige, verzerrte Abbilder der Bäume aus dem Garten. Von der Straße hört man zwei Mädchen ausgelassen lachen.
Die Augen des jungen Mannes schließen sich, als sie das Glas zu den Lippen hebt. Jetzt scheint er wieder schwer betrunken zu sein. Seine rechte Hand kann den Weg zu seinem Mund nicht finden, er atmet laut und schnell — und plötzlich wirft er sein Glas fort und schlägt mit der Faust nach Xenas Hand.
„Nicht trinken, Xena, nicht trinken!"
Die Frau setzt sich langsam hin und betrachtet ihr durch den Cognac bespritztes Kleid. Es sieht aus, als würde sie gleich zu weinen anfangen. Aber der zusammengepreßte Mund öffnet sich gewohnheitsmäßig zu dem maskenhaften spöttischen Lächeln.
„Wer schickt dich, Kursch? Was war in dem Cognac?"
Keine Antwort. Kursch dreht sich um und stürzt aus dem Zimmer hinaus. Xena läuft ihm nach, über die Stiege, sie stolpert und fällt, beide Knie bluten ihr, sie hastet aber weiter bis auf die Straße, aber Kursch ist nirgends zu sehen. Sie läuft um die Ecke und wieder zurück, sie durchsucht den Garten, sie läuft hinunter bis zum Keller — nichts. Wie eine Kranke schleppt sie sich wieder über die Stiegen hinauf. Alt sieht sie jetzt aus, sehr alt. Das maskenhafte Lächeln findet sie nicht mehr, als sie in ihrem Zimmer ist und Leutnant Sokol gegenübersteht.
„Was war?" fragt er heiser. „Was war? Wollte er sie — — Er wollte Sie vergiften! Sie müssen die Polizei verständigen! Sofort! Haben Sie wirklich nichts getrunken? Soll ich einen Arzt anrufen? So reden Sie doch, Xena, reden Sie doch, um Gotteswillen!"
Xena hat er gesagt. Und Angst hat er um sie. Also doch eine Art von einer Liebeserklärung. Oder nur Mitleid? Sie fröstelt, als wäre der Tod noch immer in dem Zimmer. Es wäre wunderschön, sich trösten zu lassen.
Aber sie sagt hart: „So wird es gemacht, Herr Leutnant. Bei Ihrer erhabenen Naivität besteht die Möglichkeit, daß Sie das Ganze nach einer Weile für ein Theater halten werden.

Ich wäre froh, wenn es wirklich nur eine Komödie gewesen wäre. Der arme, arme Kursch!"

In der Redaktion der „Exilzeitung"

Man nennt sie unter den tschechischen Emigranten das Kugelchen, die Mascha von der „Exilzeitung". In Prag, in einer Abteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, wird sie in gewissen Akten auch das Kugelchen genannt. Die Karriere dieser Frau als Agentin wurde auf ihrer Häßlichkeit aufgebaut. Nur ihre Auftraggeber wissen, daß sie auch klug und gerissen ist, sonst wird sie für oberflächlich und schwerfällig gehalten. Und eine begriffsstutzige und häßliche Agentin, die kann es nicht geben, ist die Schlußfolgerung derer, die die Methoden der kommunistischen Spionage unterschätzen. Die Tätigkeit des Kugelchens in der Bundesrepublik wurde mit Sorgfalt vorbereitet. Gleich nach der sogenannten Prager Revolution im Jahre 1945 kam sie in das Prager Staatsgefängnis am Pankratz, wo sie mit tausenden anderen auf die Volksgerichtsverhandlung wartete. Mascha war mit einem Deutschen verheiratet, der beschuldigt wurde für die Gestapo gearbeitet zu haben. Der tschechische kommunistische Nachrichtendienst, der damals die „Kommission für innere Sicherheit" hieß, schickte in die überfüllten Gefängnisse und Konzentrationslager seine Experten, um brauchbares Material für das Agentenwesen zu suchen. Diese Männer wurden Referenten genannt und sie wurden ermächtigt, die „Kollaborateure" zu verhören, damit die Untersuchungsrichter entlastet werden konnten. Einer von ihnen, der während des Krieges im Auftrag der Kommunistischen Partei als Vertrauensmann für die Gestapo gearbeitet hatte, sah eines Tages die unscheinbare, reizlose und harmlose Mascha vor sich stehen. Die Verhöre waren damals kurz und endeten mit Schlägen, Maschas Verhör gestaltete sich aber ganz anders. Bald wußte der Referent, daß nicht Maschas Mann, sondern sie selbst für die Gestapo gearbeitet hatte. Es war ein fachmännisches

Gespräch zwischen zwei erfahrenen Agenten. Noch am gleichen Tag wurde Mascha der „Kommission" überstellt, die sich in demselben Haus befand, wo während des Krieges die Gestapo amtierte. Der Chef dieser Kommission hatte eine spezielle Schule in der Sowjetunion absolviert und nannte sich ganz schlicht Emil. Mascha war für ihn die große Entdeckung, die er brauchte. Einige Wochen verbrachte sie im Hause der „Kommission", ihr Mann wurde inzwischen gehängt, später wanderte sie als „Gefangene" von einem Konzentrationslager in das andere. Sie beherrschte die deutsche Sprache genau so gut, wie ihre Muttersprache und konnte sich darum den gefangenen Sudetendeutschen als ihre Landsmännin ausgeben. Als Agentin Provokateurin entdeckte sie in den tschechischen Konzentrationslagern unzählige gesuchte Personen, die sich dort unter falschen Namen verbargen. Man vertraute ihr überall, weil man Mitleid mit dieser unschönen Frau hatte, die in ihrer Dummheit so hilflos war und gleichzeitig zu jedem so rührend hilfsbereit.
Im Jahre 1946 wurde sie mit einem Sonderauftrag betraut. Sie bekam einen Subagenten zugeteilt, der nach außen hin ihr Chef sein sollte. In der Bundesrepublik sollte eine tschechische „antikommunistische" Exilzeitung gegründet werden, die Prag helfen sollte, die antikommunistischen Emigranten unter Kontrolle zu bekommen. Der Subagent wurde Chefredakteur, Mascha war das Mädchen für alles bei der „Exilzeitung". Die Gelder für diese Zeitung flossen reichlich von mehreren Seiten. Amerika gab etwas, verschiedene sudetendeutsche Stellen unterstützten diese „deutschfreundliche" Zeitung und Prag zeigte sich auch nicht geizig. Gewisse deutsche Politiker waren außerordentlich wohlwollend zu der armen Frau, die so schwer kapierte und trotzdem langsam aber sicher die „Exilzeitung" weiterbrachte.
Die Redaktion der „Exilzeitung" war in der Nähe des Hauptbahnhofes, und bestand aus einem großen, kahlen und schmuddeligen Raum mit einem Schreibtisch, einer Schreibmaschine, einigen Schränken und ein paar schwachbeinigen Stühlen. „Wir armen antikommunistischen Emigranten haben kein Geld", pflegte sich Mascha bei den Besuchern zu entschuldigen. „Wir sind nicht wie die kommunistischen Kollaborateure

im Radio «Free Europe». Die Ehrlichkeit unter den Emigranten erkennt man an der Armut."
Daß Mascha in München fünf verschiedene Wohnungen besaß, das wußte nicht einmal ihr „Chefredakteur". Es waren typische Agentenwohnungen, meistens gemietete kleine Einfamilienhäuser, deren Hauptmieterin vom Untervermieten lebte. Die Hauptmieterin kannte praktisch niemand, sie wohnte bei ihren sudetendeutschen Verwandten in Frankfurt oder Stuttgart und kam nur sehr selten nach München. Die Untermieter waren stille, fleißige und unauffällige Männer, die sich als Vertreter recht und schlecht durch das Leben der Vertriebenen durchschlängelten. Nie kamen sie in Konflikt mit den Behörden, und niemand ahnte, daß es sogenannte „Briefträger" waren, die Verbindungsdienste zwischen Agenten herstellten. Diese Männer waren die lebenden Briefkästen. Im Jahre 1952 gab es an die siebzig- bis achtzigtausend tschechische Flüchtlinge, die in verschiedenen Ländern des Westens verstreut waren. Selbstverständlich waren unter ihnen nicht wenige kommunistische Agenten. Es ging vor allem darum, die Nachrichten, die sie sammelten, sicher und unauffällig weiter zu geben. Nach Prag direkt schreiben konnten diese „Flüchtlinge" nicht, einen ständigen Kurierdienst zwischen, zum Beispiel, Schweden oder Brasilien und einer Stadt in der Bundesrepublik war erstens zu kostspielig und zweitens hätten diese „Briefträger", wenn sie fortwährend hin- und hergependelt wären, doch einmal die Aufmerksamkeit der Nachrichtendienste erregt. Dazu war also die „Exilzeitung" da. Es gab Inserate, die durchaus harmlos schienen, und die chiffrierte Aufträge oder Warnungen an bestimmte Agenten enthielten. „Ein blonder Exulant aus Mähren, musikliebend, derzeit in Australien tätig, sucht eine hübsche Landsmännin bis zu 35 Jahren." Oder: „Wer hat Gedichte von J. S. Machar? Auch andere tschechische Bücher, vor allem Gedichte und Märchen, kauft Landsmann aus Olmütz."
Die „Exilzeitung" erhielt ununterbrochen Briefe aus der ganzen „freien Welt". Einige davon waren von Ahnungslosen, die die Zeitung wirklich für antikommunistisch hielten, die Mehrzahl waren aber Agentenbriefe, die das Kugelchen nach

Düsseldorf und nach Hamburg beförderte, wo sie ausgewertet und weitergegeben wurden.
Die Lieblingsmethode dieser Frau war die Erpressung. Im Netz dieser geschickten roten Fischerin zappelten auch ganz große Fische, einige prominente deutsche Politiker und Journalisten vor allem. Selbstverständlich hatten sie keine Ahnung, daß sie von dem gutmütigen Kugelchen erpreßt wurden. Im Gegenteil, Kugelchen beriet sie in ihrer Not in ihrer einfältigen und schwerfälligen Art und „half", wo sie nur konnte.
Mascha wußte, daß sie einen Gegenspieler hatte, der ebenfalls für Prag arbeitete. Prag hat zwei Hauptzentralen in der Bundesrepublik errichtet, deren Agenten erstens rivalisierten und zweitens sich gegenseitig kontrollierten. Daß ihr Gegenspieler in dem privaten amerikanischen Sender Radio «Free Europe» war, davon war Kugelchen lange überzeugt. Wer es aber war, das konnte sie nicht herausbekommen, obwohl sie alles tat, um es zu erfahren. Hrnek hielt sie für einen Strohmann, der den wirklichen Chef decken sollte. Dieser „Grieche" benahm sich für einen Agenten zu auffallend, er warf das Geld mit vollen Händen hinaus, und er war der tschechische Chef einer von den Spionageabteilungen dieses Senders. Mascha hielt es für ausgeschlossen, daß Prag den wirklichen Chef so exponiert hätte. Ihr Kollege und gleichzeitig Gegenspieler war vermutlich eine Person, die sich irgendwo bescheiden am Rande bewegte.
Das Kugelchen kam gerade von einer Reise nach Salzburg zurück, wo sie sich mit Bohumil Lauschmann traf. Für alle, außer ihrem „Chefredakteur" war sie zu Hause, weil sie indisponiert war. Ihr Alibi besorgte ein Tonband, das beim Anrufen am Telefon wehleidig und müde sagte: „Entschuldigen Sie, ich muß sofort wieder ins Bett, ich habe hohes Fieber. Rufen Sie mich übermorgen an." Das Tonbandgerät bediente einer von Maschas kleineren Agenten, den sie fest in der Hand hatte. In Salzburg erfuhr sie verschiedenes, das heißt, sie „kaufte ein", sie gab gewisse Informationen für diejenigen Informationen, die sie brauchte. Lauschmann, der nach der Tonbänderaffäre den Kopf verlor, vergaß seine gewöhnliche Vorsicht, denn er brauchte Verbündete.
Wäre der unsichtbare Chef wirklich eine Frau, wie es Lausch-

mann angedeutet hatte? Mascha schickte ihren „Chefredakteur“ mürrisch aus der Redaktion hinaus, setzte sich zum Schreibtisch und grübelte. Eine Frau, die in dem Sender ist? Viele in dem Sender arbeiten für verschiedene Spionagedienste, Mascha führte über die tschechischen Angestellten eine genaue Kartei und sie wußte über sie Dinge, die sie selbst schon längst vergessen hatten. Es gab dort gescheite und schöne Frauen, aber keine von ihnen paßte zu Maschas Kombinationsspiel.
Nur eine einzige, die war aber nicht in dem Sender. Diese Xena, die war interessant. Sie verkaufte manchmal kleine Nachrichten und Tips dem Hrnek, aber sie war zu intelligent, um sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben zu müssen. Und sie war auch eine von den Personen, die in Kalous Wohnung waren, als die Tonbänder noch dort lagen. Das wußte Mascha von der lesbisch veranlagten Marina, die ihr hündisch ergeben war. Xena selbst auszufragen hätte keinen Sinn gehabt. Aber ihre Wohnung sollte man sich einmal gründlich anschauen.
Und Mascha begann sorgfältig, den geplanten Besuch bei der Bardame vorzubereiten.

Der Selbstmord

Ganze Häuser und sogar ganze Häuserblocks hatte der Sender «Free Europe» in München für seine Angestellten gemietet. Die Wohnungen glichen sich wie ein Ei dem anderen. Überall die gleichen Möbel, die gleichen Teppiche, die gleichen Radioapparate, die gleichen modernsten Bügeleisen und das gleiche Geschirr in der Küche. Es sollte ein gewisser Luxus vorgetäuscht werden, doch die Wohnungen wirkten schäbig, denn niemand schonte die Einrichtung. Wurde bei einer Party ein Teppich oder ein Fauteuil bespien und von weggeworfenen Zigaretten angebrannt, spielte es keine Rolle, denn man bekam ohne weiteres einen neuen Teppich oder ein neues Fauteuil. Genau so war es mit den Gläsern und Porzellansachen. So kam es, daß ununterbrochen in allen diesen Woh-

nungen ein oder mehrere Gegenstände beschädigt waren, und es dauerte immerhin einige Tage, bis sich jemand bequemte, es zu melden. Die verheirateten Angestellten hatten meistens Drei-Zimmer-Wohnungen, die Ledigen Zwei-Zimmer-Wohnungen. Geheimnisse vor der Security, der amerikanischen Spionageabteilung des Senders, gab es in diesen Häusern nicht. Die Herren von der Security hatten jederzeit zu den Wohnungen Zutritt. Sie kamen aber nur dann, wenn der Betreffende nicht zu Hause war. Die Herren von der Security waren deutsche Emigranten aus den USA.

Kursch wußte nicht, wo er sich nach der Flucht aus Xenas Wohnung herumgetrieben hatte. Er war in mehreren Lokalen, er fuhr mehrmals im Taxi, er lief hin und her durch die Stadt und landete wieder in einem Lokal, aber schließlich ging er doch nach Hause. Vor allem wegen seines Hundes Kazan. Der mußte ausgeführt werden und Fressen mußte er auch bekommen und — —

Vor dem Haus war niemand. Kursch atmete erleichtert auf. Wer auf ihn warten sollte, das wußte er nicht, er hat aber die ganze Zeit gefürchtet, daß ihn jemand erwarten würde.

Schon auf der Treppe hörte er Gegröhle und Jazzmusik von mehreren, gleichzeitig verschiedene Schlager spielenden Grammophonen. Eigentlich war er froh, daß alles wie immer war, obwohl die Party eine schlaflose Nacht bedeutete. Sich über die Ruhestörer zu beschweren, hätte keinen Sinn gehabt. Die Partys waren wichtiger als die Arbeit im Sender. Sich bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken war Ehrensache und Orgien verdammte nicht einmal der katholische Pater des Senders.

Kursch sperrte die Tür seiner Wohnung auf, machte Licht und pfiff leise. Nichts. Wo ist Kazan? Hat ihn vielleicht eine von den Aufräumefrauen, die die Wohnungen in Ordnung hielten, auf den Balkon hinausgejagt? Aber auch auf dem Balkon war der Hund nicht. Kursch fing zu zittern an. Die gräßliche Angst, der er entfliehen wollte, war wieder da. Weg, nur weg aus der Wohnung. Dort nebenan — dort ist die Party, dort muß man hingehen, dort sind viele Leute — man wird nicht allein sein. Nach Kazan muß man fragen, man muß ihn suchen. Da — auf dem Tisch liegt ein Stück Papier. Kursch schaut den Zettel von weitem an, vielleicht verschwindet er,

vielleicht ist er gar nicht da. Ohne es zu wollen nähert er sich dem Tisch wie ein Dieb, stützt sich mit beiden Händen auf die Lehne eines Sessels und liest: „Kazan hat geheult, ich habe ihn ausgeführt und zu mir genommen. Die Hausbesorgerin."
Nebenan kreischt eine Frauenstimme. „Alles nackt ausziehen!" Gelächter, Gegröhle, Gekicher. Und eine Männerstimme singt: „Versprich mir, daß du nicht weinen wirst, wenn ich mich nicht ausziehe." Es ist Pavliček. Pavliček ist also auch nebenan. Das ist gut.
„Bleib so stehen, wie du bist und dreh' dich nicht um", sagt jemand hinter ihm.
Also doch. Kursch wird von einer verzehrenden Wut gepackt. Mit beiden Händen hebt er den Sessel, aber im gleichen Moment werden seine Füße nach hinten gezogen und sein Kinn schlägt hart auf den Fußboden. Eine Decke fliegt ihm auf den Kopf, und jemand sitzt auf seinem Rücken und dreht ihm die Hände nach hinten, quer übereinander, es ist quälend, es ist ein höllischer Schmerz, die Gelenke werden gleich zerspringen. Dann schleift ihn jemand aus dem Zimmer, über die Schwelle, es muß die Küche sein, wo er jetzt liegt, der Fußboden fühlt sich anders an, als das Linoleum in dem Zimmer und in dem Vorzimmer.
Die Stimme, die Stimme — wer ist es nur? Die Stimme kennt er doch, sie ist zwar verstellt, aber er kennt sie.
„So, jetzt erzähle, aber rasch, du hast wenig Zeit. Warum hast du mit dem Frauenzimmer nicht das getan, was du solltest?"
„Ich bin kein Mörder!" keucht Kursch in die Decke, die um seinen Kopf gewickelt ist.
„Narr, höchstens drei Wochen wäre das Luder krank gewesen. Hast du ihr gesagt, von wem du das Zeug hattest?"
„Nein, ich weiß es doch selbst nicht. Lassen Sie mich, lassen — —"
„Warst du es, der die Tonbänder gelöscht hat?"
„Nein! Nein!"
Das zweite nein ist ein langgezogenes Geheul, das nicht einmal die dicke Decke ersticken kann. Aber nebenan hört man es nicht. „Ich hatte einen Traum", tremoliert Pavliček senti-

mental. „Der Traum warst du. Ich hatte Sehnsucht, die Sehnsucht warst du.“ Applaus, eine Frau weint hysterisch.

„Jedenfalls“, sagt die verstellte Stimme, „so oder so, die Tonbänder wird man dir aufhalsen, du Waschlappen. Die Frau ist jetzt gewarnt. Man hat sie gesehen, wie sie dir nachgerannt ist, du Feigling. So — und jetzt — —“

Zwei Finger drücken Kursch die Nase zu, ganz fest, so lange, bis er den Mund aufmachen muß, um atmen zu können. Dann spürt er eine Flüssigkeit auf der Zunge. Es schmeckt nach Rum. Und schon drückt ihm der Unsichtbare den Mund zu und Kursch muß die Flüssigkeit hinunterschlucken.

„Fertig!“

Kursch bäumt sich auf, jetzt weiß er, was geschehen ist. So machen sie es also. Zuerst vergiften, oder war es ein starkes Schlafmittel — und dann kommt das Gas. Nein, das darf nicht sein, nein, nein — —

„Bitte“, stammelt er. „Bitte — —“

Nichts. Der Unsichtbare schweigt. Wieder wird Kursch ein Stück weiter geschleift, bis zu dem Gasherd. Dort ist ein Lager aus Matratzen. Auch ein Kopfpolster ist dort. Der Liegende wird auf den Rücken umgedreht, der Unsichtbare untersucht seine Handgelenke. Keine Verletzung, keine Prellung, kein Kratzer. Die Decke wird von dem Kinn weggezogen, das Kinn blutet ein wenig, das macht aber nichts. Kursch hat sich betrunken in der Stadt herumgetrieben und könnte hingefallen sein, dazu wird man schon Zeugen finden können.

„Steh' auf“, sagt die Stimme.

Kursch versucht, den Kopf zu heben, vergißt aber sofort, was der Unsichtbare von ihm wollte. Es liegt sich so angenehm. Gleich wird die Mutter kommen, ist es schon Zeit aufzustehen und in die Schule zu gehen?

Der Unsichtbare betrachtet ihn kalt und sachlich. Erledigt. Ohne Hast geht er in das Zimmer und legt neben den Zettel der Hausmeisterin einen Brief hin. Es ist Kursch Abschiedsbrief. Mit seinen Fingerabdrücken, mit einer rührenden Bitte um Verzeihung an alle Landsleute. Trunkenheit und Heimweh sind die Ursache, warum er im Tod Ruhe sucht. Auch Kazan wird nicht vergessen. Man solle sich des Hundes annehmen, das Tier war sein einziger Freund.

Noch einmal kommt der Unsichtbare in die Küche zurück, nimmt die Decke weg und breitet sie dem Liegenden über die Füße aus. Jetzt noch das Gas. Sämtliche Hähne dreht er auf, überlegt ein wenig, nimmt wieder die Decke und verhängt mit ihr das Fenster.
Da bellt draußen — auf dem Hof — ein Hund. Es ist ein klagendes, heiseres Bellen, es ist ein verzweifeltes Rufen.
Kursch öffnet die Augen. Kazan, Kazan, will er sagen, er glaubt auch laut zu rufen nach seinem Hund, aber seine Lippen öffnen sich nicht. Und dann sieht er ihn. Noch einmal kommt das Bewußtsein zurück, formt aber keinen Gedanken mehr, nur eine nicht zu Ende gedachte Frage. Der ist es?
Das Gas summt eintönig. Die ganze Nacht summt das Gas.

Der Panzer der Freiheit

„Ein Meisterstück der tschechischen Antikommunisten. Der ‚Panzer der Freiheit' durchbricht den Eisernen Vorhang. Unermüdlich und erfinderisch sind die tschechischen Widerstandskämpfer gegen das kommunistische Regime. Vor zwei Tagen rollte über die bayerische Grenze ein Panzer. Die tschechischen Grenzposten ließen ihn ruhig die Grenze passieren, da sie ihn vermutlich für einen Panzer des tschechischen Militärs hielten, der mit einer Spezialaufgabe betraut ist. Zwei Ehepaare, ein Kind und ein junges Mädchen waren aber in Wirklichkeit die Besatzung des Panzers, den die beiden Ehepaare aus einem beschädigten amerikanischen Panzer in mühevoller und gefahrvoller langer Arbeit wieder fahrbereit gemacht hatten. Der Panzer wurde in einer Gartenlaube versteckt, die sich in einem Garten eines der beiden Ehepaare befindet. Die Freiheitskämpfer verließen einige Meter hinter der Grenze das Fahrzeug und baten um politisches Asylrecht. Eine amerikanische Dienststelle wurde verständigt, die die tapferen, völlig erschöpften, doch glückstrahlenden Flüchtlinge in Obhut nahm. Der ‚Panzer der Freiheit' fuhr weiter nach München und landete im Hof des amerikanischen Senders «Free

Europe», der bekanntlich die größte moralische Waffe gegen den Kommunismus in den sogenannten Satellitenstaaten ist. Bei einer Pressekonferenz wurden die erfinderischen Flüchtlinge den deutschen und ausländischen Journalisten vorgestellt. Die Verständigung mit ihnen besorgte als Dolmetscher ein Mitarbeiter des Radio «Free Europe». Rührend benahm sich das Kind, ein fünfjähriges, reizendes Mädchen, als es zum erstenmal in seinem Leben Bananen zu sehen bekam. Zuerst betrachtete es mißtrauisch das ihm unbekannte Obst, dann aber biß es kräftig zu. Gleich aber begann die Kleine zu weinen. Das Kind hing sehr an seiner Großmutter, die daheim bleiben mußte, und konnte nicht verstehen, warum man die köstlichen Bananen der geliebten Großmutter nicht schicken könnte. Interessant ist das Schicksal der jungen, bildhübschen L. M. Diese befand sich monatelang nach ihrer ersten mißglückten Flucht über die tschechische Grenze im Kerker. Durch eine Reihe von glücklichen Umständen gelang es der L. M., aus dem Kerker zu entfliehen und sie versuchte unverzüglich noch einmal die gefahrvolle Flucht. Von der bayerischen Seite wurde beobachtet, wie die tschechischen Grenzposten nach dem um sein Leben laufenden Mädchen schossen. Zu gleicher Zeit passierte der ‚Panzer der Freiheit' die sogenannte ‚verbotene Zone'. Blitzschnell erfaßten die Männer in dem Panzer die Situation und retteten das Mädchen. Die Flucht des ‚Panzers der Freiheit' ist ein Märchen, das das Leben selbst schrieb. Diese Flucht ist ein Beweis, daß die Freiheitsliebe der tapferen tschechischen Nation größer ist, als die Furcht vor den Kugeln der tschechischen Grenzler."

Ein ganzer Stoß deutscher und amerikanischer Zeitungen liegt auf dem Schreibtisch der Chefsekretärin des Radio «Free Europe». Die Besatzung des ‚Panzers der Freiheit' bekam aber nur einen stark gekürzten Artikel aus einer New Yorker Zeitung zu lesen, der in der Übersetzungsabteilung des Senders ins Tschechische übertragen wurde.

Liba sitzt in dem Studio Nummer I, dem größten Studio des Senders, und kommt sich wie in einem Traum vor. Das ist also der berühmte Sender. Sie hat sich ein kleines, verfallenes Häuschen irgendwo am Stadtrand vorgestellt, in dem die Emigranten gleichzeitig hausen und an den Sendungen

arbeiten. Das da ist aber ein palastartiges Haus, viel schöner als das Rundfunkgebäude in Prag. Die vielen wunderbar angezogenen und gepflegten Damen und Herren hier, keine Masken, lauter lächelnde Gesichter. Die Flucht, eigentlich zum Lachen war es. Alles hat geklappt und die Amerikaner haben alles geglaubt, was man ihnen beim Verhör erzählte. Wie hat der nette Herr geheißen, der ihre Antworten ins englische übersetzte? Zvolsky? Ja, Zvolsky. Der ist bestimmt vom CIC, aber er ist nicht so, wie die dort in Marienbad sagten, so herzlos und bösartig.
Hinter der doppelten Glaswand nebenan haben sich inzwischen viele Damen und Herren von der tschechischen Abteilung versammelt. Sie sprechen und lachen, Liba hört sie aber nicht, es ist wie ein Stummfilm. Der Direktor mit dem Bart ist auch da, und die dicke Filmschauspielerin, die die Regie hatte, als man Libas Gespräch mit einer der Damen des Senders auf Tonband aufnahm. Jetzt soll sie sich die Sendung anhören. Und alle die hinter der Glaswand sind nur ihretwegen hier. So feierlich ist es, so wunderhübsch — —
Und dann ertönt Musik, lieblich und leise und traurig, und Liba bekommt nasse Augen. Man spielt eine Paraphrase auf ein tschechisches Volkslied. Wenn das die Mutter wüßte! Zu der Musik spricht gedämpft eine Männerstimme: „Sie hören jetzt das Gespräch unserer Mitarbeiterin mit Fräulein Libuše Melanova, die mit dem ‚Panzer der Freiheit' in die freie Welt kam." Die Musik verklingt, Liba spürt, daß sie Gänsehaut bekommt. Jetzt spricht die Frau, die sie vor dem Mikrophon ausfragte. „Liebe Freunde in der Heimat, heute haben wir vor unserem Mikrophon einen besonders lieben Gast. So, Kindchen, kommen Sie näher! Sie heißen also Libuše Melanova?"
„Ja."
„Wie alt?"
„Zwanzig Jahre."
„Und hübsch ist sie wie eine Puppe, aber mager wie ein Hering. Sagen Sie, Liba, warum haben Sie zu Hause nicht mehr gegessen?"
„Ich war nicht zu Hause. Ich war im Gefängnis."
Für Liba ist es ein neues, eigenartiges Gefühl, die eigene

Stimme zu hören. Sie kommt ihr ein bißchen fremd vor, aber sie gefällt ihr, sehr sogar. Die Damen und Herren hinter der Glaswand zeigen, daß sie ihr den Daumen halten und alle lächeln ihr ununterbrochen zu. Du lieber Gott, alle hier sind so gut zu ihr und sie ist eine Schwindlerin, eine Agentin. Gleich nachher muß sie nach Leutnant Sokol fragen. Oder lieber nicht? Jemandem muß sie sich aber anvertrauen, die hier sind ja lauter Antikommunisten, die werden sie nicht verraten. Ausgeschlossen — schweigen muß sie, was würden die von ihr denken? Das wäre das Ende. Und der Mutter muß sie doch helfen. Nein, nur Milan darf wissen, daß sie in der Schule in Marienbad war. Ob die hier überhaupt von dieser Schule etwas wissen? Gefragt nach ihr hat jedenfalls niemand.
„Also der Bauer hat Sie versteckt. Und was war weiter?"
Liba wird rot. Jetzt kommt die Lektion, die sie bei den Bereitschaftsübungen lernen mußte. Aber der nette Herr Zvolsky hat keine schmutzigen Fragen gestellt, er hat sofort begriffen, daß es ihr peinlich ist, über den Aufenthalt bei dem Bauern zu erzählen. Wenn die wüßten, daß es den Bauer Ladislav gar nicht gibt! Eigentlich, sie sollten doch vorsichtiger sein, die Amerikaner. Freilich, bei ihr ist es etwas anderes, sie wird Milan alles eingestehen, alles, alles wird sie beichten, aber die anderen, die wirklichen Agenten, die haben doch hier ein zu leichtes Spiel, wenn alle Verhöre so sind, wie das ihre war.
„Also Sie wußten von dem Bauer, daß es an der Grenze Stacheldrahthindernisse gibt. Haben Sie den Stacheldraht selbst gesehen und können Sie uns sagen, wie hoch die Drahthindernisse sind und ob sie, wie man hört, mit elektrischem Strom geladen sind?"
Wieder kommt eine Lektion, diesmal die, die sie auf dem Schießübungsplatz bekam. Liba staunt, wie glaubhaft alles klingt, wie ihre Stimme bei dem vielen Lügen gar nicht zittert. Die in der Schule wußten wirklich haargenau, was man sagen soll und wie man es sagen soll.
„Und was war ihr erster Gedanke, als Sie auf der bayerischen Seite waren?"
Auf diese Frage war sie nicht vorbereitet. Eine kleine Pause,

und dann sagt ihre Stimme sehr leise: „An meine Mutter dachte ich."
Plötzlich ist wieder alles da. Die Flucht mit der Mutter, die schreckliche Schießerei, das Blut, die Angst, die Verzweiflung.
„Meine Mutter wurde bei unserer ersten Flucht an der Grenze durch einen Schuß verwundet."
„Freunde in der Heimat, haben Sie gehört, was der Kommunismus aus Menschen machen kann? Brüder schießen auf Brüder, Tschechen werden auf Tschechen gehetzt. Wo ist Ihre Mutter jetzt, Libuška?"
„Das weiß ich nicht."
Sie hebt die Augen und durch die Tränen sieht sie die Damen und Herren hinter der Glaswand, und sie erschrickt. Die dort, mein Gott, die haben doch dieselben Gesichter, wie die Schüler dort in Marienbad. Sie haben überhaupt keine Gesichter, Masken sind es, nichts als nichtssagende, lächelnde Masken. Sie preßt die Handflächen fest gegeneinander, die Angst würgt sie genau so, wie dort in der Schule. Gleich aber, nach einer Sekunde, muß sie über sich selbst lächeln. Wie kann man sich nur so ein dummes Zeug einbilden. Freilich lächeln die Herren und Damen, aber doch nicht maskenhaft. Sie hat halt die Nerven nicht in Ordnung, das ist es.
„Und was möchten Sie unseren Landsleuten in der Heimat sagen?"
Was jetzt folgt, müsse Liba so sagen, wie es ihr die Frau vorsage. Die Leute in der Heimat müssen wissen, wie schön es in der freien Welt sei, sagte sie.
„Hier ist es sehr schön. Die herrlichen Schaufenster sind voll von köstlichen Sachen. Kleider, Wäsche, Schuhe, alles ohne Bezugschein, und Schokolade und Obst kann man kaufen, so viel man will. Und alle Leute hier sind sehr gut angezogen und viele von ihnen fahren Auto. Ich bin sehr glücklich, daß ich die Flucht wagte. Bei uns zu Hause gibt es keine Möglichkeit für junge Menschen, die keine Kommunisten sind, frei und gut zu leben. Ich grüße alle hinter dem Eisernen Vorhang und vor allem meine geliebte Mutter."
Wieder Musik, dieselbe Musik, wie am Anfang der Sendung. Alle hinter der Glaswand applaudieren. Liba steht auf und lächelt glücklich und macht einen tiefen Knix.

„Es ruft die Stimme der Freien Tschechoslowakei, Radio Freies Europa“, beendet der Sprecher feierlich die Sendung. In dem großen, prunkvollen Direktionszimmer, an dessen Stirnwand ein großes Bild des tschechischen Präsidenten Beneš prangt und das mit prächtigen Blumenkörben geschmückt ist, gibt es nachher eine Party. Liba sitzt neben dem bärtigen Direktor, der ununterbrochen jüdische Witze erzählt — er selbst ist ein Jude — und betrachtet scheu die herumstehenden und herumsitzenden Herren und Damen. Die Damen vor allem, und ihre Kleider. Die weiten, steifen Röcke, die bei jedem Schritt verführerisch wippen, die Nylonblüschen mit den kleinen Kunstblümchen an den Kragen. Die kurzen, bubenartigen Frisuren. Den Schmuck, der glitzert, wenn er sich in den Whiskygläsern und den Cocktailgläsern spiegelt. Die Schuhe, die aus einem Nichts von einigen dünnen Riemen bestehen. Die bunten Taschen, aus denen winzige, pastellfarbige Taschentüchlein hervorlugen, zwischen zusammengeknüllten Skriptdollars. Sie vergißt bei den vielen neuen Eindrücken den Streifschuß an der linken Schulter, es tut auch gar nicht mehr weh. In den Zeitungen stand nichts davon, daß sie an der Grenze verwundet wurde, und auch in ihrer Sendung durfte sie nicht darüber sprechen. Die Leute zu Hause würde es abschrecken, wenn sie erfahren würden, daß man sie verwundet hatte, sagte man ihr. Die Flucht darf nicht als zu gefährlich geschildert werden.
Draußen ist es schon dunkel, als einer von den Direktoren, ein stämmiger Slowake, aufsteht und sagt: „Kinder, morgen um drei Uhr ist das Begräbnis.“
Die Damen und Herren nicken und tanzen und plaudern und lachen weiter. Vor Liba verbeugt sich ein jüdisch aussehender, aber strohblonder Herr, und führt sie galant aus dem lärmenden und verrauchten Direktionszimmer hinaus. Vor dem Sender steht sein Wagen. Ein amerikanischer Wagen, mit einer amerikanischen Nummer, für Liba traumhaft schön. „Ich will Ihnen ein bißchen München bei Nacht zeigen“, sagt der Herr mit einem feinen Lächeln. „Sie müssen heute feiern. Ihre Stimme ist eine fabelhafte Mikrophonstimme, Sie werden als Sprecherin engagiert. Darf ich Ihnen gratulieren? Mein Name ist Hrnek. Sie dürfen mich aber Sláva nennen.“

Sie fahren. Die Welt, die neue freie Welt, ist Musik aus dem Autoradio, die schaukelnden Lampen vor den Nachtlokalen und die Sehnsucht nach Milan Sokol, der jetzt ganz nahe ist.

Die Begegnung

Eigentlich hat sich Liba etwas ganz anderes vorgestellt. Eine Bar mit verschwiegenen Nischen, mit roten Plüschbänken, mit kleinen Lämpchen auf den Tischen und mit einer Kapelle, drei oder vier Männer im Smoking.
Dort wollte sie den freundlichen Herrn Hrnek vorsichtig nach Milan fragen. Sonderbar eigentlich, daß niemand bei dem Verhör und auch in dem Sender mit keinem Wort den Leutnant erwähnt hatte. Bei Kerzenlicht, in diesem schäbigen, trotz den vielen Betrunkenen gänzlich nüchternem Lokal, fühlt sich Liba ganz verlassen. Viele Herren und Damen vom Sender sind auch da, sie setzen rasch und flüchtig ein Lächeln auf, wenn sie sie anschauen, und unterhalten sich untereinander weiter. Man hört nur tschechisch sprechen, wie zu Hause. Ungeniert macht man sich über die Deutschen lustig, vor allem über die blöden Bayern. „Eines Tages wird dieses dreckige Bierland uns gehören", gröhlt jemand ganz laut. Liba staunt. So darf man hier, in Deutschland, sprechen? Genau so also, wie in Prag?
Herr Hrnek führt sie zu der Bartheke, hebt sie auf den hohen Stuhl und pfeift. Die Kellnerin Erika, der offensichtlich dieser Pfiff galt, ruft „Gleich bin ich da" und schleppt weiter Flaschen und Gläser zu den dicht besetzten Tischen.
„Ein widerlicher Schlampen", sagt Herr Hrnek gedehnt und legt Liba ein kleines Schächtelchen in den Schoß. „Für Sie, Baby."
Liba beschaut das kleine Ding von allen Seiten, sie dreht es spielerisch hin und her. Großer Gott, Hofjuwelier steht mit Goldbuchstaben auf dem schwarzen Sammet. Für sie? Wirklich für sie? Der Deckel des Etuis springt auf, auf dem Polsterchen aus zusammengeraffter Seide liegt ein breiter

Ring, der statt eines Steines eine Uhr hat. Aus Weißgold, mit Brillanten besetzt. Sie hebt das Schächtelchen zum Ohr, die Uhr tickt. Entzückt will sie dem Herrn Hrnek danken, sie hebt die Augen — und sieht hinter der Bar eine Frau. In einem schwarzen, hochgeschlossenen Kleid, mit kupferrotem Haar. Sie trägt Ohrgehänge in der Form von schwarzen Weintrauben, ihr Mund ist stark geschminkt und zu groß — ist sie eigentlich schön? Apart ist sie, ganz anders sieht sie aus, wie die Frauen vom Sender, das ist wahr. Jung ist sie aber nicht mehr. Die zwanzigjährige Liba hält alle Frauen über dreißig für alt. Und sie freut sich, daß die Bardame alt ist, und weil sie sich freut, weiß sie, daß ihr diese Frau nicht sympathisch ist.
„Schlägt die Uhr?"
Die Frau lächelt sie an, das Lächeln hat aber nichts mit ihren Augen zu tun. Überall dieses Lächeln. In der Schule dort in Marienbad, in dem Sender, und auch hier. Die Stimme der Frau erinnert an die Stimmung, die der süße Sturm, der nicht ausgegärte Wein, erzeugt. Damals in Wien, mit der Mutter, damals durfte sie an dem süßen Sturm nippen und dann hatte sie solche sonderbaren Träume gehabt, obwohl sie beim Heurigen im Garten saß, und die Mutter lachte sie aus und meinte, das wäre ein süßer kleiner Schwips.
„Ja, wem die Uhr schlägt, nicht wahr, Darling?"
Der Tscheche läßt sich mit der Antwort Zeit. Er schiebt den Ring mit der kleinen Uhr an Libas linken Ringfinger, sehr langsam, sehr genießerisch. „Meinen Sie vielleicht den Kursch, Xena? Es war zu erwarten, daß er einmal so enden wird. Ich sagte Ihnen doch damals, als er hier in dem Lokal so unmenschlich besoffen war, daß er praktisch schon halbtot sei. Darf ich die Damen bekannt machen? Fräulein Liba Melanova, die neue Attraktion unseres Senders, und Frau Xena Romanova — —"
„Ein ganz gewöhnlicher Flüchtling und zur Zeit eine ganz ordinäre Bardame", unterbricht ihn Xena. „Jetzt kommt das Geschäft. Was soll ich bringen? Wird es Brüderschaft mit Whisky sein oder sofort Liebe pur?"
„Drei Whisky, Xena."
„Bitte sehr", und Xena schenkt den Whisky ein und dabei

klirren die schwarzen Weintrauben an ihren Ohren. Das ist sie also, des Herrn Leutnants große Liebe. Ein kleines Mädchen, das noch nicht ganz genau weiß, was es will. Na, mit der Zeit wird sie es schon von Herrn Hrnek lernen.
„Wie gefällt es Ihnen in München, Fräulein Melanova? Was ich dir übrigens noch sagen wollte" — Xena betont das „dir" — „was ist eigentlich mit dem ‚Panzer der Freiheit' los? Gestern waren irgendwelche von der Presse da, die haben diesen Wunderpanzer besichtigt, er steht doch im Hof eures Senders, und die Karre wollte sich nicht vom Fleck rühren. Die Presseleute sagten, daß das ganze ein aufgelegter Schwindel ist, daß man an der Kiste nicht jahrelang herumgebastelt hätte, kurz und gut, sie glauben an diese Geschichte nicht recht. Geschrieben haben sie allerdings darüber nichts. Ich meine von diesem Schwindel."
Herr Hrnek tut wie gewöhnlich, als wäre er verschlafen oder gänzlich uninteressiert. Er markiert sogar sehr geschickt ein unterdrücktes Gähnen und sagt dann gelangweilt: „Die Presseleute hier sind meistens Nazi. Der ‚Panzer der Freiheit' wurde nicht für lange Spazierfahrten bestimmt. Seinen Dienst hat er jedenfalls getan und das ist die Hauptsache. Alles andere interessiert uns nicht."
Xena muß wieder eine Flasche Sekt und Gläser für die Kellnerin bereitstellen. Sie schenkt Cognac ein, sie schenkt Whisky ein. Warum hat eigentlich Hrnek dieses Mädchen hierher, in das Lokal, gebracht? „Küche, zweimal Weißwürste und eine Portion Mokka!" Und warum hat er der Kleinen ein so kostbares Geschenk gemacht und es ausgerechnet hier übergeben?
„Erika, sechsmal doppelter Cognac fertig!"
Liba hört sich die Schmeicheleien des Herrn Hrnek lächelnd aber zerstreut an. Sie weiß immer noch nicht, ob sie ihn nach Milan fragen soll. Die Bardame, diese Xena — warum schaut sie sie so merkwürdig an? Am liebsten wäre Liba sofort weggegangen, oder sie hätte sich wenigstens an einen Tisch gesetzt, aber der Whisky, den sie zu rasch getrunken hatte, läßt sie zu keinem Entschluß kommen. Da ist sie schon wieder, die unsympathische Frau.
Xena zündet sich eine Zigarette an und steckt sie umständ-

lich in eine lange silberne Spitze, macht dann einige Züge und sagt plötzlich: „Weißt du schon etwas von dem Leutnant Sokol?"
Liba vergißt, daß sie auf dem hohen Barstuhl sitzt, und beugt sich weit nach vorne, zu Xena hin, und sie wäre samt dem Stuhl umgekippt, wenn Hrnek sie nicht aufgefangen hätte. Sie steht jetzt, stützt die zitternden mageren Hände auf das Barpult, will sprechen, aber sie öffnet nur den Mund und beginnt zu schluchzen.
Sie weiß selbst nicht, warum sie weint, die Aufregungen der letzten Monate und die plötzliche Beruhigung in den letzten Tagen und die Erwähnung des Namens Sokol, das war zu viel für sie.
„Ja, was haben Sie denn auf einmal?" staunt Xena. „Was hat sie denn? Zu viel getrunken?"
Aber Liba schüttelt heftig den Kopf und endlich kann sie sprechen. „Was wissen Sie von Leutnant Sokol?" Sie spricht zu Xena, nicht zu dem Tschechen. Und jetzt ist ihr die Frau nicht nur unsympathisch, sondern auch widerlich.
„Kennen Sie ihn denn? Richtig, der Sokol hat, glaube ich, ein Mädchen zu Hause gehabt, hat da jemand einmal erzählt. Sind Sie es vielleicht?"
„Ja. Wo ist er?"
„Soviel ich weiß, verschwunden. Hast du ihr denn gar nichts von Sokol gesagt? Ach so, du hast wahrscheinlich auch nicht gewußt, daß sie seine Verlobte ist."
Hrnek antwortet nicht. Er dreht eine Weile das hübsche Etui zwischen den Fingern und wirft es dann achtlos fort. Meisterhaft zurückhaltend spielt er den Eifersüchtigen. Jetzt weiß Xena, warum er das Mädchen zu ihr, in das Lokal, brachte. Sie, Xena, war das Objekt, nicht diese Melanova. Sie wollte er beobachten, wie sie bei der Begegnung mit der Melanova reagieren wird. Man glaubt also scheinbar, daß sie etwas von Leutnant Sokol weiß. Es war richtig, daß sie selbst von dem Leutnant zu sprechen anfing. Ob sich aber dieser schlaue Mann bluffen ließ? Und dieses dumme Mädchen ist jetzt in seiner Gewalt und wird plappern. Alles wird sie ausplappern, was sie über die Widerstandsgruppe des Leutnants weiß. Man muß sie sofort warnen, bevor es zu spät sein wird.

Es ist aber schon zu spät. Hrnek zahlt, grüßt Xena flüchtig und verläßt mit dem Mädchen das Lokal. Xena reißt ein Blatt von dem Verrechnungsblock ab, kritzelt darauf „Vorsicht!“, öffnet hastig eine Schublade, in der verschiedene, von den Gästen vergessene Gegenstände liegen, nimmt ein paar Handschuhe heraus und läuft dem Paar nach. Liba sitzt schon in dem Wagen, Hrnek steht, zum Glück, noch da, und spricht mit jemandem vom Sender.
„Sie haben Ihre Handschuhe vergessen, Fräulein“, ruft Xena sehr laut, gibt dem Mädchen die Handschuhe und den Zettel durch das Wagenfenster und raunt: „Vorsicht vor Hrnek, er ist gegen Leutnant Sokol! Nichts erzählen!“ Und dann wieder sehr laut: „Das sind nicht Ihre Handschuhe? Da bin ich aber umsonst gelaufen. Kommen Sie bald wieder zu uns! Gute Nacht.“
Automatisch, ohne nachzudenken, steckt Liba den Zettel in ihren linken Schuh. Sie hat ihn nicht gelesen.
Xena schenkt sich ein Glas Whisky ein, trinkt es in einem Zug aus und weiß ganz genau, daß sie einen großen Fehler gemacht hat. Sie ist dem Hrnek in die von ihm geschickt gestellte Falle gegangen.

Das Begräbnis

Wie eine Reihe von Schaufenstern sieht es aus. Eine Blumenhandlung neben der anderen. Blumenhandlungen mit kostbaren Gewächsen, Blumenhandlungen mit billigen, halbverwelkten Kränzen, einige sind sogar aus Kreppapier. Die Glasscheiben der Schaufenster sind nicht gerade blank geputzt, der Steinfußboden in der Halle mit den Blumengeschäften ist schmutzig. Draußen brennt die Sonne, hier blinzeln müde die elektrischen Kerzen. In jedem Schaufenster steht schräg gestellt ein Sarg. Einige sind zu, andere zeigen offen die Schläfer, die nie mehr aufstehen müssen und dürfen. Alte Frauen liegen da, gebettet auf wirklichen Kopfpolstern, und schauen unter den halbgeschlossenen Lidern die Zuschauer

hinter dem Glas an. Da liegt ein Kind und neben ihm ein kleiner Teddybär aus himmelblauem Plüsch. Dort liegt ein junger Mann in einem auffallenden Sportsakko, zu dem der Rosenkranz, den er um die Hände gewickelt hat, gar nicht passen will.

Die Verwandten und Freunde, getrennt von den Schlafenden durch die trüben Glasscheiben, nehmen Abschied. Die meisten Anwesenden sind aber Neugierige, die hierher wie in ein Kino oder wie zu einem Fußballmatch kommen, um sich zu zerstreuen. Fremden Schmerz und fremdes Leid wollen sie sehen, die Leichen begaffen, sich ein wenig gruseln und nachher in einem Gasthaus oder auf einer Bank tratschen. Die Witwe, feine Witwe ist das, die hat ja gar nicht laut geweint. Und die Frau Huber, der hat man eine ganz schäbige, alte Bluse in den Sarg gegeben, ist das nicht eine Schande? Und dieser Maier, was für ein Theater der aufgeführt hat! Und dabei ist er froh, daß seine Frau endlich hin ist, er hat schon längst eine andere.

Kursch sieht man nicht. Sein Sarg ist geschlossen. Nichts liegt in diesem Schaufenster, nur ein einziger sehr großer und sehr teurer Kranz aus weißen und roten Rosen. Weiß und rot sind die tschechischen Nationalfarben und dieser Kranz stammt von dem Sender Freies Europa. Es wurde gesammelt für diesen Kranz genau so, wie man für Getränke zu einer Party sammelt. Die Herren und Damen von dem Sender sind auf den Friedhof gekommen, genau so, wie sie zu einer Party kommen.

Man geht zu einer Party, weil man muß und weil man sich betäuben will. Man ist zu diesem Begräbnis gekommen, weil man muß und weil man sich betäuben will. Es lohnt sich nicht, sich wegen irgendetwas aufzuregen, es hat keinen Sinn, sich vor der Angst zu fürchten, einmal endet alles sowieso mit dem Tod. Niemand von ihnen glaubt an den Selbstmord durch Gas, aber alle tun so, als würden sie es glauben. Es ist gefährlich, sehr gefährlich, zu zeigen, daß man zweifelt. Niemandem kann man trauen.

Und sie stehen vor dem Schaufenster mit dem einsamen, großen Kranz, alle sehr elegant, alle mit einer Trauermaske, und sie langweilen sich. Nebenan, in dem Schaufenster links,

wird der schwarze Vorhang zugezogen. Dort lag ein alter Mann, jetzt sieht man ihn nicht mehr. Gedämpftes Hämmern, dann kreischen vorne, in der Halle mit der runden Glaskuppel, die Räder des Totenwagens. Ein Glöcklein bimmelt, die alte Frau, die vor dem Schaufenster kniete, trippelte wieder ganz einsam hinter dem Sarg. Es ist eine angenehme Abwechslung, eine kleine Unterbrechung des langweiligen Wartens auf den Abschied von Kursch.

„Du — da — schau!" stottert einer von den Schauspielern des Senders halblaut und zeigt mit dem Finger in das Schaufenster. Neben dem großen, pompösen Kranz mit den tschechischen Nationalfarben, liegt auf dem Sarg ein kleines Kränzlein aus Vergißmeinnicht, aber das ist es nicht, das ist es nicht. Es sind die zwei breiten, langen Bänder aus weißer Seide, es sind die Worte auf den Bändern.

„Letzte Grüße dem ermordeten Landsmann."

Die Herren von der Security sind auch da, sie verstehen aber nicht tschechisch, darum wissen sie nicht, was auf den Bändern steht und warum die Damen und Herren so aufgeregt sind. Die vornehme Haltung ist beim Teufel, die Angst ist da, die rücksichtslose Angst, die sie rücksichtslos macht. Weg, weg von hier! Aber schon wissen die Herren von der Security, was geschehen ist, und schon haben sich auch die Direktoren des Senders gefaßt und machen Ordnung. Alle bleiben da, kein Skandal! Wer davonläuft, fliegt aus dem Sender! Ruhe, verdammt noch einmal! Die Deutschen dürfen nichts merken.

Die Herren von der Security beraten kurz. Soll man das Personal der Totenhalle fragen, wie dieser Kranz mit den Bändern hierher kam? Lieber nicht. Diese Männer und Weiber sind ja blöde Bayern, stumpf und interesselos. Der, der den Kranz hierher schickte, sorgte sicherlich dafür, daß er keine Spuren hinterläßt. Wahrscheinlich brachte ihn ein Dienstmann oder irgend einer von den Buben, die vor dem Friedhof stehen.

Man begnügt sich also damit, daß man, als der Sarg schon auf dem niedrigen, knarrenden Wägelchen liegt, die Bänder einfach abreißt. Später wußte niemand mehr recht, wer es war, aber niemand wagte zu fragen.

Das Wägelchen kriecht über die kiesbestreuten Wege zwischen den Gräberreihen, es stolpert ab und zu über einen Stein und kriecht gleichgültig weiter. Immer weiter, immer weiter, dann bleiben die Gräberreihen zurück und das Wägelchen nähert sich einer Wiese mit kümmerlichen, von Sonne verbranntem Gras. Man sieht kleine, schmucklose Hügel, ohne Kreuze, ohne Blumen. Armengräber. Massengräber.
Die Damen und Herren bilden einen Halbkreis, in der Mitte steht der slowakische katholische Pater des Senders. Eigentlich sollte der tschechische Pater da sein, der hatte aber dringend ein Manuskript für seine Sendung schreiben müssen. Niemand glaubt natürlich daran, der tschechische Pater ist halt vorsichtig. Der slowakische Priester, ein blonder, untersetzter Mann, der sehr viel für Weib, Wein und Gesang übrig hat, leiert rasch ein Vaterunser herunter. Die Rede des bärtigen Direktors des Senders entfällt, die Security ist für Eile. Pavliček läßt sich aber seinen Abschiedsgesang nicht nehmen. In tadellosem, dunkelblauem Anzug steht er da, wie auf einer Bühne.
„Wozu wäre ich denn da, wenn ich nicht singen dürfte? Blödsinn, so etwas, wegen eines Blödsinnes so ein Spektakel zu machen. Ich singe und basta."
Und er singt. „Strahle noch einmal, du goldene Sonne, strahle noch einmal bei meinem letzten Schritt."
Es ist ein uraltes Lied. Als einst vor Hunderten von Jahren die Exulanten wegen ihres Glaubens Böhmen verlassen mußten, sangen sie es an der Grenze. Kniend, und sie vergruben dabei die Finger in die Heimaterde und sie nahmen eine Handvoll dieser Erde in die fremden Länder mit. Als sie dann starben, gab man ihnen diese Erde in einem kleinen Beutelchen unter den Kopf. Und so lagen sie doch auf der heimatlichen Erde. Für immer.
Jetzt weinen sie, die von dem Sender. Aber nicht um den toten Kursch, dieses Lied ist es, warum sie weinen. Sie sind froh, daß sie einmal weinen dürfen, ohne daß sie jemand fragt, warum sie weinen, und ohne daß es jemand verbietet. Die Totengräber, die schon das Grab zuschaufeln, unterhalten sich dabei ruhig.
„Herz haben diese Leute, das muß man ihnen lassen. Weinen

tun sie um einen Landsmann, verwandt war er kaum mit jemandem von ihnen."
„Na ja, die halten halt zusammen, die Tschechen. Besser als wir."
Nach der dritten Strophe staubt sich Pavliček die Schuhe mit seinen Handschuhen ab, nickt dem Grab zu, sagt „Nazdar, Kursch", dreht sich um und geht.
Alle gehen. Sehr schnell, ohne sich umzudrehen. Vor dem Friedhof warten auf sie ihre Luxuslimousinen und die Autobusse des Senders. Niemand spricht von Kursch. Man spricht über den geplanten Ausflug nach Salzburg oder nach Wien oder in die Schweiz, man spricht über die Zubereitung von Speisen, man spricht über die Kinoprogramme.
Während sie schon alle in der Kantine sitzen, oder vor der kleinen Caféterie im Souterrain des Senders stehen und plaudern, bekommt der tote Kursch Besuch. Kalous ist am Grab und Kazan. Der Hund beschnuppert den Hügel von allen Seiten, doch der Leichengeruch hat vermutlich nichts mehr zu tun mit dem vertrauten Geruch seines verstorbenen Herrn. Es ist ein sonderbares Gebet, das Kalous inzwischen murmelt. „Verflucht noch einmal, diese Schweinehunde, diese Mörder! Aber warte nur, Kursch — diese Lumpen, diese verdammten Mörder! Warte nur — ich weiß, was ich zu tun habe. Hab' keine Angst, du wirst schon sehen!"
Und dann ganz leise: „Hörst, Kursch, Kazan ist auch da. Siehst du ihn? Also — auf Wiedersehen vorläufig! Ich muß saufen gehen, verstehst? Komm', Kazan!"
Bei dem Tor gibt Kalous einem von den Friedhofswärtern zehn Mark. „Weil die Hunde auf die Friedhöfe dürfen. Bei uns nämlich nicht."

Das Gasthaus mit den Katzen

Die einzigen Gäste in dem kleinen Gasthaus an einer Ecke in der Öttingenstraße sind Fliegen. Unförmig dicke, faule, überfressene Fliegen sitzen schlaff auf den Tellern mit den

Speiseresten, die noch immer auf den Tischen stehen, schon seit der Brotzeit um zehn Uhr vormittags, obwohl es jetzt schon Nachmittag ist. Der Wirt, trotz der hochsommerlichen Hitze mit einem dicken Pullover mit einem Rollkragen angetan, hockt am Ofen, wie immer, im Winter wie im Sommer, und schnarcht. In der Küche, wo nicht ein einziger sauberer Teller zu finden ist, sitzt mit schmerzenden, geschwollenen Beinen seine Frau und spricht mit sich selbst. Diese Wassersucht, diese Gottesstrafe! Aber wofür? Immer war sie fleißig, immer flink, dieses Gasthaus sah noch vor einigen Monaten wie ein Schmuckkästchen aus. Dann kam die Wassersucht und alles ging zugrunde. Jeder Schritt tut weh, bei jeder Bewegung hat sie so ein eigentümliches Gefühl an dem müden Herzen, und die Doktoren helfen nicht, gar nichts hilft. Ihr Mann, was kann man schon von einem fünfundsechzigjährigen Mann verlangen. Tag für Tag muß er um sechs in der Früh aufstehen, und vor Mitternacht kommt er nie ins Bett. Zusammenkehren im Gasthaus, die Tische abwischen, Gläser abspülen, Bier über die Straße, ab und zu einige Gläser Bier im Gasthaus für die Arbeiter, die an dem Neubau gegenüber dem Englischen Garten beschäftigt sind, Wurst mit Sauerkraut wird verlangt, Kartoffelsalat muß gemacht werden, dann kommen Bierfässer, man muß in den Keller hinunter, Kisten mit leeren Flaschen werden abgeholt, jeden Tag dasselbe.
Und die Wirtin denkt wehmütig an ihre Wohnung im ersten Stock. Wie die aussieht! Sie kann aber nichts machen, die Wassersucht erlaubt es nicht. Die Frau, die jetzt seit drei Wochen immer am Mittwoch kommt, ist eine wahre Gotteshilfe. Schade nur, daß sie nicht jeden Tag kommen kann, aber erstens könnte man sie nicht bezahlen, und zweitens ist sie in Pasing in einem Gasthaus als Spülerin beschäftigt und hat nur am Mittwoch ihren freien Tag. Da will sie halt ein bißchen was verdienen. Ja, für arme Leute gibt es keine Freizeit.
Die Wirtin streichelt die zwei jungen Katzen, die auf ihrem Schoß liegen, seufzt und greift nach dem abgegriffenen Bändchen, das ebenfalls auf ihrem Schoß liegt. Naturheilkunde. Wassersucht ist auf der Seite 13. Wenn das bloß kein schlechtes Zeichen ist, die Zahl 13. Die Frau muß ihr nachher noch

die Füße waschen, das tut gut, das erleichtert, die Frau hat geschickte, gescheite Hände.
Oben, im ersten Stock, hantiert Xena in der Wohnung des Gastwirtes. Gerade überzieht sie die Betten. Die Bettwäsche ist schadhaft, über und über geflickt, die ungelüfteten Bettfedern stinken nach Schweiß und Bier. Alles ist verstaubt in der kleinen Wohnung. Die Blumen in den zwei Fenstern, die auf die Straße führen, welken ergeben unter der grauen Staubschicht. Xena trägt einen Blumenstock nach dem anderen zur Wasserleitung, ein Bad müssen die Blumen bekommen. Niemand würde in dieser Frau mit der altmodischen Brille und dem Kopftuch, den dicken Strümpfen und dem Waschkleid die elegante Bardame erkennen.
Da — jawohl, jetzt ist der Wagen da. Xena trällert ein Lied und bearbeitet dabei das Fensterbrett mit einer alten Unterhose des Wirtes, die jetzt als Staubtuch ihr Leben beendet. Das Autoradio hat er gar nicht abgestellt, klar, er spielt den Amerikaner. Der amerikanische Soldatensender plärrt einen Negersong, rauh und gemein ist die Stimme des schwarzen Jazzsängers.
Herr Hrnek betritt das Lokal, geht direkt zu dem schlafenden Wirt hin und schlägt ihm derb auf die Schulter. Der Wirt erwacht, ungern, gerade hat er im Traum Geld gezählt, ein ganzer Haufen Hundertmarkscheine war es, na ja, wenigstens im Traum hat man es gut.
„Cognac mit Coca", befiehlt der amerikanische Herr kurz und geht auf die Tür zu, auf der „Männer" steht. Ein guter Gast ist er, alles was wahr ist. Cognac wird sehr selten in diesem Gasthaus verlangt, und dieser Amerikaner trinkt, wenn er kommt, drei Doppelte. Dabei bleibt er nie lange, höchstens eine halbe Stunde. Daß Herr Hrnek den gepantschten Cognac gar nicht trinkt, das weiß der Wirt nicht. Das weiß nur der siechende Oleander auf dem Fensterbrett, der es sich gefallen lassen muß, jeden Mittwoch mit dem braunen Gebräu begossen zu werden.
Das Örtchen für die Männer hat einen kleinen Vorraum, in dem alles mögliche Gerümpel herumliegt. Eine zerbrochene Waschmuschel, Kisten mit alten Zeitungen, sogar das Gerippe eines Weihnachtsbaumes ist noch da. Oben, auf den Kisten,

thront auf einem Haufen Lumpen die alte Katzenmutter. Einäugig, fast kahl, nach den vielen Geburten in ihrem achtjährigen Leben vorzeitig gealtert und erschöpft.
Der Tscheche nimmt eine Bürste, die in einer Ecke des Klosettes steht, und die zur Reinigung der Klosettmuschel dienen soll, aber nie gebraucht wird, und schlägt damit nach der alten Katze. Grob, grausam. Das arme Tier miaut schmerzhaft auf, rührt sich aber nicht. Noch ein Schlag, die Katze nimmt ihre ganze Kraft zusammen und springt herunter. Der Tscheche zieht Handschuhe an, die Fetzen, auf denen die Katze lag, will er nicht mit bloßen Händen berühren, es ekelt ihn. Er greift zwischen die alten Zeitungen, ja, das Tonband ist da. Die kleine runde Dose verschwindet in der Tasche seines Sakkos, dafür wird eine andere zwischen die Zeitungen gesteckt. Dieser tote Briefkasten funktioniert tadellos.
Xena sieht den Herrn Hrnek wegfahren, in der Richtung nach Schwabing. Sie nimmt einen Kübel und geht hinunter, in das Gasthaus.
„Wenn es Ihnen recht ist, Frau, ich werde jetzt die Klosetts in Ordnung bringen, die haben es nötig. Meine Frau in Pasing sagt immer, die Klosetts sind die Visitenkarte der Gastwirtschaft. Spaßig, was? Aber meine Frau ist so, sie hat Witz und viel Bildung."
„Ist schon recht. Nachher tun Sie mir die Füße waschen, gelt?"
„Wird gemacht, ist in Ordnung."
Xena verschwindet in dem Ort für Frauen, begießt den Fußboden mit Wasser aus dem Kübel, wickelt einen Lappen auf einen langen Besenstiel und fährt einigemal über den Fußboden hin und her. Sie hat fleischfarbene Gummihandschuhe an, eine Bardame muß gepflegte Hände haben. Dann kommt das Herrenklosett an die Reihe. Die Prozedur des oberflächlichen Reinemachens wird hier wiederholt. Nachher greift sie in die Kiste, die runde Dose ist da. Sie legt sie in den leeren Kübel, wirft darüber einen Lappen, hebt die alte kranke Katze und setzt sie in ihr armseliges Nest.
Wieder geht sie durch die Küche, stellt einen Topf voll Wasser auf den Gasherd, sagt „Muß noch oben im Schlafzimmer den Fußboden abwischen, gleich bin ich da", und steigt wieder hinauf zu der Wirtswohnung. In einer großen Badetasche

hat sie unter einem Pullover ein kleines Tonbandgerät. Flink schaltet sie es ein. Das Tonband, das Hrnek in dem Männerklosett gelassen hatte, spielt sehr leise einen Schlager. Offenbar überspielt von einer alten Schallplatte, der Ton ist verwischt und hat Nebengeräusche. Nach der ersten Strophe wird der Ton gedrosselt und eine verstellte Stimme spricht in die Melodie im Fistelton.

„Auftrag Nummer 1 erledigt. Auftrag Nummer 2 im Angriff. Grüße bestellt."

Das ist alles. Der Schlager ertönt wieder lauter, dann läuft das Tonband leer.

Xena wäscht der Wirtin die deformierten Füße, sie hat Borax in das Wasser gegeben, die alte Frau weiß es aber nicht und glaubt nur an die lindernde Wirkung der geschickten, gescheiten Hände. Das Tonband liegt schon wieder in dem Katzennest, die Katze bekam eine Schüssel mit Milch.

„Tierliebend sind Sie auch", lobt die Wirtin die vor ihr kniende Bardame.

„Das bin ich, Frau. Wir haben zu Hause immer Katzen gehabt. In Reichenberg, wissen Sie?"

„So? Wo ist denn das?"

„Im Sudetenland."

„Ein Flüchtling sind Sie also? Das wußte ich gar nicht. Ist traurig, was, so von zu Hause verjagt zu werden, gelt?"

„Was ich Sie fragen wollte, Frau, kommen in das Wirtshaus Sudetendeutsche? Ich hab in Pasing gar keinen richtigen Anschluß, und ich möchte gern ab und zu mit Landsleuten über die alten Zeiten reden."

„Sudetendeutsche? Ich werde gleich meinen Alten fragen."

„Lassen Sie ihn nur schlafen, die Sache hat keine Eile. Aber die Tschechen, wissen Sie, auf die habe ich so eine Wut, wenn ein Tscheche zu uns in das Wirtshaus in Pasing käme, ich täte ihm, meiner Seel', hinausschmeißen!"

„Recht haben Sie schon, Frau, nachdem die Tschechen den Sudetendeutschen so viel angetan haben. Aber andererseits, Geschäft ist Geschäft und jeder Gast ist wie der andere. Die erste Zeit, gleich nach dem Krieg, da hat mein Alter auf die Amerikaner so geschimpft und heute ist er froh — massieren Sie mir noch ein bißchen die Zehen, ja?"

Nichts kam bei diesem Gespräch heraus. Xena konnte nicht, ohne sich verdächtig zu machen, herausbringen, ob in der Wirtschaft auch Tschechen verkehren. Und doch wird das Tonband jede Woche gewechselt. Eines aber weiß sie jetzt ganz bestimmt. Hrnek ist nicht der unsichtbare Chef. Er empfängt nur seine Befehle, möglicherweise auch nur aus einer zweiten Hand.
In einem Haustor wechselt Xena die Strümpfe und die Schuhe, zieht sich über das Waschkleid einen Regenmantel an und geht in eine Telefonzelle. Sie ruft die Bar „Bei Kerzenlicht" an. Leider könne sie heute nicht kommen, wahnsinnige Kopfschmerzen und Fieber. Aber sie hat schon die Daisy verständigt, die wird statt ihr hinkommen, die ist momentan frei. Nein, nichts Ernstes, morgen wird sie sicherlich wieder auf dem Posten sein.
In einem Taxi fährt sie nach Hause. Unterwegs läßt sie einigemal halten und kauft ein. Schinken, Kaviar, Sardinen, Konserven, Tomaten, Obst, und zum Schluß eine Schachtel mit Kerzen.

Die Wahrheit

Leutnant Sokol trägt immer noch seinen schäbigen Konfektionsanzug, in dem er über die Grenze flüchtete. Xena bot ihm zwar an, ihm einen neuen zu kaufen, das lehnte er aber trotzig und zornig ab. Seit dem Tag, an dem Kursch in der Wohnung war, sprachen sie wieder nur das Notwendigste zusammen. Xena hatte recht, Leutnant Sokol war wieder mißtrauisch und hielt die Sache mit dem Cognac und Kursch's Flucht für eine eigens für ihn inszenierte Komödie.
Es war nichts Ungewöhnliches, daß Xena schon am frühen Nachmittag die Wohnung verließ und dann am Abend, bevor sie in die Bar mußte, noch einmal zurückkam. Er sah durch das Fenster den Taxichauffeur mit den vielen Paketen beladen durch den Vorgarten gehen, aber auch das war nichts Ungewöhnliches.

„Ich habe heute einen Gast", erklärte sie kurz.
„Ist mir ganz egal. Ich weiß doch, was für einen Beruf Sie haben."
„Jeder hat halt seinen Beruf. Bitte, gehen Sie jetzt in Ihr Zimmer, ich muß das Nachtmahl vorbereiten und nachher muß ich mich umziehen. Da — wollen Sie inzwischen lesen? Ich habe Ihnen die neuesten Illustrierten mitgebracht."
Die Vorbereitung zu dem Abendessen und das Umziehen dauert endlos, oder es scheint wenigstens Leutnant Sokol so. Xena telefoniert auch mehrmals, immer nur ganz kurz. Außerdem kamen zwei Anrufe. Leutnant Sokol blättert zerstreut in den Illustrierten und flucht. Lauter Sex, lauter Filmkram, lauter Skandale, lauter Wirtschaftswunder. Und nur einige Kilometer von hier, hinter der Grenze, kämpfen die Menschen um Freiheit. Auch für die deutschen Wirtschaftswundermacher. Ob sich das überhaupt lohnt? Die ganze Welt ist verrückt, total verrückt. Nur die Kommunisten wissen, was sie wollen, und sie werden alles erreichen, weil die anderen überhaupt nicht wissen, was sie wollen. Und er hockt hier und ist ein Gefangener einer Bardame. Einer Agentin. Und jetzt soll er sogar dabei sein, wenn sie einen Besuch empfangen wird. Wie ein Zuhälter. So eine Gemeinheit von diesem Weib.
An die Tür wird geklopft und Xena öffnet sie. Gottlob wird vermutlich der Besuch nicht lange dauern, sie ist schon „berufsmäßig" angezogen. Sie trägt eine große Abendtoilette, viel zu gut und viel zu kostbar für eine kleine Bar. Wie eine Teepuppe sieht sie aus in dem breiten Rock aus rotem Tüll und in der engen, mattschwarzen Bluse, die nicht einmal die schmalen Schulterträger hat. Das Haar ist anders frisiert. In der Mitte gescheitelt und ganz glatt, dazu große Ohrgehänge in Form von goldenen Schnecken. Auch an ihrem linken Handgelenk winden sich Schnecken zu einem Armband.
„Darf ich Sie bitten, Herr Leutnant?"
„Ohne weiteres. Wo soll ich hin? In das Badezimmer?"
„Falls Sie sich heute noch nicht gewaschen haben, dann freilich. Aber gar zu schmutzig sehen Sie eigentlich nicht aus. Was ich noch schnell sagen wollte — wollen Sie heute mein Gast sein?"

„Hat Ihr Besuch abgesagt und soll ich den Ersatzmann spielen?"
„Sie erraten aber auch alles. Man kann vor Ihnen wirklich kein Geheimnis haben. Wollen wir aber nicht einmal zwecks Erheiterung ernst reden? Ich habe heute niemanden erwartet, ich wollte einfach einen schönen Abend haben. Mit Ihnen."
Das Klapptischchen bei der runden Couch ist mit Geschmack gedeckt. Für zwei. Leutnant Sokol glaubt aber nicht, daß Xena von Anfang an die Absicht hatte, ihn einzuladen. Steif steht er noch immer da und lächelt ironisch, als Xena den feuerroten Flacon aus dem Schrank nimmt und sich mit dem dünnen Glasstäbchen das Parfüm auf die Ohrläppchen tupft. „Pour toi". Jawohl, für dich, aber für wen?
Dann sitzen sie sich gegenüber und essen schweigend. Xena, die eine gute Esserin und Feinschmeckerin ist, scheint heute keinen großen Appetit zu haben. Zerstreut schaut sie einigemal auf ihre kleine Uhr, die zwischen den goldenen Schnecken an ihrem Handgelenk hängt, schenkt Rotwein ein, trinkt aber nicht.
„So, Herr Leutnant", sagt sie plötzlich und schiebt den Teller mit den winzigen belegten Broten weg. „Ich habe eine Überraschung für Sie. Wollen wir aber vielleicht zuerst ein bißchen Musik machen?" Sie schaltet den Radioapparat ein und setzt sich wieder hin. „Radio Freies Europa sendet um diese Zeit Grüße für die Heimat. Dazwischen werden hübsche alte Schlager oder Lieder gespielt und gesungen, die angeblich von den Verwandten und von den Freunden in der Heimat bestellt wurden."
Tatsächlich ertönt Musik. Beide, Leutnant Sokol und die Bardame, erkennen die Melodie sofort. Es ist eine Arie des Wassermannes aus der Oper „Rusalka" von Anton Dvorák. Der Vater Wassermann singt sie seiner Tochter, der traurigen, stummen, von ihrem Prinzen verlassenen Wassernixe.
„Wenn er dich auch über alles liebt, für immer dauert die Liebe nicht."
Beide sehen vor sich die große Bühne des Nationaltheaters in Prag, den grünlichen Bach mit der Trauerweide, den kalten, fernen Mond auf dem Rundhorizont, und die Rusalka, die klagt, sie könne weder leben, noch sterben.

„Wehe, wehe, wehe“, beendet der Wassermann seine Philosophie über die Liebe und man hört die Harfen leise als Echo zirpen.
Gleich danach ist ein Stimmchen da. Neckisch, übertrieben süß, beinahe zudringlich. „Achtung, Achtung! Wir rufen jetzt das Steinerne Märchen in Pilsen. Onkel wartet wie immer beim alten Brunnen. Ich wiederhole — —“
„Das ist doch —“ springt Leutnant Sokol auf und läuft zu dem Radioapparat. Mit beiden Händen packt er das Kästchen fest, es sieht aus, als würde er jemanden umarmen. Jemanden — der diese Stimme hat. Aber die Stimme hat schon ihr Sprüchlein gesagt und ein flotter Foxtrott füllt in Synkopen stolpernd das ganze Zimmer.
„Jawohl, Herr Leutnant, das ist Ihre Liba. Sie ist schon da, wie Sie hören.“
Aber der Mann dreht sich nicht zu ihr um. Noch immer hält er den Radioapparat umklammert, noch immer lauscht er. Die Stimme kommt aber nicht mehr. Der Sprecher beendet die Sendung wie immer: „Es ruft die Stimme der Freien Tschechoslowakei, Radio Freies Europa.“ Es folgt ein Programm für die Arbeiter in Form eines Dialoges.
„Darauf müssen wir doch trinken, auf das Wiederhören mit Ihrem Mädchen. Kommen Sie zum Tisch, Herr Leutnant, und schalten Sie das Ding ab. Also — Prost! Können Sie sich noch an unser Gespräch in dem Gartenrestaurant unter dem Chinesischen Turm erinnern?“
Leutnant Sokol trinkt sein Glas in einem Zug leer, er antwortet aber nicht. Xena schenkt sein Glas wieder voll ein, er trinkt wieder ex.
„Ich behielt Sie als Pfand. Prag sollte entscheiden, was mit Ihnen geschehen soll, wenn die Melanova frei sein wird.“
„Gut. Hat Prag schon entschieden?“
„Sicherlich.“
„Was verlangen Sie also von mir?“
„Die Bedingung lautete, wenn das Mädchen frei sein wird, nicht wahr? Die Melanova ist aber nicht frei.“
„Warum nicht? Ich habe doch ihre Stimme gehört! Oder war es nur eine Tonbandaufnahme, eine Teufelei?“
„Nein, und schreien Sie mich nicht so an. Das tut man bei

einem schönen Abend nicht. Die Melanova ist wirklich hier, aber frei ist sie nicht."

„Was ist das für ein Unsinn? Wenn sie in München ist, ist sie frei."

„Es gibt viele Menschen in München, die nicht frei sind, Herr Leutnant. Kursch zum Beispiel war auch hier und war doch nicht frei. Da, lesen Sie!"

Sie schiebt ihm einen Zeitungsausschnitt zu, der unter der Tischdecke lag. „Bestattungen in München." Folgt eine lange Reihe von Namen. Einer ist mit einem grünen Bleistift unterstrichen. „Vilém Kursch". Leutnant Sokol liest den Namen immer wieder, dann wiederholt er ihn zweimal laut und starrt dabei Xena an. „Was ist — was bedeutet es?"

„Das bedeutet, lieber Herr Leutnant, daß Kursch nicht frei war, als er den Gastod wählte. Können Sie sich noch erinnern, was ich Ihnen damals über den Gastod unter dem Chinesischen Turm sagte? Am besten mit Gas und als Selbstmord tarnen."

„Wer war es? Wer hat Kursch umgebracht?"

„Ich nicht, Herr Leutnant. Oder doch ein bißchen. Ich hätte viel schneller reagieren müssen, präziser denken, als er damals hier war, als er den Auftrag nicht erfüllen konnte und wollte. Der arme Narr, der dumme Bursche! Wenn er gesprochen hätte, bevor er das Zeug in den Cognac gab — wenn, wenn, wenn! Jetzt ist es zu spät. Sehen Sie die Kerzen dort? Ich werde Sie für Kursch langsam sterben lassen."

Sie löschte die Stehlampe aus, jetzt brennen nur die sechs Kerzen. Es sind naive, dicke Kerzen mit farbigen Reliefs aus Rosen, Vergißmeinnicht, Flieder, Veilchen, Margueriten und Kornblumen. Sie stehen feierlich auf der kleinen Bar an der Wand, dort, vor der Bar, hat Kursch gestanden, als ihn Xena zum letztenmal sah. Wo steht aber sein Mörder? Wer ist er? War der unsichtbare Chef selbst der Henker?

„Sehen Sie, Herr Leutnant, bei Kerzenlicht werde ich immer sentimental. Wie nach einem schlechten Wein. Und wenn ich sentimental bin, was bestimmt ein Fehler ist, will ich noch einen Fehler machen, wenn schon, denn schon. Ich werde mir jetzt den Luxus der Wahrheit erlauben."

Das oberste Kränzchen aus den Vergißmeinnicht verwandelte sich in einen kleinen See, aus dem die ruhige, gelblichblasse

Flamme der Kerze trinkt. Nichts hört man, es ist still in dem Raum, wie in einer Totenhalle.
„Sie wissen doch noch, wie es damals war, im Jahre 1945", beginnt Xena zu erzählen und schaut dabei ihre sterbenden Kerzen an. „Die sogenannte Revolution in Prag nach dem Krieg, das Massaker an den Deutschen, das für immer den guten Ruf der Tschechen verdorben hat, die öffentlichen Hinrichtungen der sogenannten Kollaborateure, die schamlose Aufforderung der Benespartei und der Kommunistischen Partei zu Denunziation, der verdammte Frieden, kurz und gut, der tausendmal schlimmer war, als der Krieg selbst. Wieder wurde die ‚arische Großmutter' ausgegraben, diesmal aber hieß sie die ‚tschechische Großmutter'. Ich hatte das Pech, nicht ganz reinrassig zu sein, ich war nicht eine hundertprozentige Tschechin. Ein Mischling also, halb deutsch und halb tschechisch. Dazu hatte ich noch nach dem Vater einen deutschen Namen. Beim Ortsnationalausschuß, ich wohnte damals in Karolinental in Prag, wurde ich nicht als ‚staatsverläßlich' befunden und damit ist eigentlich alles gesagt. Ich flog aus meiner Wohnung, es war nur eine kleine Garçoniere, ich wollte irgendwo unterkommen, niemand hat aber den Mut gehabt, mich auch nur in einer Rumpelkammer in Untermiete wohnen zu lassen. Von Beruf war ich Dolmetscherin, auch das war natürlich ein Minus, denn jeder, der mehrere Sprachen beherrschte, galt als verdächtig. Also — keine Wohnung, keine Beschäftigung, kein Geld, na ja, dieses alte Lied kennen Sie sicherlich, das haben damals Hunderttausende in der Tschechoslowakei gesungen. In einer schönen Nacht schlief ich auf einer Bank im Baumgarten, in der Stromovka, gegen die der ganze Englische Garten in München nur ein Beserlpark ist. Es war so Ende September. Es war schon ziemlich kalt, und so wurde aus meinem Schlaf nicht viel. Auf einmal — ich weiß nicht, ob Sie an Zufälle glauben, ich jedenfalls nicht — auf einmal also läuft ein Mann keuchend direkt auf mich zu. ‚So', sagte er, ‚falls Sie zufällig ein Mensch sind in diesem Sauhaufen von Mördern, dann helfen Sie mir! Gleich kommen da welche vorbei, sagen Sie ihnen, ich sei da nach links gerannt, über die Bahngeleise.' Und ist mit einigen Sprüngen rechts, im Gebüsch. Und schon waren auch sie da, die

Kopfjäger. Drei oder vier Stück, ich kann es nicht ganz genau sagen, wieviele es waren, ich war zu erschrocken, um richtig denken zu können. Das war eigentlich gut, man sah mir den Schreck und die Aufregung an. Ich stotterte herum, daß soeben ein Mann über die Bahngeleise rannte und als sie mich nach meinem Ausweis fragten, log ich, daß mir der Mann die Tasche entrissen hatte, in Wirklichkeit hatte ich gar keine. Die Männer liefen gleich weiter über den Fahrdamm, ich erfuhr erst später, daß es die Henker von der sogenannten Kommission waren, von der Kommunistischen Spionagezentrale also, und schon kroch auch der Verfolgte aus dem Gebüsch heraus, packte mich am Arm und zog mich einfach mit. Hätte er mich dort gelassen, wäre es aus mit mir gewesen, denn die Henker kamen bestimmt zurück. Wie ein Liebespaar zärtlich Arm in Arm trabten wir durch den Park, Liebespaare sind nicht verdächtig, es gab viele Pärchen in dem nächtlichen Park. Dann fuhren wir mit einer Elektrischen ganz gemütlich in die Stadt. In einer Spelunke in der Zeltnergasse bestellte mir der Mann eine Gulaschsuppe, die ich so rasch verschlang, daß er noch zwei Portionen bestellte, und ich erzählte nachher, obwohl er mich nicht ausfragte. So wie heute, Herr Leutnant, die Wahrheit erzählte ich, es war mir eine Erleichterung, die Wahrheit zu sagen, denn ich tat monatelang nichts anderes als lügen, lügen und immer wieder lügen. In der Spelunke war gerade ein sogenannter Biberabend, alle Gäste hatten sich Vollbärte umhängen müssen, auch die Frauen. Die meisten hielten es für einen Mordsspaß und es dauerte sehr lange, bis die STB und die Kommission darauf kam, daß sich bei diesen bärtigen Abenden Widerstandskämpfer gegen den Kommunismus trafen, die Bärte waren eine primitive, darum aber eben eine ausgezeichnete Maskierung. Das Primitive soll man im Nachrichtendienst immer dem Komplizierten vorziehen, denn die Herren Fachleute vom Spionagedienst komplizieren gerne und übersehen darum das Einfache, das scheinbar primitive. Na schön, wir haben auch ein bißchen zusammen getanzt, damit wir nicht auffielen, und der hübsche Abend war vorbei, und ich spürte das Bedürfnis nach einer Bank an der Moldau, denn ich war todmüde. Der Mann wechselt einige Worte mit einem Bär-

tigen an der Bar und dann meinte er, er wüßte eine Wohnung, wo wir unter Umständen übernachten könnten. Gut, ich ging also mit. Diesmal in die Karlsgasse. Oder war es auch nicht die Karlsgasse, ich zwang mich alles, was diese Sache betrifft, zu vergessen. Für alle Fälle, verstehen Sie? Der Mann hatte einen Haustorschlüssel, dann gingen wir über einen langen, dunklen Hof und dann kam etwas, was mich meine Müdigkeit vergessen ließ. Wir waren in einem kleinen Laden, der sich in einem Keller befand, ganz hinten im Hof. Marienstatuen aus Gips standen dort umher, an die zwanzig heilige Antoniusse und Aloisiusse waren da, in allen Größen, Rosenkränze hingen vom Plafond herunter wie Schlangen, Kisten mit Heiligenbildchen standen überall im Weg, du lieber Gott, habe ich mir gedacht, ist mein Retter am Ende ein Kirchendiener oder Priester? Zum Glück war er weder das eine noch das andere, er war Offizier wie Sie, Herr Leutnant. Seinen Namen werden Sie bestimmt kennen, man hält ihn dort in Prag und überall für einen Heiligen und einen Märtyrer. Aber sein Name hat vorläufig mit meiner Erzählung nichts zu tun. Die Inhaberin des Ladens, die uns wortlos musterte, das heißt mich, sah wie ein Nachtgespenst aus. Mager, trocken wie eine Mumie, in einer schwarzen, uralten Pelerine, die Hände in langen schwarzen Zwirnhandschuhen. Ganz perplex war ich aber erst, als sie zu sprechen anfing. Um es kurz zu machen, die Frau war angeblich eine Russin, eine Fürstin oder so etwas ähnliches, und kam als blutjunges Ding mit den tschechischen Legionären im Jahre 1919 nach Prag. Sie wurde später Geliebte oder Frau des Chefs des tschechischen Spionagedienstes, eines Generals, und jetzt war sie selbst die Chefin der antikommunistischen Spionage. Während des ganzen Krieges lebte sie ungestört und von der Gestapo nicht entdeckt in diesem komischen und zugleich unheimlichen Laden. Warum sie nicht für die Deutschen arbeiten wollte und ob die Deutschen von ihr überhaupt wußten, weiß ich nicht. Dann kamen die Russen nach Prag, die Rote Armee und mit ihr der Kommunismus selbst. Der Kommunismus, der ihre ganze Familie ausgerottet hatte, der sie zur Flucht aus ihrer Heimat zwang, der Kommunismus, den sie wie nichts anderes auf der Welt haßte. Darum begann

sie wieder zu arbeiten. Sie kannte ja das Geschäft, sie wußte, was sie zu tun hatte. Sie spielte die Verrückte, und sie war eine glänzende Schauspielerin. Niemand verdächtigte diese Vogelscheuche. Die Kommunisten in der Kommission wußten, wer sie war, aber für sie war sie eine Närrin, eine vom Religionswahn Befallene. Aus dem Nichts schuf diese wunderbare Frau ein Spionagenetz. Ihre Mitarbeiter waren zum größten Teil nicht geschult, sie hatten kein Geld, sie hatten aber Mut und darum ging es. Offiziere und von den Kommunisten abgesetzte hohe Polizeibeamte arbeiteten mit ihr, junge und alte Antikommunisten wurden geschult, Männer und Frauen. Geld verschaffte man sich durch Einbrüche bei den Nationalausschüssen, wo das den Deutschen und tschechischen Kollaborateuren geraubte Gold deponiert war. Man überfiel Autos, die Gold und Wertsachen aus dem Sudetenland nach Prag transportierten. Die Agenten der Frau raubten sogar einige Kisten mit Schmuck direkt aus der Kommission."
Xena scheint den Leutnant ganz vergessen zu haben. Sie raucht eine Zigarette nach der anderen, und sie spricht so fließend und monoton, als würde sie die Geschichte aus einem Buch vorlesen.
Und Leutnant Sokol erinnert sich. Es gab so ein Gerücht in Prag, daß der Chef der Untergrundorganisation, die sehr aktiv und gefürchtet war, eine Frau wäre. Man sprach aber von einer sehr schönen Frau, verführerisch und raffiniert sollte sie sein, wie es die Agentinnen in Spionageromanen sind. Er selbst hatte versucht, diese Frau zu finden, fand aber keine Spur von ihr und glaubte schließlich, daß alles nur eine Erfindung sei.
„Es gab einmal eine Frau namens Xena, deren Rolle ich jetzt spiele. Diese Xena war ein kleines Luderchen, eine Frau für alle, und sie war für Geld für alles zu haben. Ihr Freund war der Mann, von dem ich Ihnen einmal erzählte, ein Schwindler, der mit dem Trick an der Hellseherei gut verdiente. Nach dem Krieg produzierte er sich selbstverständlich in der Kommunistischen Partei, die damals vor den Wahlen Mitglieder brauchte und darum jeden Gauner nahm, der zu ihr kam. Er ist heute ein hoher Funktionär der Partei, und ein ganz großes Schwein, das eines Tages beseitigt wer-

den wird. Seine Xena wurde ihm unbequem, als er die rote Karriere machte, und so schmiß er sie einfach auf die Straße. Sie trieb sich eine Zeit in Prag herum und starb dann bei einem Autounfall. Papiere hatte sie keine bei sich und so lag sie brav als eine namenlose Leiche in der Totenkammer. Unsere Leute — ich meine die Mitarbeiter der Russin — interessierten sich immer für namenlose Leichen, denn einige von diesen Toten waren brauchbar und mußten weiterleben. Die tote Xena wurde also als Frau soundso identifiziert und verschwand für immer in einem Armengrab. Ihre Papiere, als unsere Leute herausgebracht hatten, wer sie war, bekam ich und ich wurde gründlich zu einem liederlichen Luderchen umgeschult. So gründlich, daß nicht einmal ihr Zuhälter, als er meine Bilder aus der Emigration gesehen hatte, die Verwechslung merkte.
Die Russin arbeitete nach genau denselben Methoden, wie die Kommunisten. Es wurden Zellen gebildet, die je nur aus drei Agenten bestanden, die sich kannten. Die Verbindung zu der nächsten Zelle oder zu dem Auftraggeber besorgt am besten und am verläßlichsten der sogenannte tote Briefkasten. Die Verbindung mit den Zellen in der Tschechoslowakei wurde aber von Tag zu Tag schwerer, denn Kuriere gibt es praktisch nicht und die Post wird zensiert. Dann hatten die Kommunisten eine ganz großartige Idee. Die Grüße an die Heimat vom Sender Freies Europa. Prag erfährt alles durch diese verschlüsselten Grüße, und zwar prompt. Und der Prager Rundfunk antwortet wieder in bestimmten Sendungen auf diese Grüße. Der Chiffreschlüssel wird aber so oft gewechselt, daß wir bis jetzt nur sehr wenig erfahren konnten. Kalous, Sie haben hoffentlich schon begriffen, daß er ein kommunistischer Agent ist, genau so, wie es der arme Kursch war, fungiert als Strohmann. In seiner eigenartigen Bar versteckt er den falschen Chiffreschlüssel, hält ihn aber für den echten. Wir wußten von Ihrer Flucht, und wir wußten auch von Ihrer kleinen Widerstandsbewegung. Wir konnten aber nicht zu Ihnen, denn Sie dienten, ohne zu wissen, den kommunistischen Agenten als Lockvogel für unsere Leute. Das andere wissen Sie selbst. Ich kam damals nicht zufällig in Kalous Wohnung, ich spielte Ihnen recht hübsch die von Ihnen er-

wischte kommunistische Agentin vor. Alles klappte halbwegs, bis auf die Sache mit der Melanova. Unsere Leute suchten das Mädchen in allen möglichen Gefängnissen und Lagern, wir haben überall unsere Vertrauensleute, sie war aber nirgends. Spurlos verschwunden. Zuerst dachten wir, sie wäre tot, dann aber deuteten verschiedene Umstände auf etwas anderes. Auf die kommunistische Spionageschule in Marienbad. Beweise haben wir aber vorläufig nicht. Bloß, ihre Flucht mit dem sogenannten Panzer der Freiheit, die war ein bißchen theatralisch für meinen Geschmack. Auch der Streifschuß, den sie bei der Flucht bekam, ist zu kunstvoll, zu harmlos, um wahr zu sein. Ich habe Ihre Liba gesehen, Herr Leutnant, sie war bei uns in der Bar. Mit einem ganz großen Lumpen, mit einem von dem famosen Radio «Free Europe». Jetzt gibt es nur zwei Möglichkeiten, Herr Leutnant. Wir brauchen Sie und Sie können selbstverständlich ja oder nein sagen. Sie können aber auch ja sagen und Sie können uns verraten. Allerdings, ich bin ohnehin schon verdächtig, sonst hätte Kursch nicht den Auftrag bekommen, mich kampfunfähig zu machen. Wie gesagt, Herr Leutnant, wir arbeiten nach genau denselben Methoden, wie die Kommunisten. Wir müssen es tun, wir müssen genau so erbarmungslos sein wie unsere Gegner. Sie sind bestimmt ein sympathischer Mensch zum Beispiel, aber auch sympathische Verräter werden ohne weiteres umgebracht. So, Herr Leutnant, das war heute unser Abschiedsabend. Sie werden morgen meine Wohnung verlassen, so oder so, das Märchen, daß Sie über Ihr Verschwinden erzählen werden, falls Sie ja sagen, werde ich Ihnen jetzt gleich beibringen. Wir haben noch die ganze Nacht vor uns, eine ganze Nacht."
Die Kerzen sterben weiter. Eigentlich begehen sie unfreiwillig Selbstmord. Sie töten sich durch ihre eigene Flamme.

Das Opfer

Wer das weltberühmte Prager Biergasthaus „U Fleku" vor dem Krieg und während des Krieges kannte, würde es jetzt kaum wiedererkennen. Verschwunden sind die Hausierer mit den handgeschnitzten Kochlöffeln und Tabakspfeifen aus Kirschholz, niemand schüttelt mehr das Säckchen mit den numerierten Würfeln, die einen „hohen Gewinn" in Form einer Tafel Kofila-Schokolade oder einer rührend häßlichen Vase einbringen. Der Mann mit dem „Elektrisierapparat" ist irgendwo in einer Arbeitsbrigade, die Frauen mit dem Rettich und mit den Brezeln müssen helfen, den „Sozialismus aufzubauen". Das Lokal ist vernachlässigt, die langen Tische sind schmutzig, das berühmte Bier ist dünn geworden.
Trotzdem sitzen hier am Abend immer einige Gäste. Schweigend allerdings, und nicht mehr fröhlich laut plaudernd. Der Kommunismus hat seinen berühmten General in die Schlacht um die Tschechen geschickt. Angst heißt dieser General, und Angst erzeugt Mißtrauen. Keiner weiß, ob sein langjähriger bester Freund nicht ein Spitzel ist. Mit Unbekannten spricht man grundsätzlich nicht. Es fällt allerdings schwer, beim Bier den Mund zu halten, aber anders geht es eben nicht. Man wagt nicht einmal vom Wetter zu sprechen, denn auch das könnte von den Spitzeln mißdeutet werden. In jedem Satz wird eine versteckte Anspielung vermutet. Nur die Parteifunktionäre, die verhaßten Novátori (Erneuerer) und die gefürchteten „Desitkari", die die Aufgabe haben, zehn Personen in der Umgebung ihrer Wohnung zu überwachen, unterhalten sich betont laut über die Artikel in dem Parteiorgan „Rudé pravo" (Das rote Recht), die jetzt tägliche Pflichtlektüre sind. Jeder von diesen Artikeln wird natürlich übertrieben gelobt. Außerdem darf man auf die „westlichen Imperialisten" schimpfen. Vor allem auf die deutschen Schweine, auf die Revanchisten und Faschisten in der Bundesrepublik. Die zwei größten Verbrecher sind, laut den Parteiparolen,

die die geliebte mütterliche Partei, wie die Kommunistische Partei genannt werden muß, ausgibt, der deutsche Bundeskanzler und der amerikanische Außenminister.

An einem Tisch in einer von den großen Nischen, die die Wappen verschiedener böhmischer und mährischer Städte schmücken, sitzen einige Männer und Frauen und singen todernst und aus vollem Halse „sozialistische Lieder", in denen meistens die herrliche Sowjetunion in den höchsten und falschesten Tönen gepriesen wird. Das beliebteste Lied ist der „Rote Partisane", vor allem wegen seiner Melodie. Allerdings, die Witzbolde, die Nachfolger des braven Soldaten Švejk, deren einzige Waffe gegen das Terrorregime der Humor ist, haben auch zu dieser Melodie einen anderen Text verfaßt, den man nur flüsternd hinter verschlossenen Türen singen darf. Hier wird selbstverständlich der richtige Text gesungen.

„Hungrig, gehetzt, aber tapfer
war der rote Partisan,
er erschlug hunderte Deutsche
und wir wissen wo und wann."

Der Mann, der ohne Krawatte, wie es jetzt die Mode ist, in einer anderen Nische allein am Tisch sitzt, summt mit geschlossenen Lippen die Parodie auf das Lied.

„Hungrig, zerlumpt, Mörder eben
war der rote Partisan,
eines Tages kommt die Rache
und wir wissen wo und wann."

Dem Mann gegenüber sitzt an einem anderen Tisch vor einem halb geleerten Bierglas, auch allein, eine ältere Frau. Ohne Strümpfe, das ist jetzt auch Mode, die die Frauen mitmachen müssen, mit groben Schuhen, in einem verblichenen, schlecht sitzenden Waschkleid. Vor ihr auf dem Tisch liegt ein Band mit den Gedichten des „größten sowjetischen Dichter", des Ilja Ehrenburg. Andächtig verschlingt sie die Zeilen mit den Augen und kaut dabei eine Scheibe Brot mit Margarine.

Der rote Partisane vollbringt gerade in der neunten Strophe unerhörte Heldentaten, als ein neuer Gast langsam durch das Lokal schlendert. Die Hände tief in den Hosentaschen, auf dem Kopf eine speckige, tief in die Stirn gezogene Mütze. Obwohl einige Tische ganz leer sind, setzt er sich mit einem

gemurmelten Gruß „Ehre der Arbeit“ zu dem einsamen Mann hin. Die Frau blättert gerade um, sorgfältig wischt sie sich vorher die von der Margarine beschmierten Finger an ihrem Kleid ab. Halblaut deklamiert sie die Verse von Ilja Ehrenburg, ihr gelbliches Gesicht ist ganz verklärt und ihre Augen scheinen nichts zu sehen.
Der neue Gast bestellt mürrisch ein Bier und dreht sich eine Zigarette. Auch das ist große Mode, die Rotarmisten im Jahre 1945 rauchten meistens selbstgedrehte „Papirosy“ und die Rotarmisten sind Vorbilder für die tschechischen Genossen. Genau so mürrisch, wie er das Bier bestellt hat, fragt er dann seinen Nachbarn: „Haben Sie zufällig Feuer?“
Die Frau blättert schon wieder um und deklamiert noch immer. Sie scheint ein Gedicht auswendig lernen zu wollen. Der Mann, der zuerst allein an dem Tisch war, spürt, wie seine Handflächen feucht werden, Angst? Auch, aber vor allem Spannung. Es stimmt also. Endlich eine Nachricht, endlich. Und er greift in die Hosentasche, legt eine Schachtel Zündhölzchen vor sich hin und antwortet freundlich: „Zufällig ja.“ Der mit der „Papirosa“ nickt zum Dank und schweigt. Erst nach einer Weile, als der stolze rote Partisan seinen feierlichen Einzug in Prag hält, brummt er: „Es wird besser sein, wir gehen irgendwo hin, wo wir ungestört sprechen können.“ Sie warten schweigend, bis die unfreundlich herumblickende Kellnerin vorbeikommt, und zahlen dann. Zuerst verläßt der Mann mit der Papirosa das Lokal, einige Minuten nach ihm der andere. Die Frau klappt das Buch zu, sie nimmt ihr schäbiges kunstledernes Handtäschchen und erkundigt sich hastig bei der Kellnerin, wo die Toiletten wären. Sie scheint es sehr eilig zu haben. Das ist aber nicht auffällig, nach dem „sozialistischen Bier“ bekommen viele plötzlich Magenkrämpfe. Anstatt aber zu den Toiletten zu gehen, läuft die Frau auf die Straße und sieht gerade noch, wie der Mann, der seinem Nachbarn das Feuer gab, in ein großes schwarzes Auto gestoßen wird. Sofort dreht sie sich um, geht jetzt wirklich auf die Toilette, kommt gekrümmt in das Lokal zurück, zahlt eilig und geht fort.
Die spärlichen Spaziergänger haben die Verhaftung gesehen, aber alle benehmen sich so, als hätten sie überhaupt keine

Ahnung, was hier geschah. Jeder geht schneller. Wenn die STB in der Nähe ist, ist es nicht ratsam zu bleiben. Darum fällt es nicht auf, daß die ältere Frau in dem Waschkleid, die noch dazu krank zu sein scheint, ziemlich rasch geht. Ganz außer Atem biegt sie in die Myslikgasse ein und verschwindet in einem von den kistenartigen Zinshäusern. Die Stiege ist dunkel, sie macht aber kein Licht. Jeder Besucher jedes Hauses wird entweder vom Hausmeister oder vom Desitkar kontrolliert. Jeder, der abends nach acht Uhr zu Besuch kommt, muß sich in ein Buch eintragen. Name, Adresse, wen er besuchte und warum und wie lange er blieb. Legitimieren muß man sich selbstverständlich auch. Prag ist ein riesengroßes Gefängnis, in dem es nur Gefangene und Wächter gibt.
Es ist aber noch nicht acht Uhr und die Frau ist in dem Haus bekannt und weil sie brauchbar ist, drückt der Hausmeister gerne ein Auge zu. Sie ist nämlich eine Schneiderin, eine Flickschneiderin zwar nur, aber eben darum recht gesucht. Da sie lungenkrank ist, muß sie nicht in einem von den verstaatlichten oder volkseigenen Betrieben schuften und darf selbständig arbeiten, ohne Bewilligung des Ortsnationalausschusses, was nur wenigen vergönnt ist. Ihre Krankheit ist halt ihr Glück, sagen die Leute.
Im dritten Stock wohnt ein alter, pensionierter Polizist mit seiner Frau, die auch sehr geachtet ist, weil sie eine Singer-Nähmaschine besitzt. Bei diesem Ehepaar verbringt die lungenkranke Frau einige Abende in der Woche und wird nie fertig mit der Arbeit. Alte Kleider von den Leuten aus der Umgebung werden recht und schlecht renoviert, aus ausgedienten Herrenhemden werden schicke Damenblusen, aus Vaters Hosen zwei neue Hosen für die kleinen Buben. Es gibt zwar Kleider und Anzüge und Textilien in den verstaatlichten Geschäften, wenn auch nicht immer und nicht viel, aber die Qualität ist miserabel und die Preise sind für das „arbeitende Volk" unerschwinglich.
Trotz der Schwüle draußen sind die drei Fenster in der Wohnung des alten Polizeibeamten zu. Das ist jetzt so üblich in Prag, denn offene Fenster wurden schon öfters zu Verrätern. Die Wohnung besteht nur aus einer kleinen Küche und einem

fast genau so kleinen Zimmer. Nur in dem Zimmer, wo die Nähmaschine steht, brennt eine einzige schwache Birne. Der elektrische Strom ist ein wichtiges Volksgut und man muß mit ihm sparsam umgehen. Die Frau setzt sich an die Nähmaschine, schiebt ein Stück Zeitungspapier unter die Nadel und setzt das Rad in Bewegung. Nur so kann man flüsternd sprechen, denn auch die Wände haben schon manchen an den Galgen gebracht.

„Er ist verhaftet." Sie sagt nur „er", Namen dürfen keine genannt werden.

„Also war der Kerl, der ihm die Karte schickte, daß er in das Gasthaus kommen soll, doch ein Spitzel. Das bedeutet, daß der Vogel verraten hat."

Vogel ist der Deckname für Leutnant Sokol und diese drei Leute gehören, genau so wie der Verhaftete, zu seiner Widerstandsgruppe.

Der alte Polizist zieht die Pantoffeln aus und greift unter das Bett, wo seine Schnürschuhe stehen. „Das glaube ich nicht", widerspricht er. „Pták (Vogel) ist nicht so. Außerdem ist er jetzt schon acht Monate fort. Warum sollte er so spät zu pfeifen anfangen, sag' mir?"

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls, das Losungswort hat der Spitzel gekannt, sonst wäre es nicht passiert."

„Unsinn. Pták kann doch unser Losungswort nicht kennen, die wechseln doch jede Woche."

„Wohin willst du gehen, Ferdi?" fragt seine Frau zitternd.

„Fort. Warnen selbstverständlich."

„Aber — wenn der im Polizeipräsidium schon gesprochen hat? Bleib' da, Ferdi, bleib' da, die werden dich auch verhaften!"

„Rede keinen Blödsinn. Von mir weiß er nichts, er kennt nur die da." Der Polizist zeigt mit dem Finger auf die Frau bei der Nähmaschine. „Darum muß sie auf alle Fälle verschwinden. So gegen zehn Uhr wirst du auf die Karlsbrücke gehen und du wirst deine Handtasche mit allem, was du drin hast, auf das Geländer legen. Und dazu schreibst du einen Zettel, verstehst? Du bist ins Wasser gegangen, weil du eine Volksverräterin bist. Daraufhin wirst du auf die Kampa hingehen, und dort wird dich jemand ansprechen, ob du nicht einen

Schlüssel verloren hast. Du wirst sagen — „Ja, gerade suche ich ihn." Hast du alles verstanden?" Ächzend schnürt der alte Polizist die Schuhe, die Nähmaschine läuft leer. Die alte Frau hockt auf einem großen Holzkoffer und weint leise.
„So, Alte, jetzt gehe ich. Sollte jemand kommen, dann sag' nur, ich wäre spazieren gegangen, wie jeden Abend. Und du — Kopf hoch, es wird schon alles klappen, und, so Gott will, könntest du in einigen Wochen über der Grenze sein. Sollte aber der Pták doch ein Verräter sein, dann Gnade ihm Gott. Unsere Leute werden ihn ohne Pardon umlegen."
Die beiden Frauen bleiben allein. Die Schneiderin schreibt auf ein Stück Zeitungspapier ihren kurzen Abschiedsbrief und läßt dabei die Nähmaschine laufen. Obwohl jetzt nichts mehr gesprochen wird.
Genau zur selben Zeit, als die kranke Frau ihr schäbiges Kunstledertäschchen mit dem Abschiedsbrief auf das Geländer der Karlsbrücke hinlegt und rasch in der Richtung zur Kampa geht, wird der Mann, dem aus der Nase und aus dem Mund das Blut rinnt, mit einem Kübel Wasser begossen. Trotzdem bleibt er auf dem Fußboden des Verhörzimmers im Polizeipräsidium reglos liegen.
„Noch eine Portion", sagt einer von den STD-Männern. „Der wird schon sprechen, der Hund. Das war nur ein kleiner hübscher Anfang. Der wird noch reden, wie ein Buch. Bis jetzt hat jeder gesprochen in unserem netten Kindergarten."

Prag meldet sich

Es war nicht Leutnant Sokol, der den Mann aus seiner Widerstandsgruppe verraten hat, es war die kleine, zierliche Liba. Sie hat allerdings verraten ohne zu wissen, daß es ein Verrat war. Herr Hrnek, der ihr Beschützer geworden ist und der sie mit Geschenken maßlos verwöhnt, versteht es meisterhaft, ihr Vertrauen zu gewinnen. Geduldig hört er sich an, wenn sie stundenlang von Leutnant Sokol plaudert, er verspricht ihr alles zu tun, um ihn zu finden und ist so besorgt

um ihre Mutter, daß das Mädchen in ihm den besten Freund gefunden zu haben glaubt. Aber — trotz aller seiner geschickten Fragen, Liba nennt die Namen der Bekannten des Leutnants nicht. Einfach darum, weil sie diese Namen nicht kennt. Nur an einen einzigen erinnert sie sich, bei dem sie mit ihrer Mutter vor ihrer Flucht einige Tage versteckt war. Es war der Mann, der vor dem Gasthaus „U Fleku" verhaftet wurde. Hrnek kassierte seine Kopfprämie, Prag kam aber nicht weiter. Der Mann vergiftete sich während seines ersten Verhöres und aus einer Leiche konnte auch der brutalste STB-Mann keine Namen und keine Geständnisse herausprügeln.
Wäre nicht die Sorge um ihre Mutter gewesen, hätte Liba Melanova beinahe ganz glücklich sein können. Alles, was sie sich in der Schule in Marienbad erträumte, hatte sie jetzt und noch mehr. Eine hübsche Wohnung in einem von den Häusern des Radio «Free Europe» in der Lamontstraße, die gar nichts kostete, ein Monatsgehalt, das ihr erlaubte, sich die bezauberndsten Kleider, Schuhe, Wäsche und Täschchen zu kaufen, und eine interessante Arbeit im Sender. Sehr schnell gewöhnte sie sich an die ausgelassensten Parties, bald fühlte sie sich in den Schwabinger Nachtlokalen wie zu Hause. Hrnek war für sie immer da, immer aufmerksam und immer verliebt, aber nie zudringlich.
Eines Nachmittags wird eine Sendung für Frauen auf Tonband aufgenommen. Liba und eine drittklassige Prager Schauspielerin sind die Sprecherinnen. Regie hat die blonde Filmschauspielerin, einmal eine von den schönsten Frauen von Prag, heute unglaublich dick und hysterisch. Die Stimmung in dem Studio ist ziemlich gespannt, denn die Schauspielerin, die eine notorische Alkoholikerin ist, hat schon wieder einmal ein wenig mehr getrunken, als es ihre Zunge vertragen kann. Sie stolpert über die Sätze des Programmes, das den tschechischen Frauen hinter dem Eisernen Vorhang das herrliche Leben der amerikanischen Frauen schildert. Laut dem Text hat die amerikanische Frau praktisch gar nichts anderes zu tun, als ihre Schönheit zu pflegen. Damit sollen die tschechischen Frauen, die sich unter dem kommunistischen Regime abschinden müssen, neidisch gemacht und zu einer passiven

Resistenz gereizt werden. Liba Melanova beschreibt mit ihrem süßen Stimmchen den Inhalt des Kleiderschrankes einer Durchschnittsamerikanerin. Die pastellfarbene Perlonwäsche, die reizvollen Kleider aus Stoffen, die man nicht bügeln muß, die Mäntel, die Hüte, die Dutzenden von Strümpfen, die höchstens zweimal getragen werden und dann im Abfallkorb landen. Die Regisseurin nickt ihr ermutigend und gönnerhaft zu, dann aber muß die Aufnahme wieder unterbrochen werden, weil die Schauspielerin eine Seite übersprang.
„Jetzt habe ich genug!" schreit die Filmschauspielerin schrill. „Glauben Sie vielleicht, ich habe meine Nerven in der Lotterie gewonnen? Wenn Sie noch einmal so besoffen in das Studio kommen werden, melde ich es dem Direktor der Produktion!"
„Ach was", kichert die Schauspielerin. „Wenn man jeden, der im Studio beschwipst ist, herausschmeißen würde, dann könnte man diesen blöden Laden schließen, nicht wahr, Liba?"
Liba Melanova traut sich nicht zu antworten und weil die Filmschauspielerin eine Beruhigungszigarette raucht, will sie auch rauchen. Sie raucht jetzt viel, nicht weil es ihr schmecken würde, das Kettenrauchen der schweren amerikanischen Zigaretten, sondern weil hier alle rauchen. Ihre schicke flaschengrüne Strickjacke hängt aber in dem Raum, wo die Techniker sitzen. Sie bittet also die Filmschauspielerin das Studio verlassen zu dürfen und trippelt auf den Korridor und von dort in den Senderaum. Die beiden Techniker sind Deutsche, sie unterhalten sich gerne mit dem hübschen Mädchen, das perfekt deutsch spricht. Beide springen sofort auf und reichen ihr sehr höflich Feuer. Liba greift in die Tasche der Strickjacke, nimmt eine angebrochene Packung Zigaretten und bietet den Technikern an.
„Da, schauen Sie, Fräulein", lacht einer von den Technikern, „man steckt Ihnen die Liebesbriefe sogar zwischen die Zigaretten."
Tatsächlich, in der Packung steckt ein zusammengerollter Umschlag im Visitenkartenformat. Liba wird rot, steckt das Brieflein rasch in die Tasche der Jacke und läuft hinaus. Durch die Glaswand, die das Studio von dem Technikerraum trennt, sieht sie, daß die beiden Damen noch immer fleißig streiten. Also hat sie noch Zeit, das Brieflein zu lesen. Sie stellt sich

ans Fenster, durch das man den Englischen Garten sieht, reißt den Umschlag mit einer Nagelschere auf, überfliegt die wenigen Zeilen und muß sich am Fensterrahmen festhalten, so schwindlig wird ihr. Der Brief ist auf einer Schreibmaschine geschrieben und hat keine Anrede und keine Unterschrift.
„Mutter geht es schlecht. Sie braucht eine baldige Luftveränderung. Wie geht es dem Freund? Wir brauchen ihn dringend. Nachricht wird bald abgeholt."
Und wieder einmal verwandelt sich Liba in einen Automaten, sie wird wieder zur Schülerin der Spionageschule. Sie geht mit dem Brieflein in den Waschraum, murmelt die Sätze so lange, bis sie sie mit geschlossenen Augen sagen kann, zerreißt die Botschaft in winzige Stücke, wirft die Papierfetzen in die Klosettmuschel und spült zweimal nach.
Dann hört sie die Filmschauspielerin auf dem Korridor kreischen: „Fräulein Melanova! Wo ist die Melanova? Eine Schweinerei ist das, eine ist besoffen und die andere rennt einfach davon!"
Als sie aber die totenblasse Liba aus dem Waschraum kommen sieht, wird sie sofort mütterlich besorgt. „Was haben Sie denn, Libuška? Ist Ihnen schlecht geworden?"
„Ja, ein bißchen", antwortet das Mädchen mit einem Lächeln, das schief in den Mundwinkeln sitzt. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich so lange — Jetzt ist mir schon wieder besser."
„Das kommt nur von dem vielen Rauchen. Meine Stimme haben auch diese verfluchten amerikanischen Zigaretten ganz — aber kommen Sie, Kind, wir müssen fertig werden, wir haben nur noch eine halbe Stunde das Studio."
Das Tonband wird um einige Sätze zurückgedreht, es ist ein fürchterliches Geräusch, das in gar nichts an die menschliche Sprache erinnert. Die Schauspielerin wartet auf das Zeichen der Regisseurin und beginnt dann.
„Was aber die amerikanischen Frauen am meisten verschönt, ist ihr Lächeln. Ohne dieses Lächeln kann man sich eine echte Amerikanerin gar nicht — —"
Sie bekommt einen Schluckauf und die Filmschauspielerin einen Weinkrampf. Liba sitzt still vor dem Mikrophon und schaut in ihr Manuskript. Aber anstatt den Text des „Voice II" zu lesen, sieht sie auf dem Papier „Mutter geht es schlecht."

Mutter geht es schlecht. Du lieber, lieber Gott, laß die Mutter bloß nicht sterben! Noch heute muß sie Milan finden, heute noch. Aber wie?
„Das ist doch zum Igelkriegen!" donnert sie die Filmschauspielerin an.
„Zuerst hat die Ziege da einen Schluckauf und jetzt schlafen Sie, Fräulein Melanova! Ja, ich weiß, daß Ihnen schlecht ist, mir ist auch schlecht, zum Kotzen ist das ganze hier! Darum habe ich meine Filmkarriere geopfert? Dieser Sender, dieser tausendmal verdammte Sender, den müßte man — weiter!"
Endlich geht die Aufnahme doch irgendwie zu Ende. Rasch wird noch einer von den Sprechern aus der Cafeteria geholt, der den üblichen Schlußsatz sagen soll. „Es ruft die Stimme der freien Tschechoslowakei, Radio freies Europa."
Diesmal geht Liba nicht hinunter in die Evalution, in die Spionageabteilung, in der Hrnek der tschechische Chef ist. Sie ruft ihn auch nicht an. Allein will sie sein, sie muß jetzt allein sein, sie will nachdenken wie sie Leutnant Sokol finden könnte. Zu dem Gartenrestaurant unter dem Chinesischen Turm sind es nur wenige Schritte. Als sie durch die Halle geht, wo immer alle möglichen Leute herumhocken, die auf eine Beschäftigung in dem Sender hoffen oder Nachrichten verkaufen oder jemanden von den Herrschaften vom Sender anpumpen oder anbetteln wollen, ruft ihr eine von den aufgeblasenen Rezeptionistinnen nach: „Fräulein, jemand hat vorhin telefonisch nach Ihnen gefragt."
Es ist verboten, die Angestellten des Senders in der Halle mit ihrem Namen zu nennen, darum sagte die Rezeptionistin nur „Fräulein".
Entsetzt bleibt das Mädchen stehen. Wer konnte angerufen haben? Ist das schon wieder Prag?
„Ein Herr war es. Er sagte, er wird noch einmal anrufen. Soll ich etwas ausrichten?"
„Ja — das heißt nein, ich weiß doch gar nicht, wer es war."
„Warten Sie, ich habe mir den Namen irgendwo notiert, wo habe ich nur den Zettel hingetan — jedenfalls war es ein tschechischer Name. Da — nein, ich kann den Zettel momentan nicht finden."

„Das macht nichts, sagen Sie ihm, ich bin dort drüben, im Chinesischen Garten, wenn er binnen einer Stunde anrufen sollte."

Liba ist so nervös und so aufgeregt, daß sie am liebsten doch zu Hrnek gehen möchte. Jetzt aber muß sie in das Gartenrestaurant gehen, weil sie es der Rezeptionistin gesagt hatte. Wer kann nur angerufen haben? Und warum? Ist es vielleicht schon wegen der Nachrichten? Sie kann aber keine Nachricht geben, sie hat noch keine Nachricht, und der Mutter geht es schlecht.

Bei der Brücke über den schmalen Bach biegt sie nach links ein und eilt weiter durch das Spalier der grauverstaubten Sträucher. Beinahe wäre sie mit einem Mann, der in entgegengesetzter Richtung geht, zusammengeprallt. Der Mann bleibt stehen und schaut ihr nach, der kleinen hübschen Puppe in dem weißen Kleidchen, mit den zierlichen, grasgrünen Schuhen und der schicken, grünen Strickjacke. Dann ruft er: „Liba!"

Es ist Leutnant Sokol.

Die Liebelei

Die Träume sind immer anders als die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit hat aber mit Libas Träumen nicht das geringste zu tun. Der Mann in dem Maureranzug, dieser unrasierte Mann mit den groben plumpen Arbeitsschuhen soll der elegante Leutnant Sokol ihrer Träume sein? Liba spürt gar keine Freude, nur eine Enttäuschung, die sich schnell in eine peinliche Verlegenheit verwandelt. Ihr erster Gedanke ist, hoffentlich wird jetzt nicht jemand vom Sender vorbeikommen. Sie sucht nach Worten. Wo aber sind Tausende von wunderschönen Worten, die sie ihrem Milan bei dem Wiedersehen jubelnd und weinend sagen wollte? Zu dieser Begegnung passen sie nicht.

Leutnant Sokol sieht, wie Liba zuerst blaß und dann rot wird, er sieht, wie sie ihn mit weit aufgerissenen Augen wie

ein Gespenst anstarrt. Er sieht es, und wird tief gerührt. Arme Liba, wie muß sie ihn lieben, wenn sie so erschüttert ist!
Liba sucht noch immer nach Worten und jetzt fällt ihr das Brieflein ein. Der Mutter geht es schlecht. Und ausgerechnet jetzt trifft sie den Leutnant Sokol. Wie gut, wie herrlich!
„Ich hätte dich beinahe nicht erkannt, Liba. Wie hübsch bist du! Eine richtige Dame! Komm, wir werden in das Gasthaus unter dem Chinesischen Turm gehen und Kaffee trinken, wie damals in Prag, weißt du es noch?"
Liba nickt nur. Es wird ihr siedend heiß. Um dreiviertel sechs kommen alle die Herrschaften aus dem Sender und viele von ihnen gehen in das Gartenrestaurant nachtmahlen. Wie kann sie sich dort mit Milan, der so verkommen aussieht, zeigen? Egal, sie muß ihn sprechen. Es gibt ja zwei Abteilungen in dem Gasthaus. Dort, wo die langen Bänke sind, dort kommen die von dem Sender nicht, die Gesellschaft dort ist ihnen zu volkstümlich.
Die Spaziergänger drehen sich nach diesem ungleichen Pärchen neugierig um. Liba geht schneller, sie läuft beinahe. An einem von den langen Tischen finden sie Platz. Sie sitzen sich gegenüber, es waren nur noch zwei Eckplätze frei. Zwischen ihnen stehen leere Bierkrüge und Teller mit Speiseresten und zerknüllten papierenen Servietten. Neben Liba sitzt ein dicker Mann mit einer stinkenden Pfeife, neben Leutnant Sokol eine Frau mit einem zottigen Hund auf dem Schoß. Die stämmigen Kellnerinnen keuchen schwitzend mit vollen Maßkrügen vorbei. Die Kapelle spielt ein Potpourri aus der „Fledermaus". „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist —" verkündet gurgelnd die Trompete.
Beide kennen die Melodie, beide kennen den tschechischen Text zu ihr. „Vzdyt jen ten šťastny je, kdo na vše zapomene". Beide haben auf einmal das Gefühl, sich heute zum erstenmal gesehen zu haben. Oder sich richtig gesehen zu haben, ohne den trügerischen schillernden Schleier der Erinnerung. Das hier ist eine neue Liba, nicht mehr das schüchterne, gehetzte Mädchen, schutzbedürftig wie ein Küchlein. Das hier ist ein neuer Milan Sokol, nicht mehr der Leutnant, nach dem sich die Mädchen in Prag umdrehten und der in jeder Situation

wußte, was zu tun wäre. Kann man sich noch nach dieser neuen Liba sehnen? Kann man sich noch nach diesem neuen Milan sehnen? Und wenn die Sehnsucht stirbt, stirbt auch nicht die Liebe?
Eine von den dicken Kellnerinnen stellt vor die beiden zwei Krüge Bier hin ohne zu fragen, ob es ihnen recht ist. Liba verzieht den Mund. Wie hätte Hrnek dieses Weib angeschaut, wie hätte er es mit dem dummen Bier zum Teufel gejagt. Milan Sokol lacht aber nur und hebt durstig den Krug. Liba läßt das Bier stehen und zündet sich eine Zigarette an.
„Du rauchst jetzt?"
„Ja, alle rauchen doch."
„Erzähle jetzt, erzähle mir schnell, Liba! Erzähle mir alles von dir!"
Aber Liba erzählt nicht. Diesem neuen Milan kann sie nicht über die Schule in Marienbad erzählen. Warum sie es nicht kann, das weiß sie selbst nicht. Vielleicht darum, weil er ihr so fremd vorkommt. Später vielleicht.
„Erzähle zuerst du!"
Leutnant Sokol nahm sich fest vor, Xenas Rat nicht zu befolgen und Liba keine Märchen zu erzählen. Jetzt aber geht es ihm genau so, wie dem Mädchen. Er kann sich nicht entschließen, Liba die Wahrheit zu sagen. Dieser Liba, die so ganz anders ist, als damals.
„Ich war in Rosenheim. Weißt du überhaupt, wo das ist? Bei Maurern war ich, man muß arbeiten, man muß jede Arbeit annehmen, wenn man durchhalten will. Jetzt aber muß ich mich in München um einen Posten umschauen, damit ich bei dir bleiben kann."
Er spricht weiter, er erzählt die Geschichte, die Xena für die Feinde, für die Kommunisten für ihn erfand, und wundert sich über sich selbst dabei. Wie ist es nur möglich, daß er seine Liba so schamlos belügt, ohne Reue zu spüren?
Dann plaudert Liba. Artig zwitschert sie wie ein Schulmädchen. Über ihre Arbeit in dem Sender, über die netten Kollegen und Kolleginnen, über das schöne Leben in der schönen Stadt München.
„Und was ist mit deiner Mutter? Weißt du, wo sie ist und wie es ihr geht?"

„O ja — sie ist noch immer im Gefängnis, aber ich weiß nicht wo."
Plötzlich wirkt sie nicht mehr geziert und damenhaft, die Erinnerung an die Mutter hat sie wieder zu der kleinen, lieben Liba gemacht. Wie soll sie Milan bloß ausfragen? Das ist doch häßlich, was sie vorhat. Er war doch immer so gut zu ihr. Wie soll sie ihm aber sagen, daß sie, daß er — — Sie weiß ja gar nicht, was für Nachrichten Prag eigentlich will. Vielleicht über die Leute aus seiner Widerstandsgruppe? Ja, sicherlich. Aber sie kann ihn doch nicht einfach — vielleicht sollte sie zuerst netter zu Milan sein, vielleicht — sollte sie ihm nicht Geld anbieten? Wie sagte es der Instruktor? „Mit Charme, mit Geld, mit List, mit Erpressung, mit Druck, mit Drohung, mit Versprechungen, je nach der Situation. Alle Mittel sind erlaubt und alle können nützlich sein, wenn man sie richtig und zur richtigen Zeit anwendet."
„Sag, Milan, wie könnte man der Mutter helfen? Wie könnte man erfahren in welchem Gefängnis sie eigentlich ist? Du hast doch deine Leute in Prag, könnten die nicht etwas tun? Du hast mir doch gesagt, daß es auch Aufseher in verschiedenen Gefängnissen gibt, die keine Kommunisten sind und die viel für die Häftlinge tun. Vielleicht könnte man jemandem von ihnen eine Nachricht schicken, vielleicht könnte man — —"
Da sterben die Kerzen für Kursch, da sitzt Xena und sagt: „Sie wird vermutlich versuchen, Sie nach Ihren Leuten auszufragen, Herr Leutnant. Schauen Sie mich nicht so böse an, es ist nur eine Hypothese. Die Melanova muß deswegen noch lange nicht schlecht sein, schlecht sind nur ihre Auftraggeber, und ich könnte wetten, daß sie Auftraggeber hat. Na schön, Sie brauchen mir nicht zu glauben. Gehen Sie zu ihr hin und Sie werden selbst sehen, ob die Melanova noch diejenige Melanova ist, die Sie gekannt haben. Jedenfalls, nennen Sie keine Namen vor ihr."
Aber nein, aber nein, das alles ist doch nur ein Zufall. Es ist doch ganz logisch, daß ihn Liba um Hilfe ersucht, daß sie eine Verbindung zu ihrer Mutter herstellen will. Darum muß sie noch lange nicht ein Spitzel sein.
„Ich könnte versuchen durch irgendjemanden in Prag eine Nachricht über deine Mutter zu bekommen, Liba."

„Aber wie, Milan? Wie willst du es tun? Du kannst doch nicht einfach schreiben. Wir haben, weißt du, wir haben im Sender verschiedene Leute, die Verbindung mit ihren Verwandten in der Heimat haben. Vielleicht wäre es besser und schneller, wenn ich es durch diese Leute versuchen würde, ich meine, wenn jemand zu einem von deinen Leuten ginge, es gibt nämlich Kuriere, weißt du, die kennen sich aus, der Sender braucht doch Nachrichten über die Verhältnisse in der Heimat — —"
„Gut, ich werde mit den Leuten vom Sender sprechen, wenn du es willst."
„Nein, das will ich nicht, die sind alle so mißtrauisch, und dann will ich auch nicht, daß man erfährt, daß du — — Es gibt nämlich die CIC, weißt du, und die könnten dich einfach internieren. Versteh' mich richtig, Milan, ich könnte es besser tun, wenn ich nur den Namen wissen würde. Und noch etwas, aber sei nicht böse, Milan, brauchst du — darf ich dir ein bißchen Geld geben? Ich könnte dir — — Du hast mir doch auch immer in Prag — — Wo wohnst du denn eigentlich?"
„Ich? Vorläufig nirgends. Ich bin erst heute Nachmittag aus Rosenheim nach München gekommen. Warum fragst du?"
„Nur so. Du mußt doch ein Zimmer haben, in einem Hotel, oder privat. Und — —"
„Flüchtlinge wie ich wohnen nicht im Hotel, Liba. Wo wohnst denn du?"
„In der Lamontstraße, in den Häusern, die dem Sender gehören. Ich kann dich aber nicht zu mir mitnehmen, das wäre — das ist nämlich verboten. Soll ich dir — darf ich dir heute hundert Mark geben? Mehr habe ich nicht bei mir. Du brauchst doch auch einen Anzug und vielleicht auch Schuhe und alles — nimm das, bitte!"
Sie will ihm unter dem Tisch einen Hundertmarkschein zustecken. Leutnant Sokol hält aber mit beiden Händen den Krug und rührt sich nicht. Er schaut das Mädchen an, sieht es aber nicht. Die andere sieht er, die andere, die nie taktlos und nie herzlos war, die die Zynische nur spielte. Hat er dieses Mädchen wirklich einmal geliebt? War es nicht nur Mitleid? Jetzt aber braucht Liba kein Mitleid mehr.

Herr Müller, der „Gestapak“ in Prag, hatte doch recht mit seiner Analyse des Verhältnisses zwischen Leutnant Sokol und der Melanova.

Das Kugelchen

Mascha sitzt in einem exklusiven Frisiersalon und betrachtet sich in den drei Spiegeln, die ihr Bild einmal von vorne und zweimal vom Profil zeigen. Freilich, schöne Bilder sind es nicht. Auf dem Kopf hat sie eine Haube, unter der die frische Wasserwelle dampft, ihre linke Hand steckt in einem silbernen Kübelchen mit einem Präparat aus Öl und Rosenwasser, ihre rechte Hand bearbeitet eine filmdivaähnliche Maniküre. Einige Schritte vom Frisiersalon sitzt im Parkhotel ein Abgeordneter, mit dem sie verabredet ist. Darum der exklusive Salon, darum das Modellkleid aus einem steifen orangeroten Stoff, das zwar erstklassig ist, aber ihre mißgestaltete Figur noch unterstreicht.
Heute hat Mascha einen großen Tag. Erstens erfuhr sie, daß Bohumil Lauschmann nach Prag zurückgerufen werden soll. Eine „Entführung“ durch die Kommunisten soll stattfinden, deren Opfer der arme „Flüchtling“ Lauschmann werden wird. Das bedeutet, daß Mascha unter Umständen auf seinen Platz vorrücken könnte. Als Anzahlung für diesen Posten gilt der deutsche Abgeordnete, der reif für eine Erpressung war. Zweitens hat sie herausgebracht, daß Leutnant Sokol nicht in Rosenheim war, wie es die kleine dumme Gans Melanova erzählt hatte. Wo war er aber wirklich die ganze Zeit?
Das filmdivaähnliche Fräulein tänzelt nach links, um die Fingernägel der anderen Hand auf Hochglanz in rosaroten Ton zu bringen. Allerdings, bei dieser unmöglichen Ziege nützen die Verschönerungskünste wenig, denkt das Fräulein verächtlich, während es die Kleinheit und die klassische Form der Hände der gnädigen Frau mit einer dezent gedämpften Stimme lobt.
Das Kugelchen gähnt laut und ungeniert, unter der heißen

Haube wird man schläfrig. Marina hat diesmal gut gearbeitet. Sie bemuttert die kleine Liba und läßt sie geschickt alles ausplappern. Auch die Sache mit Rosenheim erfuhr sie von Marina. Hoffentlich wird sie sich nicht in die Melanova verlieben. Mascha ist eigentlich ganz normal veranlagt, die lesbischen Triebe heuchelt sie nur. Bei Männern hat sie wenig Glück gehabt, dafür besitzt sie für die abnormalen Frauen eine gewisse Anziehungskraft.
Wo konnte also dieser Sokol gesteckt haben? Beim Kalous nicht, von dem ist er verschwunden und Kalous hätte sofort eine Meldung erstatten müssen, wenn der Leutnant bei ihm wieder aufgetaucht wäre. Beim Kursch konnte er auch nicht gewesen sein. Warum mußte übrigens der Kursch draufzahlen? War es nur wegen den Tonbändern? Er war doch auf keinen Fall der Hauptschuldige.
Mascha drückt auf den Knopf, der die Temperatur der Haube reguliert. Bei den Gedanken an den toten Kursch ist ihr zu heiß geworden. Die haben auch diesmal einen verdammt kurzen Prozeß gemacht. Wer ist aber der Henker und wer der Auftraggeber zu diesen „Selbstmorden?“ Oder sind die beiden ein und dieselbe Person?
Von wem könnte man etwas Näheres über Kursch erfahren? Zu wem hatte er Vertrauen? Das war vor allem Kalous und dann diese Xena. Der Besuch in Xenas Wohnung ist schon sorgfältig vorbereitet. Viel war allerdings in der Villa, wo die Bardame wohnt, nicht zu erfahren. Selber konnte sie nicht hingehen, denn Xena durfte nicht wissen, daß Mascha ihr Schatten ist. Der kleine tschechische Agent, den sie hinschickte, ein gewesener Operettensänger aus Olmütz, der wegen seiner Trunkenheitsexzesse aus dem Theater hinausflog und jetzt als politischer Flüchtling für Maschas Geld im Hofbräuhaus weiter soff, hat nur unwichtige Nachrichten gebracht. Zum Beispiel viel Männerbesuche, das hat Xena nie geleugnet, das gehört schließlich zu ihrem Beruf. Ihre Wirtin ist nur sehr selten in München, das ist aber auch nicht wichtig. Post bekommt sie fast keine, die letzte Telefonrechnung lautete auf 62 Mark und 30 Pfennig. Nein, so kommt man nicht weiter. Die Wohnung muß gründlich durchsucht werden. Xena steht zwar nicht auf der Prager Liste der Beschatteten oder Ver-

dächtigen, aber alles verrät Prag schließlich auch nicht. Komisch wäre natürlich, wenn diese Xena eine kommunistische Agentin wäre. Es gibt solche Fälle, wo ein Agent den anderen Agenten beschattete, ohne zu wissen, daß sie in Wirklichkeit Kollegen von derselben Firma sind.
Immerhin, wer hat Leutnant Sokol versteckt und warum? Und warum erschien er wieder? Wegen der Melanova? Männer sind nicht so dumm, wie man glaubt, sie sind nämlich noch viel dümmer. Vielleicht ist Sokol wirklich in dieses Mädchen verschossen. Marina muß versuchen, die Melanova so weit zu bringen, daß ihr Sokol anvertraut, wo er wirklich war. Schließlich und endlich, im Bett sprechen die Männer anders, als bei Tisch.
Der Abgeordnete ist keine schlechte Eroberung. Übermorgen fährt er für drei Monate nach Amerika. In militärischen Dingen, der wird dort Verschiedenes aufschnappen können, was Prag interessiert. Mascha lächelt hämisch ihr von der Hitze der Haube krebsrotes Gesicht in dem Spiegel an. Wie der rechts steht, der Mann, wenn er im Parlament gegen die Kommunisten losdonnert! Todesmutig nennen ihn die Zeitungen, ein hundertzwanzigprozentiger Gegner des Kommunismus ist er. Der wird nicht so leicht verdächtig. Daß die Leute so viel darauf geben, was man sagt. Na ja, die meisten sind denkfaul, Gott sei Dank.
Richtig, beinahe hätte sie es vergessen. Eine Nachricht muß durch den Sender nach Prag durchgegeben werden. Das kann Marina besorgen. Diese Nachricht betrifft einen einsamen Widerstandskämpfer in Prag, der sich an die „Exilzeitung" um Hilfe gewandt hatte. Es gibt unglaubliche Idioten in der Welt. Allerdings, die „Exilzeitung" wird in der CSR durch die Kommunisten „heimlich" verbreitet. Die Leute finden die Zeitung eines schönen Tages im Briefkasten und weil der Inhalt antikommunistisch ist, glauben sie, daß sie zu der Redaktion Vertrauen haben dürfen. In diese Falle sind schon hunderte gegangen. Der Sender gibt jede Woche in verschiedenen Programmen Anweisungen, wie man nach dem Westen schreiben soll. Man soll die Briefe nicht unterschreiben, sondern nur mit einer Chiffre versehen und einfach irgendwo in einer Straße in einen Briefkasten werfen. Es gibt antikom-

munistische Postbeamte, sagt der Sender, die die Briefe nach dem Ausland befördern, obwohl es strafbar ist.

Das stimmt, aber die meisten solcher Briefe, die an eine Deckadresse des Senders gerichtet sind, befördern die Vertrauensleute des Nachrichtendienstes der Kommunistischen Partei selbst nach dem Westen. In den Programmen „Grüße an die Heimat" bekommen dann die Briefschreiber eine kurze Bestätigung des Empfanges ihrer Nachricht und werden aufgefordert, an die Adresse des Arztes des Senders zu schreiben, der zweimal in der Woche durch den Sender ärztliche Ratschläge in seinen Programmen gibt. Nach dem dritten oder vierten Brief wissen die dazu speziell geschulten Agenten, wo ungefähr der Briefschreiber zu suchen sei. Durch die „Grüße an die Heimat" wird ein Losungswort vereinbart und der Briefschreiber wird fast in allen Fällen gefunden. Der Verbindungsmann, der sich ihm gegenüber selbstverständlich als ein Widerstandskämpfer gegen den Kommunismus ausgibt, bearbeitet ihn so lange, bis er ihm die Namen seiner Bekannten, ebenfalls Antikommunisten, preisgibt. Natürlich weiß der Briefschreiber nicht, daß er Verrat begeht. Das ganze endet mit der Verhaftung der Gruppe und später auf dem Galgen.

Die „Exilzeitung" arbeitet anders. Ihre Aufgabe ist es, Verbindung mit den antikommunistischen Emigranten aufzunehmen, sie ebenfalls zur Mitarbeit gegen den Kommunismus zu gewinnen und auszuhorchen, mit wem sie in der Heimat in brieflichem Verkehr oder im Verkehr durch einen Kurier stehen. So kann Prag bequem durch seine Mitarbeiter im Sender und in der „Exilzeitung" die Widerstandskämpfer in der CSR unter Kontrolle bringen oder unschädlich machen.

In der Bundesrepublik gelten trotz Bemühungen einzelner Journalisten diese beiden Zentralen, die „Exilzeitung" und der Sender, als einwandfreie antikommunistische Institutionen. Diese Meinung kostet selbstverständlich etwas, und nicht wenig, aber es gibt, Gott sei Dank, immer einige maßgebende Personen, die für Geld etwas übrig haben und die dafür etwas leisten.

Die „Exilzeitung" bekämpft in ihren Artikeln kleine Mißstände im Sender und prangert kleine ehemalige Kommuni-

sten, die keine kommunistischen Spione sind, und im Sender keine Rolle spielen, an. Nie wird selbstverständlich ein wirklicher kommunistischer Agent angegriffen.
Alles klappte immer, bis die Sache mit den gelöschten Tonbändern kam. Seit Kurschs „Selbstmord“ haben sich die Agenten schon ein wenig beruhigt, man glaubt allgemein, daß Kursch wegen der Tonbänder „bestraft“ wurde. Mascha aber weiß mehr, als man munkelt, aber sie weiß immer noch nicht genug. Sie steht auf, beschaut sich noch einmal im Spiegel, ist sehr zufrieden mit ihrer durch die Verschönerung im Frisiersalon betonten Häßlichkeit, und rauscht hinaus. Sie hat sich verspätet, der Abgeordnete in der Halle des Parkhotels wird schon ungeduldig zappeln, aber das wollte sie ja.

Kalous und Kazan

Die Schwabinger Nachtlokale haben für Kalous nach dem Tode seines Freundes ihren Reiz verloren. Auch die Frauen und Mädchen freuen ihn nicht mehr so wie früher. Nur eine einzige interessiert ihn noch, und das ist Xena. Die ist jetzt aber nicht zu bewegen, zu ihm in die Wohnung zu kommen. Die Geschichte mit den Tonbändern ist schuld daran. „Glaubst du vielleicht, daß ich friedhofsreif bin wie Kursch?“ sagte sie. „Nein, ich kann nicht zu dir kommen. Ich will mit solchen Sachen nichts zu tun haben.“
So muß halt Kalous zu Xena hingehen. Zu ihr in die Wohnung darf er auch nicht. Xena hat jetzt angeblich einen Freund, der jederzeit Zutritt zu ihrer Wohnung hat und sehr eifersüchtig ist. Bleibt also nur die Bar.
Wieder sitzt oder liegt Kazan Nacht für Nacht in dem Lokal, sein Herr heißt aber nicht mehr Kursch. Die vom Sender, die zum „Kerzenlicht“ kommen, sehen den Hund nicht gerne. Sie wollen nicht an Kursch erinnert werden. Schon öfter kam es wegen Kazan zu einem Streit. Kalous gibt aber nicht nach, auch dann nicht, als ihm Pavlíček kurz und bündig befiehlt, das Hundsvieh töten zu lassen.

„Eher dich“, war Kalous Antwort.
Daß man ihm mißtraut, weiß er. Neue Aufgaben bekommt er nicht. Pavliček zahlt zwar noch weiter, aber die Beträge werden immer kleiner und kleiner.
Seit heute hat Pavliček Urlaub. Mit seinem neuen, luxuriösen Wagen fährt er nach Spanien und Portugal. In Lissabon will er sich die Einrichtungen der Sendestation des Radio «Free Europe» anschauen. Die Hälfte der Programme wird über Holzkirchen gesendet, die andere Hälfte geht über Lissabon. Dort scheint aber etwas nicht in Ordnung zu sein. Sabotage scheinbar. Manchmal laufen zwei Tonbänder gleichzeitig, so daß man kein Wort verstehen kann, dann wieder wird der Ton verzerrt. Dort muß also ein Gegenagent sitzen. Pavliček zweifelt nicht daran, daß er ihn erwischen wird.
Heute kam er schon zeitig zum „Kerzenlicht“, er will bald schlafen gehen und schon sehr früh losfahren. Mit einem hellblauen Smoking, der für die teuersten Nachtlokale in Spanien und Portugal bestimmt ist, in weißblauen Schuhen, die er sich in London machen ließ, schlendert er langsam zur Bartheke, damit die Gäste genug Zeit haben, ihn zu bewundern. Dann schwingt er sich auf den hohen Barhocker hinauf und schaut sich das Lokal an. Die Gesichter der Gäste machen in dem dunklen Raum, der nur durch die bunten Kerzen auf den Tischen spärlich erhellt ist, den Eindruck, als würden sie in der Luft hängen und zu keinem Körper gehören. Fast gespenstisch kommt ihm heute dieses groteske Bild vor. Aber das kommt davon, daß der Kalous schon wieder mit seinem verdammten Hundsvieh in dem Lokal ist. Schaut man den Hund an, sieht man den Kursch. Und Kursch will man vergessen.
Pavliček kneift die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Ist das möglich? Tatsächlich, dort ganz hinten sitzt die kleine Melanova mit Leutnant Sokol. Wie kommt der nur hierher? Was will er da?
Als ob Leutnant Sokol seine Gedanken gehört hätte, steht er auf und geht zur Bar. Noch immer trägt er den grauen Anzug, wie damals, als ihn Pavliček durch den toten Briefkasten zu Kalous gelotst hatte.
Leutnant Sokol schiebt zwei leere Barhocker auseinander und

lehnt sich mit den Ellenbogen an das Barpult. „Hätten Sie ein wenig Zeit für mich, gnädige Frau?“ fragt er halblaut.
Xena, die gerade Whisky einschenkt, lächelt ihn geschäftsmäßig an. „Aber gern. Was möchten Sie denn trinken? Herr Pavliček, wie schmeckt Ihnen der Toledo Cocktail? Den habe ich nur für Sie ausgedacht und gepantscht.“
„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, gnädige Frau. Mein Name ist Sokol.“
„Ich gestatte meinen Gästen so allerlei, darum bin ich auch keine gnädige Frau. Man nennt mich Xena. Oder auch Darling oder Luder, nicht wahr, Herr Pavliček? Noch einen Toledo? Oder vielleicht etwas, was nach Lissabon schmeckt?“
„Wieso Lissabon? Wie kommen Sie darauf, Xena?“
„Aber Herr Pavliček, wenn Sie nach Portugal fahren, werden Sie sicherlich auch Lissabon besuchen. Das darf der große Sänger Pavliček den Landsleuten in der Sendestation in Lissabon doch nicht antun, daß er sie mit seinem hohen Besuch nicht beehren würde.“
„Gnädige Frau“, beginnt wieder Leutnant Sokol. „Ich habe zufällig hier in dem Lokal gehört, daß die Kellnerin diese Woche auf vierzehn Tage in Urlaub geht. Ich wollte Sie bitten — dürfte ich die Kellnerin vertreten?“
Xena wirft eine Olive in ein hohes, schmales Glas, stellt es auf ein Tablett und winkt Erika zu sich. Dabei schaut sie den Leutnant flüchtig und wenig interessiert an. „Sind Sie denn ein Kellner, Herr — wie war Ihr Name?“
„Sokol.“
„Sokol?“ Jetzt spielt sie die Überraschte und Interessierte. Großartig spielt sie, wenn der Leutnant nicht wissen würde, daß sie spielt, würde er ihre Überraschung unbedingt für echt halten. „Ja aber — wenn Sie Sokol heißen, dann — — Richtig, dort sitzt ja Ihre Braut, das Fräulein Melanova. Sagen Sie, Herr Sokol, warum gehen Sie nicht lieber zu dem Sender? Was meinen Sie dazu, Herr Pavliček?“
Pavliček bleibt ruhig auf dem Barhocker sitzen. Statt dem Leutnant die Hand zu reichen, nickt er ihm nur mit dem Kopf gnädig zu. Verdammt noch einmal, die Idee ist nicht gerade schlecht. Diesen Kerl im Sender — da hätte man ihn praktisch ganz in der Tasche.

„Ich gehe gerade heute auf Urlaub, Herr Sokol“, sagt er dann gelassen. „Ich kann also für Sie in der kurzen Zeit nichts tun. Aber gehen Sie doch ruhig morgen in den Sender und versuchen Sie, einen Job zu bekommen. Fräulein Melanova wird Ihnen schon sagen, wie und was.“
„Das sind also die zwei Toledos“, lächelt Xena Pavliček an.
„Zwei? Wieso zwei?“
„Na, einer für Sie und einer für den Herrn Sokol. Sie werden doch einen Landsmann hier bei der Quelle nicht trocken stehen lassen.“
Mißmutig hebt Pavliček das Glas, ohne dem Leutnant zuzutrinken. In dem Moment berührt etwas seine baumelnden Beine. Es ist Kazan.
„Du schmutziges Hundsvieh, du!“ knurrt er und gibt dem Hund mit beiden Füßen einen kräftigen Tritt in den Bauch. Kazan jault auf, Pavliček spürt, daß der Barhocker unter ihm wankt und schon liegt er auf dem Fußboden. Neben ihm steht totenblaß vor Wut Kalous. Die Gäste springen auf, eine Rauferei ist eine angenehme Abwechslung, die man sich nicht entgehen lassen will. Der Leutnant beugt sich zu dem Hund hin und streichelt ihn, Kazan krümmt sich zusammen und wimmert schmerzhaft.
„Steh auf!“ knirscht Kalous mit den Zähnen. „Steh auf, du Schwein! Ich schlage keinen Liegenden. Steh auf, sag ich dir, du Feigling!“
Kazan kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. Mit einem Klagelaut fällt er um und streckt alle Füße von sich. Einer von den Gästen, ein junger Mann in einem Trachtenanzug, der bei einer Flasche Bier saß, kniet bei dem Hund. „Ich glaube, der hat eine innere Verletzung. Der Hund muß sofort in die Tierklinik. Ich bin nämlich — —“
„Herr Sokol“, unterbricht ihn die Bardame. „Hier haben Sie Geld, dieser Herr wird Ihnen helfen, nicht wahr? Nachher können Sie bei mir trinken, was Sie wollen. Fahren Sie sofort mit Kazan in die Tierklinik. Draußen stehen Taxi.“
Die beiden tragen den leise wimmernden Hund hinaus, Xena ruft ihnen nach: „Sofort anrufen, wie es dem Kazan geht!“
Pavliček rührt sich immer noch nicht. Er mimt den Bewußtlosen. Obwohl er viel größer als der schmächtige Kalous ist,

fürchtet er seine Fäuste. Kalous ist gewandt wie ein Raubtier und hat schon mehrmals bei einer Schlägerei ganz allein und ohne Hilfe drei Gegner spielend leicht zusammengeschlagen.
Kalous wartet noch einige Augenblicke, dann packt er den Liegenden bei dem Kragen und reißt ihn nach hinten. Der herrliche hellblaue Smoking büßt diesen Griff mit einem Riß, der von oben bis nach unten geht. Pavliček bleibt auf den Knien hocken.
„Steh auf", knurrt Kalous. „Spiel hier keine Komödie, du, du — — Du kannst aufstehen, Kursch aber nimmermehr! Und seinen Hund hast du morden wollen? Steh auf!"
„Kalous!" ruft Xena, läuft um die Bar herum und stellt sich zwischen ihn und Pavliček. „Kalous! Nimm dich zusammen! Komm, sei vernünftig, gleich wird die Tierklinik anrufen, komm, Kazan wird leben, du wirst sehen! Verlassen Sie sofort das Lokal, Sie Rohling, sehen Sie denn nicht, daß der Junge einen Nervenzusammenbruch hat?"
Liba Melanova zittert vor Aufregung. Hrnek, Hrnek müßte jetzt hier sein! Diese schreckliche Szene! Und Milan gehorchte der widerlichen Bardame wie ein Hund. Wegen eines Hundes so ein Theater! Sie liebt Milan nicht mehr, sie will ihn aber behalten. Das ist die Eigenschaft der Frauen, dieses Behaltenwollen, die keiner wirklichen Liebe fähig sind. Man nennt es Eifersucht, das ist aber falsch. Für sie, für solche Frauen ist der nicht mehr geliebte Mann nur ein Gegenstand, wie die Puderdose, wie ein Schrank, wie ein Nachthemd. Und bevor sie zum Nachdenken kommt, schreit sie hemmungslos: „So ein Theater wegen eines Hundes!"
Dieser Schrei bringt Pavliček auf die Beine. Das war die Stärkung. Er macht einige Schritte zur Tür, dreht sich aber blitzschnell um, packt eine Sektflasche, die auf einem von den Tischen steht, hebt sie in die Höhe und will Kalous, der von Xena in die Küche geführt wird, von hinten auf den Kopf schlagen. Da aber dreht sich Xena um, macht eine rasche Bewegung, um Kalous zu schützen, und schon saust die Flasche herunter.
Lautlos bricht Xena zusammen.

Der goldene Käfig

„Kommunismus ist Sozialismus plus Elektrizität", sagte einst Lenin. Diese These könnte aber auch anders lauten. Kommunismus ist Terror plus Angst. Jeder Terror erzeugt Angst, außerdem aber muß die Angst in den Staaten unter kommunistischer Gewaltherrschaft noch künstlich produziert werden. Die Angst lähmt den Willen zu einer Aktion, die Angst zeigt die Wirklichkeit in einem Zerrspiegel.

Kommunistische Agenten, die im Ausland arbeiten, sind keine Helden. Im Gegenteil, sie sind meistens feige und die negative Triebkraft ihrer Tätigkeit ist die Angst, die sie ununterbrochen zu einer Flucht nach vorne zwingt. Die Angst um das Schicksal ihrer Angehörigen, die hinter dem Eisernen Vorhang als Geisel blieben, die Angst um das eigene Leben, die Angst vor den schwierigen neuen Aufträgen, die unbedingt erfüllt werden müssen. Angst, immer wieder nur Angst.

Niemand weiß mehr, wer das Gerücht von dem goldenen Käfig als erster unter den Emigranten verbreitet hatte. Zuerst war es nur ein vages Gerücht, langsam aber wurde es eine Tatsache, an die jeder glaubte, obwohl niemand auch nur die geringste Bestätigung dieser Tatsache erbringen konnte. Der goldene Käfig war da und niemand zweifelte an seiner Existenz. Wo er war, das wußte niemand zu sagen, aber das bestärkte nur die Angst vor diesem Käfig. Der goldene Käfig war irgendwo in einem einsamen Gutshof in Oberbayern, der goldene Käfig war in einer großen Villa bei Frankfurt, er war in einem Haus in Köln, er war in Hamburg und Düsseldorf, er war überall. Man hielt den goldenen Käfig für eine Art von einer Besserungsanstalt für widerspenstige Agenten. Die Leitung hatte, darüber waren sich alle einig, eine ältere Frau. Man munkelte, daß es eine Jüdin wäre, die sämtliche Verwandte in einem deutschen Konzentrationslager verlor und die darum an einem tödlichen Haß gegen die „westlichen Kapitalisten" erkrankte. Verschwand

jemand von den Emigranten in der Bundesrepublik, und es verschwinden jährlich spurlos einige Dutzend von ihnen, war er eben im goldenen Käfig, wenn er nicht freiwillig oder unfreiwillig hinter den Eisernen Vorhang zurückgekehrt war, oder wenn er nicht als Leiche irgendwo in einem Fluß lag. Sicher war, daß einige Agenten, die „abspringen“ wollten, für einige Zeit, meistens war es ein halbes Jahr, verschwanden, um dann wieder plötzlich aufzutauchen und brav weiter zu arbeiten. Aus keinem von ihnen war aber herauszubringen, wo er diese Zeit verbrachte. Sie schwiegen, aber man wußte trotzdem, wo sie waren. Im goldenen Käfig eben. Laut davon zu sprechen wagte aber niemand.

Der goldene Käfig hatte irgendwie Ähnlichkeit mit der sagenhaften, versunkenen Stadt Atlantis, die die einen bei Helgoland suchen und die anderen mitten in der Sahara. Genauso prächtig wie diese Märchenstadt sollte auch der goldene Käfig sein. Die Gefangenen im goldenen Käfig hatten ihren eigenen Friseur, eine eigene Bar, große Luxusappartements, sie konnten essen und trinken, was sie wollten, sie konnten tanzen oder Klavier spielen, sie konnten lesen oder Gymnastik treiben, sie konnten alles, nur eines nicht, den goldenen Käfig verlassen. Allerdings, einige wollten wieder wissen, daß die Bequemlichkeit nur den „gebesserten“ Agenten zur Verfügung stand, für die „Büßenden“ gab es aber nur düstere, finstere und feuchte Keller unter dem goldenen Käfig. Einige flüsterten von der sogenannten Gehirnwäsche, die dort an den Agenten gemacht wird, andere sprachen von speziellen Injektionen.

Als die bewußtlose Xena, die Pavliček in seinem Wagen ins Krankenhaus bringen wollte, in keinem von den Münchner Krankenhäusern zu finden war, fand man dafür nur eine einzige Erklärung. Die Bardame ist im goldenen Käfig. Pavliček verschwand auch, schrieb aber bald aus Spanien und fragte, wie es Xena ginge. Er hätte sie in das nächste Krankenhaus einliefern wollen, traf aber unterwegs einen Krankenwagen, den er anhielt, weil er ihn für den Transport der Xena für geeigneter hielt. Niemand glaubte es, aber niemand erstattete eine Vermißtenanzeige. Xenas Wirtin war wie gewöhnlich auf Reisen, die Besitzer des Lokales „Beim Kerzenlicht“ fürchteten Scherereien mit der Polizei.

Drei Tage nach dem Vorfall in der Bar verschwand plötzlich auch Kalous. Man sah ihn eines Vormittags aus dem Büro der amerikanischen Security im Sender kommen, verstört die Treppe zum Büro des Personalchefs der tschechischen Abteilung hinauflaufen, und kurze Zeit später wieder herauskommen. Die Sekretärin des Personalchefs behauptete zwar, überhaupt nicht zu wissen, ob Kalous fristlos entlassen wurde, das bestätigte aber nur die allgemeine Meinung, daß Kalous gehen mußte.

Hrnek hatte an der tschechischen Grenze zu tun, er fuhr öfters hin, um Reportagen für den Sender zu machen, sagte man. Die wirkliche Aufgabe, öfters an der Grenze zu sein, hatte aber einen anderen Grund. Dieser Tscheche war der Verbindungsmann zu einer Gruppe, die Material in die CSR schmuggelte. Flugblätter, Broschüren, eine satirische Zeitschrift, die in der Aufmachung aufs Haar der kommunistischen tschechischen Zeitschrift „Dikobraz" glich, deren Inhalt aber antikommunistisch war, Briefe, Geld, Fotoapparate und Mikrophone.

Wer in dieser Zeit von einer panischen Angst erfaßt wurde, war Liba Melanova. Mehrmals fragte eine Männerstimme telefonisch nach ihr in der Rezeption des Senders, der Anrufer sagte aber nie, was er von ihr wolle, und kam auch nicht. Dafür fand sie in ihrer Handtasche einen Zettel, auf dem stand, sie solle am Samstag zwischen neun und zehn Uhr abends den Brief an die Mutter am Sendlinger Torplatz in den Papierkorb bei der Linie Nummer zwanzig, die Richtung Stadt fährt, hineinwerfen.

Das war also ihr toter Briefkasten. Und heute war schon Freitag und sie hatte keine Nachricht. Was jetzt? Sie wußte kaum wie sie den Text in einem Programm für die tschechische Jugend zu Ende las, und man glaubte ihr ohne weiteres, daß sie krank sei, als sie blaß das Studio verließ, um sofort nach Hause zu fahren. Sie stieg auch in einen von den großen Luxuswagen ein, die den Angestellten des Senders jederzeit zur Verfügung standen, stieg aber wieder irgendwo an einer Ecke aus und wanderte ziellos durch die Straßen. Sollte sie doch Milan aufsuchen? Sie wußte, daß er als Mixer in Xenas Lokal arbeitete, sie wußte aber auch, daß er auf sie böse war. Wegen des dummen Hundes, der jetzt sowieso getötet

werden muß, weil er keinen Herrn mehr hat. Vorläufig war Kazan noch in der Tierklinik, das wußte sie auch. Wie wäre es, wenn sie in die Tierklinik gehen würde, um sich nach dem Hund zu erkundigen und dann die Nachricht als Vorwand zu einem Besuch in der Bar benutzen würde? Es war freilich häßlich, sich so zu verstellen, sie verstand selbst nicht, warum sie jetzt ständig solche unschönen Einfälle und Gedanken hatte, aber sie redete sich ein, sie müsse es tun. Für die Mutter. Wirklich für die Mutter? War es nicht eher die Angst vor dem goldenen Käfig?
In der Tierklinik erfuhr sie, daß es dem Hund zwar schon besser gehe, daß er aber noch mindestens drei Wochen zur Beobachtung dort bleiben müsse. Der junge Veterinär, der gerne mit der hübschen Liba länger geplaudert hätte, nahm zwar von ihr die zwei Schachteln amerikanischer Zigaretten, wollte sich aber sofort mit einer Einladung zum Kaffee revanchieren. Liba sagte nicht nein, sie wollte und konnte nicht allein sein, und in die Bar zu gehen, war es noch zu früh.
Sie saßen also zusammen in einer Laube des Gärtchens in der kleinen Konditorei in der Veterinärstraße, tranken zuerst Kaffee und dann Wein, und der „Herr Doktor“ — in Wirklichkeit war er erst Kandidat — war ganz begeistert, als sich ihm Liba als Schauspielerin vorstellte. Von dem Sender wußte er sehr wenig, umsomehr aber sprach er über seine sudetendeutschen Verwandten in der CSR, die noch dort waren und die gerne die kommunistische Hölle verlassen möchten. Zum Schein traten sie als Mitglieder oder Anwärter der Kommunistischen Partei bei, um wenigstens ein bißchen wie Menschen leben zu können. An eine Flucht können sie nicht denken, dazu sprechen sie zu schlecht tschechisch, sie hoffen aber, daß sie doch eines Tages in die Bundesrepublik abgeschoben werden.
Liba, die zuerst kaum zuhörte, war wie ausgewechselt. Lebhaft, interessiert, besorgt und mitfühlend. Allerdings, das Gewissen konnte sie in dem leichten Wein nicht ertränken, sie wußte, daß das, was sie vorhatte, so abscheulich war, daß sie es der Mutter niemals zu beichten wagen würde.
„Manchmal hilft ein Zufall“, hört sie die Stimme des Instruktors aus der Schule in Marienbad. „In dem Fall muß man

wieder dem Zufall helfen. In der Bundesrepublik zum Beispiel leben hunderttausende sudetendeutsche Revanchisten, die nur auf den richtigen Moment warten, um unsere friedliche Volksdemokratie zu vernichten. Jede Verbindung mit diesen Faschisten und Nazisten ist wichtig. Man muß sie aushorchen, man muß sie aufmuntern. Tschechischen Flüchtlingen vertrauen diese Bestien natürlich."

„Schreiben Sie Ihren Verwandten in der Tschechoslowakei?" fragt Liba und lächelt den Studenten lieblich an.

„Nein. Woher denn, höchstens ab und zu einen kurzen Gruß. Es gibt doch Briefzensur in der Tschechoslowakei, und wer mit dem Ausland korrespondiert, wird sofort der Spionage verdächtigt. Das stimmt doch, nicht wahr?"

„Ja, das stimmt, aber manche Briefe gehen doch ohne Zensur durch. Es gibt auch antikommunistische Postler, wissen Sie?"

„Na ja, das ist aber zu unsicher. Haben Sie auch jemanden in der Tschechoslowakei, Fräulein?"

„Ja, meine Mutter. Meine Mutter ist sehr krank und liegt irgendwo in einem Gefängnis."

„Sie Ärmste! Das muß schrecklich sein, zu wissen, daß die Mutter — — Und dabei können Sie ihr gar nicht helfen. Sie können ihr nicht einmal schreiben. Wissen Sie, wie ich es mit den Briefen mache? Ich habe da einen Bekannten, einen Sudetendeutschen, der war früher Sozialdemokrat und so darf er in die Tschechei reisen, dem also gebe ich für meine Verwandten Briefe und Geld mit."

„Leben denn Ihre Verwandten in Prag?"

„Nein, sie arbeiten in der Kohlengrube in Kladno, obwohl mein Onkel ein Professor ist und keiner von meinen Verwandten Arbeiter war."

„Darf der Sudetendeutsche so ohne weiteres Ihre Verwandten in Kladno aufsuchen?"

„Ausgeschlossen! Na, Ihnen kann ich es ja ohne weiteres sagen, Sie sind ja ein Flüchtling. Der Sudetendeutsche gibt die Briefe und das Geld einem Tschechen in Prag, der ein hohes Tier in der Kommunistischen Partei ist, in Wirklichkeit aber ein Gegner der kommunistischen Lumpen ist. Der gibt dann die Briefe meinen Verwandten, denn der ist selbstverständlich nicht verdächtig."

„Sagen Sie, Herr Doktor, könnte ich den sudetendeutschen Herrn bitten, einen Brief von mir meiner Freundin in Prag zu übergeben? Vielleicht könnte sie, ich meine, was meine Mutter anbelangt — —“
Lieber Gott, denkt Liba, während sie das Märchen von der Freundin weiter erzählt, wieso kann ich plötzlich so lügen? Warum schäme ich mich gar nicht? Kann eine schlechte Tat eine gut Tat erzeugen? Hilft es der Mutter, wenn ich diese schmutzigen Dinge tue? Was soll ich aber machen, wenn die Kommunisten so schlecht sind? Ich muß auch schlecht sein, anders geht es doch nicht.
Ohne lange zu überlegen läuft der Student zum Telefon, um mit dem sudetendeutschen Herrn zu sprechen. Er kommt aber mißgelaunt zurück. Der Sudetendeutsche meinte, die Tschechin könne den Brief ohne weiteres dem Studenten geben, über seine Person brauche sie aber nichts zu wissen.
Als es Liba erfährt, schmollt sie zuerst und dann wird sie traurig über das unbegründete Mißtrauen des Sudetendeutschen. Der Student bemüht sich auf eigene Faust die Sache wieder gut zu machen.
„Ich kann wirklich nichts dafür, Fräulein, der Sudetendeutsche ist schon ein älterer Herr, darum ist er so übertrieben vorsichtig. Damit Sie aber wissen, daß ich Ihnen restlos vertraue, will ich Ihnen sagen, wie der Sudetendeutsche heißt. Sein Name steht übrigens auch im Telefonbuch, Doktor Hans Grünert, Sie können nachschauen, Fräulein.“
Das Mädchen verspricht am Montag wieder in die Tierklinik zu kommen, läßt sich aber von dem Studenten nicht begleiten, denn sie muß angeblich in zehn Minuten im Sender sein und darum schnell ein Taxi nehmen.
Zu Hause schreibt sie ihre erste Agentennachricht für den toten Briefkasten. Über die Gruppe des M. S. wisse sie noch nichts, dafür aber — und sie schildert ausführlich ihr Gespräch mit dem sudetendeutschen Studenten.
Alles, alles wird sie tun, um nur nicht in den goldenen Käfig gehen zu müssen.

An der Grenze

„Irrsinnig soll ich sein? Nein, jetzt bin ich es nicht mehr. Doch ich war irrsinnig, töricht war ich, denn ich war jung, ich lachte und sang den ganzen Tag, alle Wege hielt ich für offen — wohin führt mich aber jetzt dieser letzte Weg?"
Die junge Frau, die zuerst lautlos die ersten Sätze sprach, sie formte nur mit zitternden Lippen die einzelnen Worte, flüstert die Frage nach dem letzten Weg immer stärker. Sofort gibt ihr Begleiter ein Zeichen, sich ganz still zu verhalten. Der Mann schleppt einen Koffer, die Frau trägt einen dreijährigen Buben. Das Kind schläft, ein wenig hat man mit einem Medikament dem Schlaf nachgeholfen, man kann nicht riskieren, daß das Kind in dieser lebensgefährlichen Situation aufwacht und munter zu plappern anfängt.
Sie gehen durch einen Wald, es ist ein toter Wald, in dem überall die bösen Gespenster lauern. Zu der Grenze ist es nicht mehr weit, aber jeder Schritt kann der letzte sein.
„Ingolstadt ist weit —" flüstert wieder die Frau, ohne zu wissen, daß sie es tut. Wer sagte es? Wer glaubte, Ingolstadt wäre weit? Agnes Bernauer war es, die wunderschöne Agnes Bernauer, die so schrecklich in dem gefühllosen Wasser enden mußte. Auch das war einmal ihre Rolle, und die Lola aus Čapeks Theaterstück „Der Räuber" auch, die in die Welt ging, um die Liebe zu suchen, und die dann verraten und irrsinnig mit einem Kind nach Hause kam.
Diese Frau, die zu der Grenze geht, ist Jirina Štepničkova. Bis zum Jahre 1945 galt sie als eine der begabtesten und schönsten tschechischen Schauspielerinnen. Schon als Achtzehnjährige wurde sie Mitglied des tschechischen Nationaltheaters in Prag. Es kamen Erfolge, ihr Ruhm stieg höher und höher.
„Ducken und laufen", raunte ihr der Mann zu. „Jetzt sind die Grenzler vorbei, wir haben sieben Minuten Zeit."
Sie laufen. Es ist anstrengend, mit einem Kind geduckt zu laufen, Jirina glaubt bei jedem Schritt, das Herz würde ihr

im Leibe zerspringen. Das arme Herz hämmert wild, die keuchenden Atemzüge versuchen es einzuholen, und vorne und hinten steht der Tod. Die Gedanken in dem dumpfen Kopf fliegen planlos hin und her, sie kann sie nicht halten und fassen und ordnen. Die Hilde ist plötzlich da, ihre erste Rolle im Nationaltheater.

Die Hilde aus dem „Baumeister Solness". Was wollte die Hilde? Den Kranz hoch oben in den Lüften sehen. Was war dann? Dann kam die Gestapo und sie wurde verhaftet. Eine gehässige Kollegin hatte sie denunziert, sie arbeite mit einer Partisanengruppe. Das Gefängnis, die Zelle, die Verhöre in dem Kinosaal. Dann wieder die Hilde. Die Harfen in den Lüften glaubte sie zu hören, als ihr Baumeister vom Kirchturm stürzte. Dann kam wieder Gefängnis. Dieselbe Zelle, dieselben Verhöre. Man hatte sie wieder angezeigt, weil sie sich weigerte, mit ihrer Unterschrift auf einem Manifest das blutige Massaker, die sogenannte Prager Revolution im Jahre 1945, zu billigen. Gefängnis, wieder Freiheit, Schikanen, Geldsorgen, und wieder Gefängnis. Dann kam das Kind. Das hatte man ihr aber genommen. Und wieder Gefängnis. Was wollte die Hilde von ihrem Baumeister? Das Unmögliche sollte er noch einmal machen. Ja, ja, so ist es auch jetzt. Das Unmögliche wurde schon gemacht, das war die Flucht aus dem Gefängnis. Aber das Unmögliche noch einmal? Das ist doch diese Flucht. Wie wird sie enden, diese Flucht über die Grenze?

Die Sonne spielt mit den grünen Nadeln der Baumspitzen, der große goldene Ball gleitet immer tiefer, es wird bald Abend sein. Der Mann, der die Schauspielerin an die Grenze bringen soll, ist ein Spezialist für diese Tätigkeit und hat schon viele Hunderte von Flüchtlingen in Sicherheit gebracht. Die Zeitabstände, in denen die Grenzler die ihnen zugewiesenen Abschnitte des Niemandslandes kontrollieren, sind ihm genau bekannt. Er weiß, wie die einzelnen Grenzler heißen, die diesen oder jenen Tag Dienst haben. Er kann sie täuschen, er kann sie mit ihren Namen anrufen, er hat gut gefälschte Papiere, die ihm den Aufenthalt in diesem gespenstischen Niemandsland gestatten. Seine Gruppe weiß, daß er auch in Gefahr nicht den Kopf verliert. Zweimal kam es

schon an der Grenze zu einer Schießerei. Einer von den Kommunisten mußte es mit dem Leben bezahlen. Es ging nicht anders, die Parole der Grenze heißt entweder du oder ich.
Sie gehen nicht zu der Stelle, wo die Grenze die Stacheldrahthindernisse hat, er will die Schauspielerin durch eines von den sogenannten Löchern hinausbringen. Dort bildet die Grenze ein schmaler Bach, der leicht zu überspringen ist, aber fast unter einem von den Wachttürmen fließt, so daß blitzschnell gehandelt werden muß. Die Sache ist heute durch den Umstand erschwert, daß jemand bei dem Bach der Schauspielerin einen Umschlag mit Dokumenten übergeben soll. Sehr wertvolle Papiere sind es, die mit Blut und Tränen verschiedener Widerstandsgruppen erkauft wurden. Sie enthalten ein Verzeichnis der in der Bundesrepublik arbeitenden kommunistischen Agenten, Tschechen und Deutschen. Freilich sind es nicht alle Agenten, aber zwei- oder dreihundert sind auch eine schöne Zahl. Fotokopien sind in diesem Brief und Originalschreiben und Fotos. Frau Jirina hat den Auftrag, diese Papiere keinem Amerikaner in die Hand zu geben, sondern einem Deutschen, der mit solchen Sachen zu tun hat, und von dem die Antikommunisten überzeugt sind, daß er kein Doppelspiel betreibt.
„Hinlegen", kommandiert der Mann leise.
Die Schauspielerin hört ihn nicht. Sie schleppt sich weiter. Er läßt den Koffer fallen, nimmt ihr das schlafende Kind aus den Armen, und reißt sie mit einem Griff herunter. Die Grenzler gehen vorbei, sie haben einen Hund mit. Einen scharfen Wolfshund, der auf Menschen dressiert ist. Der kann den Flüchtling zerfleischen, bevor er überhaupt die Hand zu heben vermag.
Die Grenzler bleiben ausgerechnet jetzt stehen, wo jede Sekunde kostbar ist, kaum fünfzig Schritte von den Flüchtlingen entfernt. Der eine zündet sich eine Zigarette an, der zweite hält ein Fernglas vor die Augen. Der Hund wird an einer dicken Kette gehalten, er wendet den Kopf in die Richtung, wo die Flüchtlinge im Gebüsch versteckt sind. Für alle Fälle entsichert der Mann seinen Revolver.
Ringsumher wachsen Fliegenpilze, hübsche kleine rote Schirmchen mit weißen Tupfen, das ist gut, man sagt, daß die

Hunde den Geruch dieser Giftpilze nicht gerne haben. Auch die junge Frau sieht die Giftpilze — sollte man nicht einige auf alle Fälle — —? Sie steckt ein paar von diesen Pilzen in die Manteltasche. Tod durch Gift ist immer besser als der grauenhafte Würgetod auf dem Galgen. Ein kleines Stück des roten Schirmchens steckt sie in den Mund, es schmeckt bitter und dann brennt es, als würde ein Zündhölzchen mit seinem kleinen Flämmchen die Zunge berühren.
Bleiben die beiden dort noch lange stehen, verdammt noch einmal? Sie schwatzen und die Zeit vergeht und der Mann mit den Dokumenten kann sich nicht länger am Bach aufhalten, als ihm befohlen wurde. Endlich, endlich gehen die Grenzler auseinander. Nach zehn Minuten werden sie sich wieder an derselben Stelle begegnen.
Jetzt weiter. Taumelnd steht die Schauspielerin auf, sie ist nicht mehr gewöhnt, lange zu gehen, in der Gefängniszelle werden die Beine steif. Der Mann trägt jetzt außer dem Koffer auch das Kind. Er sollte es nicht tun, wenigstens eine freie Hand sollte er haben, die Frau würde aber mit dem Kind im Arm die Grenze nie in zehn Minuten erreichen. In zehn Minuten wird der Wachtturm eine kurze Zeit leer, der eine Grenzler klettert herunter und trifft sich mit seinem Kameraden, der den Dienst nach ihm für drei Stunden übernimmt, am Rande des Waldes. Er muß ihm einen Bericht erstatten, gewöhnlich dauert es ein Weilchen. Die müssen benützt werden, über den Streifen der Wiese zum Bach zu gelangen, hinüber zu springen und weiter zu laufen — laufen und laufen, bis zu einer Anhöhe, die Deckung vor den eventuellen Schüssen der Grenzler bietet.
Schon sieht man durch die Bäume den hölzernen Turm, gerade klettert der Grenzler über die schmale, senkrechte Leiter herunter. „Schnell, schnell jetzt, gleich wird alles vorbei sein", muntert der Mann die junge Frau auf, die stolpernd hinter ihm wankt. Wo ist aber der Mann mit den Dokumenten? Der Boden ist mit braunen, trockenen Tannennadeln bedeckt, er ist gefährlich glatt wie eine Eisfläche. Die Äste und Zweige peitschen der Schauspielerin ins Gesicht, sie sieht sie nicht und spürt sie nicht, sie ist blind und taub vor Angst und Spannung.

Die Wiese ist da. Die beiden Grenzler sitzen auf einer Holzbank, der eine schreibt etwas in sein Notizbuch, dem Turm drehen beide den Rücken zu, das ist ein Glück, ein ganz großes Glück. Wie aus der Erde gewachsen taucht plötzlich vor den Flüchtlingen ein Mann auf, er trägt einen dunkelgrünen Ledermantel, man kann ihn kaum vom Grün des Waldes unterscheiden. Wortlos gibt er der Schauspielerin einen Briefumschlag in die Hand, sie nimmt ihn aber nicht, so steckt er ihr die Dokumente in die Manteltasche zu den Giftpilzen. Der Begleiter legt ihr das Kind in die Arme — jetzt kommt der letzte Kampf um die Freiheit. Die Schauspielerin erhielt vor der Flucht genaue Anweisungen, was sie an der Grenze zu tun haben wird, automatisch beginnt sie also aus letzten Kräften zu laufen. Der Mann mit dem Koffer neben ihr, da ist schon der Bach, in einem hohen Schwung fliegt der Koffer auf die bayerische Seite, Jirina strafft sich, ohne zu denken überspringt sie den Bach, rutscht aus, das Kind kollert die Böschung herunter, sie rafft sich blitzschnell auf, faßt es und kriecht mit ihm die Böschung hinauf, jetzt hebt sie den Koffer auf — und da fällt ein Schuß. Nicht von der tschechischen Seite, von der bayerischen. Die beiden Grenzler springen auf, aber bevor sie die Waffen heben können, fallen wieder Schüsse, aus dem Wald auf der tschechischen Seite. Der Begleiter der Schauspielerin und der Mann, der die Dokumente brachte, sind gute Schützen. Die beiden Grenzler werden nimmermehr auf den verfluchten Turm hinaufklettern.
„Hilfe, Hilfe“, schreit die Schauspielerin, sie sinkt langsam in die Knie, das Kind preßt sie aber fest an sich, auf dem Kofferdeckel neben ihr erweitert sich langsam eine Blutlache.
Die beiden Männer hinter den Bäumen sollten schon längst weg sein, sie stehen aber noch immer da, sie sind bereit zu helfen, aber das Risiko ist zu groß. Die Hilfe würde niemandem helfen.
Der tote Wald wird lebendig. Aus einem von den Wachttürmen fliegt eine rote Rakete zu dem von der sinkenden Sonne rotvergoldeten Himmel, fünf, zehn Grenzler rennen von allen Seiten her, pfeifen, trillern, und Hunde bellen wütend.
Da geschieht ein Wunder. Die Frau steht auf und beginnt zu

laufen. Mit einer unglaublichen Kraft nimmt sie den Kampf mit dem Tod auf. Schon, schon glauben die Männer, sie wird gerettet, da erscheint plötzlich auf der Anhöhe ein Mann mit einer schwarzen Brille und geht ihr entgegen. Trotz der schwarzen Brille scheint ihn die Schauspielerin erkannt zu haben. Das merkwürdig hellblonde Haar, die große, gebogene Nase. Das kann nur er sein.

„Rette mich, Sláva!" stöhnt sie auf.

Der Mann lächelt. Wortlos hebt er sie mit dem Kind auf, er muß Bärenkräfte haben, aber nicht fort trägt er sie, sondern zurück zum Bach, wo ein Knäuel der tschechischen Grenzler wartet.

„Wenigstens das Kind", schreit die Frau, als sie begreift, was mit ihr geschehen soll. „Wenigstens das Kind rette, Sláva! Du bist doch auch ein Mensch!"

Der Mann mit der Brille lächelt noch immer, er taucht die Hände in den Bach, säubert sie an dem hohen, saftigen Gras, sagt etwas halblaut zu den Grenzlern und geht schnell, aber lässig zu der Anhöhe zurück. Gleich danach fährt ein großer Wagen fort, der eine amerikanische Nummer hat.

In dem toten Wald liegen zwei Männer und warten auf die Nacht. Sie dürfen nicht rauchen, sie dürfen nicht sprechen. Nur denken dürfen sie, und beide denken das gleiche.

Die Flucht der Schauspielerin wurde von jemandem verraten. Von wem aber? Der Zeitpunkt der Flucht war erst heute gegen Mittag bestimmt worden. Wie konnte der Verräter dort drüben, davon so schnell erfahren? Oder war es ein Zufall? Und wer war es? Sláva nannte sie ihn. Ob dieser Name etwas nützen wird?

Herr Müller in Prag, der Gestapak Müller, hat heute einen guten Tag. Erstens hat man die Schauspielerin mit den wertvollen Dokumenten geschnappt und zweitens wird heute eine Widerstandsgruppe in die Luft gehen, die seit einigen Wochen Flugblätter verteilte, die aus der Bundesrepublik kamen. Der Agent mit dem schwer aussprechlichen Namen Hrnek arbeitet tadellos. Wer hätte sich je gedacht, daß der rassenbewußte Müller mit einem Juden für die Kommunisten Hand in Hand arbeiten würde.

In einem bayerischen Dorf sitzt ein eleganter Gast in dem

einzigen Gasthaus des Ortes und trinkt sein zweites Glas Zwetschkenwasser. Die Tochter des Wirtes, eine zwar zu mollige, aber hübsche Maid, mußte ihm eine Schüssel mit warmem Wasser bringen, weil er sich rasieren wollte. Warum nicht, wenn man dafür zwei Mark Trinkgeld bekommt. Der Herr rasierte sich in ihrer kleinen Schlafkammer neben der Küche. Was sie nicht wußte, weil sie ihm inzwischen einen Kaffee kochen mußte, war, daß der Gast einige dunkle Flecken aus seinem Jackett reinigte. Das Wasser in der Schüssel färbte sich nachher blaßrot, er schüttete es in das altmodische Abflußbecken eigenhändig in der Küche aus.

„War doch nicht nötig, das könnte ich auch machen", kicherte die Maid, der er genießerisch den Busen streichelte.

„Gewisse Sachen mache ich am liebsten allein", sagt er und lächelt dabei.

„Was sind Sie denn für ein Landsmann?"

„Ich? Ich bin ein Grieche, mein dickes Kind."

Als er wieder in seinem prachtvollen Wagen sitzt, denkt er ein wenig an die schöne Jirina. Einmal, nach dem Krieg, als ihn die jüdische Kultusgemeinde suchen ließ wegen seiner Verbindungen mit der Gestapo, da versteckte sie ihn bei ihrem Verlobten. Dann wurde sie selbst verhaftet und Herr Hrnek trat der Kommunistischen Partei bei und damit war er vor der jüdischen Kultusgemeinde geschützt. Ja, ja, diese dumme brave Jirina. Dumme sterben halt nie ganz aus, Gott sei Dank.

Nur eine Sache ist ihm peinlich. Wo kann nur diese Xena sein?

Im Valka-Lager

Es ist eigentlich kein Witz, daß das Valka-Flüchtlingslager bei Nürnberg diejenigen Flüchtlinge, die keine Kommunisten sind, rasch und gründlich zu Kommunisten macht. Den Sinn dieses Witzes begreift der neuangekommene antikommunistische Flüchtling bald. Die tschechische Lagerleitung rekrutiert

sich aus Kommunisten, Sozialdemokraten und Benešleuten, also aus den drei politischen Parteien, die durch die berüchtigten Kaschauer Retributionsdekrete im Jahre 1945 die deutsche und ungarische Bevölkerung der Tschechoslowakei zum Freiwild erklärten und dem Bolschewismus bereitwillig Tore und Türchen öffneten. Diese Herren sind im Flüchtlingslager allmächtig. Sie betreiben einen schwungvollen Handel mit amerikanischen Zigaretten, sie handeln mit Devisen, sie bestehlen nach Belieben die Flüchtlingsküche und verschachern die Lebensmittel an Zwischenhändler, die dann draußen als ehrbare politische Flüchtlinge sorglos leben können, sie verhandeln mit den Werbern für die französische Fremdenlegion, die in dem Lager jede Woche geeignete „Ware" suchen und kassieren dafür Geld, sie arbeiten für alle möglichen Spionagedienste und von ihnen hängt es ab, ob man in diesem Lager als nichtanerkannter politischer Flüchtling stumpf verkommt, oder nicht.

In der Lagerleitung sitzt auch ein Vertreter des amerikanischen privaten Senders Free Europe, ein sehr mächtiger Mann, mit dem man sich gut stellen muß, denn er kann nicht nur ungnädig, sondern auch gefährlich werden. Heute hat er sehr viel zu tun und noch mehr zu befehlen, denn heute besucht das Lager das Kabarett aus dem Sender, um den Flüchtlingen mittels politischer Satire Heiterkeit zu vermitteln. Schon seit der Frühe hört man ihn auf dem Platz vor den Baracken brüllen, man könnte meinen, er wäre im Stall, denn er ruft nach schmutzigen Schweinen, blöden Ochsen, vertrottelten Eseln, dummen Kühen, elenden Hunden und anderen Tieren. Es sind aber nur seine üblichen Kosenamen für die Flüchtlinge.

In der Baracke Nummer 1, der sogenannten Auffangsbaracke, hocken auf amerikanischen Feldbetten zwei neue Flüchtlinge. Franta Hájek wanderte wochenlang durch die Sowjetzone und dann wieder zurück, denn er konnte nicht nach Berlin durchdringen. Er ist kaum siebzehn Jahre alt, klein, nervös, aber voller Hoffnung, denn es ist ihm doch gelungen, in die freie Welt zu kommen, die der Sender so wundervoll schildern kann. Die meisten Flüchtlinge kommen angelockt durch diesen Sender, der das Leben im Westen als ein Superparadies

anpreist. Der zweite, ein untersetzter Kerl mit einer niedrigen Stirn, ist auch ein frischer Flüchtling. Ohne maskiert zu werden könnte er als heimtückischer Mörder in einem Film mitwirken. Der Raum, in dem sich die beiden befinden, hat mehrere Löcher in der Decke, der Fußboden ist morsch und mit einer dicken Schmutzkruste statt eines Teppichs bedeckt, die Bretterwände sind beschmiert mit dem Blut zerdrückter Wanzen. Hier beginnt also das herrliche Leben in der freien Welt. Verglichen mit dem hinter sich gelassenen Leben in der verhaßten Volksdemokratie bietet es keine großen Vorteile. Das soll aber so sein, so will es die Lagerleitung, die ganz genau weiß, was man tun muß, um den Flüchtlingen klar zu machen, daß sich ihre gefahrvolle Flucht gar nicht lohnte. Alle Flüchtlinge, die in dem Lager und auch die draußen wissen, daß in der Lagerleitung kommunistische Agenten und Spitzel sitzen, nur die amerikanische Lagerleitung scheint davon keine Ahnung zu haben. Beschwerden über die Lagerleitung bei den Amerikanern sind zwecklos. Die Amerikaner verlassen sich vollkommen auf die tschechische Lagerleitung und diese Lagerleitung macht mit den Widerspenstigen einen kurzen Prozeß. Entzug der Wochenration der Zigaretten und des Taschengeldes, Prügel, und wenn es noch nichts nützt, verschwinden diese Flüchtlinge. Weg sind sie einfach, davongelaufen. Solche Flüchtlinge sehen dann bald ihre von ihnen verlassene Heimat wieder, allerdings nur durch die vergitterten Fenster der Gefängniszellen. Man erzählt sich in der Kantine des Lagers ganz ungeniert, daß man für einen ausgelieferten Flüchtling zwischen 500 bis 5000 DM bekommen kann.
Tonda Hornik, der ältere Flüchtling, gähnt ausgiebig und laut, nimmt die Hälfte der Zigarette, die hinter seinem linken Ohr steckt, und durchsucht seine Hosentaschen nach Zündhölzchen. Als er keine findet, stellt er sich wuchtig in die Mitte des Raumes und beginnt zu gröhlen: „Ist das die berühmte freie Welt, die Wanzenbude da? Hallo, Herr Hotelier, was ist mit dem Gabelfrühstück für die zwei aufrechten antikommunistischen Kämpfer? Wirds bald, oder soll ich diese Bude zu einem Holzhaufen machen und anzünden, um mein von Heimweh frierendes Herz zu erwärmen?“

Der andere, der junge Franta, wird grünlich vor Schreck in seinem mageren Gesicht. Die scharfen langen Verhöre bei den Amerikanern haben ihn derart eingeschüchtert, daß er sofort Bauchweh bekommt, wenn er jemanden in seiner Nähe schreien hört.
Zuerst geschieht nichts. Der Herr von der Lagerleitung brüllt draußen weiter mit einer Kuh, die sich keifend und heulend verteidigt. Tonda Hornik wartet ein wenig, inzwischen hat er glücklich in einem von seinen Schnürschuhen Zündhölzchen entdeckt, er raucht und scheint tief nachzudenken. Auf die Feldbetten und auf den Fußboden in einer Ecke fallen ununterbrochen durch die löchrige Decke große Tropfen, denn draußen regnet es ausgiebig. Dann beginnt Tonda wieder zu gröhlen.
„Hallo, Brüder und Genossen, beziehungsweise Amis, Handtücher her! Geduscht haben wir schon! Und etwas zum Fressen, aber ein bißchen plötzlich, wenn ich höflich bitten dürfte, der einzige Sohn meiner Mutter versteht in dieser Hinsicht keinen Spaß! Ich zähle jetzt bis drei und dann schreite ich zu einer Aktion!“
Wieder nichts. Nur vom Hof hört man eine Männerstimme: „Halte das Maul und numeriere dir die Zähne, bevor du es noch einmal aufreißt!“
Tonda spuckt den Rest der Zigarette aus und die Aktion nimmt ihren Lauf. Mit einem von den Stühlen zertrümmert er mit einigen wuchtigen Hieben die Tür und mit einem von den Stuhlbeinen bewaffnet, erwartet er die Herren von der Lagerleitung, nach denen man draußen von allen Seiten schreit.
Die energische Tat des Flüchtlings Hornik ist in dem Lager keine besondere Seltenheit. Blutige Raufereien um Diebsbeute kommen hier öfters vor, denn manche von den anerkannten politischen Flüchtlingen üben ihren Beruf auch hier weiter aus. Auch einige Flaschen Whisky, die man austrinkt, verursachen hier öfters eine Schlägerei, an der sich zum Schluß die Hälfte des Lagers fleißig beteiligt, ohne recht zu wissen, worum es eigentlich geht. Das Leben im Lager ist zwar gewissermaßen sorglos, aber derart langweilig, daß man für jede Art von Abwechslung dankbar ist.
Zwei Herren von der Lagerleitung pflanzen sich erbost vor

Tonda auf, einer eröffnet mit einer kräftigen Ohrfeige die Konversation, Tonda haut aber derart zurück, daß der Herr kampfunfähig wird. Die Sympathie der Flüchtlinge, die sich rasch vor der Baracke angesammelt haben, was bei einer politischen Kundgebung hier gar nicht so schnell zu geschehen pflegt, gehört restlos dem Tonda. Zufrieden grinsend warten die Flüchtlinge auf seine weiteren Taten. Frauen haben kleine Kinder angeschleppt, die fröhlich lachen und plappern, wie in einem Kasperltheater.

„Mich willst du schlagen, du kurzer Regenwurm?" brüllt Tonda. „Mich sperrt man in diese Wanzenbude ohne Fressen ein, wie einen Harzer Kanarienpieper, mich? Ich war in Joachimsthal, weißt du, was das heißt, du Krematoriumkandidat? Im Uranbergwerk war ich als Häftling, hast du eine Ahnung, was das bedeutet? Das bedeutet einen Passierschein für den Himmel, du weichgekochte Nudel!"

Tonda Hornik spricht die Wahrheit, er sagt aber nicht die ganze Wahrheit. Er war als Häftling in Joachimsthal, aber nicht wegen seiner antikommunistischen Haltung, sondern wegen zahlreicher Einbrüche und Diebstähle. In dem Uranbergwerk, das unter sowjetischer Verwaltung steht, avancierte er Dank seiner Erfahrungen als Insasse mehrerer Gefängnisse sehr schnell zum sogenannten „Gonkar". Diese Bezeichnung ist abgeleitet von dem deutschen Wort „Gang", und die Häftlinge, die das Privileg genießen, Gonkari zu werden, dürfen sich frei in den Gängen der Haftanstalt bewegen. Tonda war einer von der brutalsten Gonkar's, die je die politischen Häftlinge in Joachimsthal marterten. Er konnte sich alles erlauben, denn seine Haupttätigkeit war der Spitzeldienst für die sowjetische Leitung. Besonders abgesehen hatte er es immer auf die deutschen Soldaten, die von der ganzen Welt vergessen, in dieser Hölle schuften mußten. Auch deutsche Frauen waren in den Gruben, und auf dem trostlosen Hof spielten auf dem Misthaufen rachitische, halbblöde Kinder deutscher Mütter, die von den betrunkenen Russen nach Belieben mißbraucht wurden.

Als Tonda Hornik eines schönen Tages drei tschechische politische Häftlinge und einen deutschen Soldaten wegen Nichterfüllung der Norm erschlug, in Wirklichkeit erschlug er sie,

weil sie ihm ihre kalte Verachtung zu spüren gaben, meinten die Russen, daß es Zeit wäre, Tonda als einen armen politischen Flüchtling in die Bundesrepublik gehen zu lassen, denn die Arbeitskräfte in dem Uranbergwerk durften doch nicht so dezimiert werden, wie es Tonda glaubte. Tonda war außerdem Mitglied der sozialdemokratischen Partei, das war also eine gute Voraussetzung für eine Flüchtlingskarriere. Die Russen schickten Tonda Hornik zu einem schnellen Kurs in die Spionageschule nach Marienbad, wo er isoliert unterrichtet werden mußte, um die anderen nicht rebellisch zu machen, und dann inszenierten die Tschechen seine Flucht. Bei dem Verhör bei der CIC war Tonda ziemlich wortkarg, er sparte seine Trümpfe für das Lager Valka, denn er hatte eine ganz bestimmte Aufgabe.
Mitten in seinem prächtigen Monolog wurde Tonda durch das Ankommen von mehreren Limousinen unterbrochen, die die Herrschaften vom Sender aus München herbrachten. Sie erfreuten sich in dem Lager keiner besonderen Sympathie, aber beschimpfen und anrempeln wird man sie erst nach dem Kabarett, denn während der Vorstellung, die durch den Sender übertragen wird, verteilt der Star dieses Kabaretts, der bekannte tschechische Komiker Jára Kohout begehrte Geschenke an das Publikum im Lager. Kaugummi, Rasierklingen, Seife, kleine Tafeln Schokolade, und manchmal auch ein Paar Nylonstrümpfe, den Traum aller Frauen in dem Elendslager.
Wie eine Modeschau vor einem Bettlerhaufen sah es jetzt aus. Die superelegant gekleideten Damen und Herren vom Sender plauderten herablassend mit den zerlumpten Flüchtlingen, und dann ging man gemeinsam in die Kantine, wo die Herrschaften vom Sender nur Coca-Cola und Obstsäfte tranken, denn den Fraß, den die Flüchtlinge bekamen, konnten sie ohne Ekel gar nicht anschauen.
Währenddessen saß der junge Franta Hájek noch immer in der verregneten Baracke auf dem Feldbett. Die Tür wurde inzwischen notdürftig repariert und verschlossen. Vergeblich wartete Franta auf das Frühstück, und vergeblich wird er auch auf das Mittagessen und auch auf das Nachtmahl warten. Die neuen Flüchtlinge, bis auf einige Ausnahmen, bekommen

zwei bis drei Tage überhaupt nichts zu essen, denn sie sind angeblich noch nicht in die Verpflegungsliste der Lagerinsassen eingetragen. Das war keine Schikane seitens der Lagerleitung, das war nur ein beliebter Witz, gegen den die anderen Flüchtlinge gar nichts hatten, denn jeder von ihnen hat diese Hungerkur in der Wanzenbude durchmachen müssen.
Die Herren von der Lagerleitung trieben eifrig Geschäfte mit den Herren vom Sender, die PX-Waren brachten, um sie hier mit einem hohen Gewinn zu verkaufen. Kleider, Wäsche, Schuhe, Toilettengegenstände, Taschen und Koffer, Kaffee, Tee, Whisky, alles zwar nicht gerade billig, aber immer noch viel billiger, als es in den deutschen Geschäften zu haben war. Mit Tonda gaben sie sich jetzt nicht ab, mit dem wird man später fertig werden. Tonda gesellte sich ungeniert zu den Herrschaften vom Sender und setzte sich neben die Tochter vom Star des Senders, Alena Kohoutova, die abscheulich häßlich war, aber von den Amerikanern, obwohl diese gar kein Wort tschechisch verstanden, ohne ersichtliche Gründe für eine glänzende Schauspielerin gehalten wurde.
„Können Sie mir sagen, Fräulein", begann Tonda bieder. „Sagen Sie, können Sie mir sagen, welcher der Sänger ist? Ich meine den, na, Sie wissen schon, wen ich meine."
„Sie meinen den Pavliček?" fragte Alena und zeigt dabei ihre sämtlichen außerordentlich großen Zähne. „Der ist jetzt in Portugal. Wer sind Sie denn?"
„Ich bin ein gewisser Herr Tonda Hornik, das heißt ich bin eigentlich Genosse, ich bin nämlich ein Sozi. In Portugal ist der Pavliček? Das ist blöd, ich habe ihm etwas zu sagen."
„Woher kennen Sie den Pavliček? Und können Sie nicht, was Sie ihm zu sagen haben, mir sagen?"
Alena macht sich gerne wichtig. Seitdem ihr der Direktor des Senders ihr eigenes Programm bewilligt hatte, eine tägliche 5-Minuten-Sendung mit dem Titel „Hier Alena", die an Dummheit höchstens noch die Sendungen für die Frauen übertreffen könnte, hält sie sich für eine Retterin des tschechischen Volkes.
„Also der Pavliček, oder wie er heißt, den kenne ich natürlich, weil ich den Sender öfters gehört habe. Es gehört sich doch, den Sender anzuhören, oder nicht?"

„Selbstverständlich, aber darüber dürfen Sie nicht so sprechen. Das Abhören unseres Senders ist in der Heimat verboten."
„Aber woher denn, Fräulein!"
„Verstehen Sie mich richtig, Herr Hornik, hier in der Bundesrepublik, ich meine die blöden Deutschen, die müssen glauben, daß das Abhören unseres Senders streng verboten ist."
„Warum denn, wenn ich mit Verlaub fragen darf?"
„Weil das unserem Sender den Ton der Gefährlichkeit gibt. Auch die Amerikaner glauben, daß auf das Abhören des Senders schwere Strafen stehen."
„Im Gegenteil! Lesen Sie doch die Briefe im ‚Rudé pravo' (Das rote Recht, das Organ der tschechischen kommunistischen Partei) oder in der ‚Mladá fronta' oder in ‚Kvety', in allen den Briefen schreiben die Leser ganz öffentlich, daß sie den Sender — —"
„Eine kleine Probe, meine lieben Zuhörer, beziehungsweise Zuseher", ruft Jára Kohout. „Also, wer möchte eine Tafel Schokolade haben? Alle, das glaube ich gerne, aber zuerst muß man etwas tun, wenn man Schokolade essen will. Die alten Flüchtlinge wissen schon, was sie bei unserem Kabarett zu tun haben, den neuen werde ich es jetzt erklären. Der Herr hier, das ist der große Schauspieler Manhal, der also wird am Abend das Kabarett vor dem Mikrophon ansagen und was tut dann das werte Publikum? Nicht fressen und saufen, sondern applaudieren, stürmisch applaudieren, damit die Kommunisten hinter dem Eisernen Vorhang vor Wut zerspringen."
„Die Kommunisten hier im Lager sollen auch zerspringen!" ruft jemand aus dem werten Publikum. Alles lacht vergnügt. Der Komiker überhört das allgemeine Gewieher und will weiter sprechen, da aber ergreift Tonda das Wort.
„Gestatten, Herr Kohout, daß ich mir hier etwas gestatte, und zwar folgendes steht zur Debatte. Das Kabarett muß sein, das versteht sich von selbst, denn die Leute wollen lachen, wenn sie nichts zu lachen haben. Aber der Pavliček zum Beispiel, das ist etwas anderes! Der kann mit seiner Stimme und seinen, wie heißt das, Schlagern, die Leute rühren und zum Heulen bringen, und das ist das, was die Leute zu Hause brauchen, um aufgemuntert zu werden zu großen

Taten und der Rache an den kommunistischen Regimisten, das brauchen die Leute genau so, wie unser Herr Genosse Präsident Gottwald seinen Schnaps. Und darum, was mich anbelangt — —"
„Kusch, Ochse, und mach dich hier nicht breit", schreien mehrere aus dem Publikum.
Tonda Hornik setzt sich hin und verhält sich verdächtig brav und still. Für den Anfang genügt es. Abends, bei der Vorstellung, dann wird er ihnen zeigen, den Lumpen hier, was Tonda Hornik kann. Seinen Plan, den die Instruktoren in der Spionageschule ausgearbeitet haben, wird er durchführen, dafür ist er Tonda Hornik, genannt die „tote Hand".

Der Briefträger

Ungefähr um dieselbe Zeit, als es während des Kabaretts im Lager Valka zu einem Riesenskandal kam, der aber zu einem Bombenerfolg für Tonda Hornik schließlich wurde, fuhr Liba mit einem Taxi zum Sendlinger Torplatz. In der Sonnenstraße stieg sie aus, um ein Stück des Weges zu Fuß zu gehen. Zur gleichen Zeit hörten die Tschechen hinter dem Eisernen Vorhang eine neue Stimme aus dem Sender Free Europe. Es war die Stimme Tonda Horniks, der das Kabarett unterbrach, um weitschweifig über seine Flucht aus Joachimsthal zu erzählen. Er tat es mit der Verschlagenheit des braven Soldaten Švejk, mit der raffinierten Dummheit eines Schlaumeiers. Seine Komik, von der man nicht wußte, ob sie freiwillig oder unfreiwillig wäre, verschaffte ihm immer wieder neue Lachsalven unter den Zuhörern. Noch in derselben Nacht fuhr er nach München und verhandelte mit der sozialdemokratischen Gruppe des Senders so lange, bis keiner nüchtern blieb. Überraschend schnell wurde Tonda die „Stimme des sozialistischen Grubenarbeiters" in dem Sender. Vor dem Mikrophon sprach er meistens aus dem Stegreif, denn das fließende Ablesen eines Manuskriptes bereitete ihm gewisse Schwierigkeiten. Die Amerikaner waren froh, diesen Naturburschen zu

haben, der die Sprache des arbeitenden Volkes so glänzend beherrschte.
Die kleine Agentin Liba hat noch Zeit. Es ist noch nicht neun Uhr. Die breite Sonnenstraße ist taghell, die Neonreklamen locken zu den prachtvollen Schaufenstern, die Spaziergänger schlendern hin und her, die Lokale sind überfüllt, die Kinos sind ausverkauft, Geld scheint keine Rolle zu spielen — gab es in diesem Land wirklich vor einigen Jahren einen furchtbaren Krieg? Sonderbar, denkt Liba, die in der Heimat, die Antikommunisten, die sehen in dem nächsten Krieg ihre einzige Rettung. Lieber Krieg als Kommunismus, sagen sie. Sie hat sich auch den Krieg gewünscht, als sie mit der Mutter hungerte, als sie vergeblich um eine Beschäftigung bettelte, jetzt aber nicht mehr. Was wünscht sie sich jetzt eigentlich? Warum kann sie Milan nicht mehr lieben? Oder liebt sie ihn doch noch?
Angst hat sie heute nicht. Was kann ihr passieren, sie hat ja eine Nachricht für den toten Briefkasten und nachher wird sie zu Milan fahren und versuchen — — Wenn die Mutter nicht krank im Gefängnis wäre, würde sie es ja nicht tun. Dort drüben ist es. An dieser Ecke des Sendlinger Torplatzes ist eine Bäckerei und Konditorei, jetzt ist sie aber schon geschlossen. Dort ist die Haltestelle der Elektrischen Nummer 20, die Richtung Stadt fährt. Auf einmal ist die Angst wieder da. Könnte das ganze nicht eine Finte der Gegenspionage sein? Wird man sie nicht, wenn sie den Brief in den Papierkorb werfen wird, verhaften? Der große Platz wirkt plötzlich gespenstisch und unheimlich. Die Wasserspiele in seiner Mitte sehen wie hüpfende und zitternde Nebelgestalten aus, sie springen in die Höhe und sacken wie abgeschossen zusammen, die parkenden Autos erinnern an Särge, der Polizist, der den Verkehr regelt — schaut er nicht immer wieder zu Liba hin? Das Mädchen setzt die Sonnenbrille auf, eine aparte teure Brille in Schmetterlingsform, und bindet sich ein seidenes Tüchlein um den Kopf. Zwei Prostituierte im Großmutteralter betrachten sie dabei argwöhnisch. Ist das vielleicht eine Konkurrenz? Liba läuft schnell zu der nächsten Ecke hin, wenn es nur schon neun Uhr wäre! Ob der Briefträger auch schon da ist?

„Der Verbindungsmann, der Briefträger des toten Briefkastens", sagte die Stimme des Instruktors so dicht neben ihr, daß sie zusammenschrickt. „Der ist tabu. Der muß unsichtbar bleiben. Einige waren neugierig, und Neugierde lohnt sich nicht bei gewissen Berufen. Sie wollten den Briefträger sehen und bekamen nachher ein erstklassiges Armengrab, falls sie überhaupt ein Grab bekamen."
Wieder zurück zu der Konditorei. Der Platz ist gut gewählt, hier ist es nicht so hell, die Schaufenster der Konditorei sind nur mit kleinen Notlampen beleuchtet. Jetzt schlägt es neun Uhr. Gerade kommt eine Elektrische, einige Leute steigen aus und ein. Die Elektrische fährt wieder weg, auf der Haltestelle ist jetzt kein Mensch. Soll sie jetzt den Brief in den Papierkorb werfen, oder soll sie lieber warten, bis sich an der Haltestelle wieder Leute ansammeln werden? Ratlos schaut Liba in den Papierkorb. Zerknüllte Zigarettenschachteln liegen in dem grünen Blechbehälter, Orangenschalen, ein angebissener Apfel, Fahrkarten und eine zerschlagene Bierflasche. Sie hält den Brief in der Hand, noch immer zögert sie, da aber nähert sich eine von den beiden alten Prostituierten, vielsagend ihren langen Regenschirm schwenkend. Vor Schreck läßt Liba den Brief fallen, aber nicht in den Papierkorb, auf den Fahrdamm. Gerade im selben Augenblick setzt sich die Viererreihe der wartenden Autos mit den funkelnden runden Spählichtern in Bewegung, der Brief ist vorläufig nicht zu retten, bis die Autos wieder vorbei sind, dann — aber die Autokolonne nimmt kein Ende und die Prostituierte keift drohend: „Mach, daß du weg bist, du Notbremse du, oder soll ich meinen Schorschi rufen?"
Wie eine Gehetzte läuft Liba davon, nur eine Richtung ist jetzt für sie frei, sie läuft die Müllerstraße herunter, aber schon nach einigen Schritten verliert sie den linken Schuh. Halbtot vor Angst bückt sie sich, um den Schuh aufzuheben, und als sie sich an die Mauer neben einem Uhrengeschäft anlehnt, um ihn anzuziehen, hört sie eine Männerstimme.
„Warum so böse, Tantchen? Du hast die junge Dame so erschreckt, daß sie einen Brief fallen ließ. Da hast du eine Mark, kauf dir einen Schnaps zwecks Beruhigung, ich werde den Brief der Dame — —"

Wieder läuft Liba, so gut es mit den hohen Absätzen geht. Weit und breit kein Taxi, kein Haustor ist offen, kein Lokal ist auf dieser Seite der Müllerstraße, doch ja, hier könnte man — nein, nur in kein Lokal hinein, dann wäre sie in einer Falle. Weiter, nur schnell fort! Sie glaubt Schritte hinter sich zu hören, feste, wuchtige, regelmäßige Männerschritte, mein Gott, das ist der Mann mit ihrem Brief! Nicht der Briefträger, ein ganz fremder Mann — oder ist er von der Polizei?

Wider Willen, wie unter einem Zwang dreht sie den Kopf um, um zu sehen, ob der Verfolger sie schon bald erwischen wird — der Gehsteig hinter ihr ist leer. Nur ein Pärchen geht hinter ihr, ein baumlanger Neger in amerikanischer Uniform und ein Flitschen mit langem, wehendem, semmelblondem Haar.

Liba steht und schaut, auch auf der anderen Seite der Straße gibt es keinen einzigen einzelnen Mann. Daß derjenige, der den Brief aufhob und mit der Prostituierten sprach, in Begleitung einer Frau oder eines anderen Mannes sein könnte, darauf kommt sie nicht.

Wie eine Blinde stolpert sie über die zwei, drei Stufen, die zu einem kleinen Bierlokal führen. Gleich bei der Tür fällt sie schwer auf die Bank hin, stotternd bestellt sie bei dem Wirt, der eine schiefe Boxernase hat, einen Cognac und merkt gar nicht, daß er ihr einen Steinhäger vorsetzte. Ganz langsam beginnt sie wieder halbwegs vernünftig zu denken. Die Schritte, vielleicht waren es gar keine Männerschritte, vielleicht war es nur das Gehämmer ihres Blutes in den Schläfen, was sie für Schritte hielt. Aber die Stimme! Die Stimme hat sie doch ganz bestimmt gehört, das war keine Täuschung. Und — sie kannte die Stimme. Ganz bestimmt hat sie diese Stimme schon einmal irgendwo gehört. Aber wo nur? Wer hatte so eine Stimme? Hatte sie diese Stimme schon vor ihrer Flucht oder erst hier, in München gehört? Der Mann sagte doch, er wolle ihr den Brief zurückgeben, dann aber verschwand er. War er also doch der Briefträger? Warum sollte ein Fremder den Brief behalten? Warum gab er dem gräßlichen Frauenzimmer das Geld, wie er sagte?

Aus dem Lautsprecher, der zwischen den Flaschen hinter der

Theke steht, schmettert eine Männerstimme einen gerade sehr populären Schlager. „Schützenliesl, dreimal hat's gekracht." Plötzlich weiß Liba ganz sicher, daß sie die Stimme des Mannes schon einmal gehört hat. Damals aber, ja, bestimmt, damals aber, da hat die Stimme gesungen.

Die Heimkehreraktion

Sehr interessiert ist der kommunistische Spionagedienst an den Spätheimkehrern aus der Sowjetunion. Aus verschiedenen Gründen. Einen Teil dieser Aktion übernimmt Prag, denn deutsche Kommunisten und deutsche kommunistische Agenten würden sich bei den Annäherungsversuchen an die ohnehin übervorsichtigen Spätheimkehrer verdächtig machen. Flüchtlinge dagegen, tschechische Flüchtlinge unter anderem, das ist etwas anderes, es ist ganz selbstverständlich, daß sie erfahren wollen, ob der oder jener Spätheimkehrer in den sowjetischen Gefangenenlagern etwas über ihre verschleppten Verwandten oder Freunde gehört hatte, oder ob er sogar mit einem von ihnen sprach. Offiziell wird diese Aktion durch den Sender Free Europe eingeleitet. Die amerikanische Leitung ist damit einverstanden. Die amerikanische Leitung ist fast immer mit den Vorschlägen und Aktionen der kommunistischen Agenten in diesem Sender einverstanden. Damit ist nicht gesagt, daß die für die politische Linie dieses Senders verantwortlichen Amerikaner wissen, daß sie von kommunistischen Agenten gelenkt werden. Was sie aber bestimmt wissen müßten, ist, daß die wichtigsten tschechischen Mitarbeiter dieses Senders fast ausnahmslos eifrige Wegbereiter des Kommunismus in der CSR waren. Allerdings, diese Herren und Damen gebärden sich jetzt als die größten Gegner des Kommunismus und die Amerikaner glauben an diese Verwandlung der Saulusse in Paulusse. Keine Warnung der anständigen tschechischen antikommunistischen Emigranten vermochte die Meinung der Amerikaner zu ändern. Dazu kommt noch, daß die Amerikaner im Sender die schwierige tschechische Sprache selbstver-

ständlich weder beherrschen noch verstehen, so daß sie praktisch überhaupt nicht wissen können, was gesendet wird. Sie begnügen sich vollkommen mit den nicht immer richtigen Übersetzungen der Stichproben aus den Hauptprogrammen. Die Aktion lief also. Ein Sonderprogramm wurde eingeschaltet, das täglich angebliche Berichte der deutschen Spätheimkehrer in die CSR ausstrahlte. Der oder jener Spätheimkehrer sprach in dem Gefangenenlager Nummer so und so mit einem gewissen Doktor Hrubec aus Prag. Niemand konnte selbstverständlich überprüfen, ob es diesen Spätheimkehrer Huber oder Maier wirklich gab, und niemand konnte feststellen, ob sich ein gewisser Doktor Hrubec wirklich in der Sowjetunion befand, oder ob der Name von den kommunistischen Agenten frei erfunden wurde. Der Erfolg dieser Aktion war nichtsdestoweniger sehr groß und die Prager tschechische Spionagezentrale konnte zufrieden sein. Aus der Tschechoslowakei kamen Briefe, viele Briefe von verzweifelten Menschen, die in der Sorge um das Schicksal ihrer Verwandten jede Vorsicht vergaßen. Mütter fragten nach ihren verschleppten Söhnen, Kinder fragten nach ihren in die Sowjetunion verschickten Eltern. Die Schreiber der Briefe verfluchten das kommunistische Regime und sie nannten die Sowjetmachthaber Räuber und Mörder. Und diese Briefe wurden mit ihren vollen Namen unterschrieben.
Es gab Verhaftungen über Verhaftungen in der CSR, irgendjemand aus dem Sender verriet die Namen der Arglosen am laufenden Band.
Entsetzt versuchten tschechische antikommunistische Emigranten die maßgebenden deutschen Kreise über die wahren Hintergründe dieser Aktion zu informieren, vergeblich. Sie wurden überall abgewiesen. Man glaubte, sie würden nur aus Neid auf die gut bezahlten Tschechen in dem Sender sprechen, man belächelte ihre große Phantasie. Dieser Sender war doch eine einwandfreie psychologische Waffe gegen den Kommunismus.
Mascha steht im Badezimmer und durchsucht die Taschen von Xenas Bademantel, der an der Tür hängt. Nichts, nur ein Taschentuch. Auf dem Glasbrett unter dem Spiegel stehen alle möglichen Fläschchen und Döschen, mit Mundwasser, mit

Kölnischwasser, Tagescreme, Nachtcreme, Gesichtspuder, Körperpuder, Toilettenöl — aha, das ist ein Rasierzeug, in einem gelben, durchsichtigen Schächtelchen. Ein Rasierzeug in einem Damenbadezimmer — na, warum schließlich nicht? Vielleicht rasiert sich die Bardame die Härchen an den Beinen, und bestimmt hat sie Männerbesuche gehabt, die bei ihr übernachteten, und in der Früh vielleicht direkt in ihre Büros fuhren und frisch und flott, also auch rasiert, ausschauen wollten. Die winzige Küche nebenan hat sie schon durchsucht und auch dort nichts Brauchbares oder Verdächtiges gefunden.
In das große Zimmer also. Mascha knipst das Licht nicht an, sie hat eine abgeschirmte Taschenlampe. Wie ein erfahrener, geschulter Detektiv beginnt sie den Raum systematisch zu durchsuchen. Sie kippt ein Fauteuil nach dem anderen vorsichtig und geräuschlos um, manchmal versteckten Agenten verschiedenes unter dem Bezug solcher Möbelstücke. Wieder nichts. Die runde Couch, die Polster, das Radiotischchen, die Vasen, die Bilder, überall sucht sie sorgfältig und geduldig, aber nirgends findet sie etwas Verdächtiges. Das schmale Zimmer nebenan, der große Schrank dort, dazu wird sie viel Zeit brauchen. Sie hat aber Zeit, und so zündet sie sich ruhig eine Zigarette an und überlegt.
Gerade das ist verdächtig, daß hier überhaupt nichts Verdächtiges ist. Wo hat die Bardame zum Beispiel ihre Korrespondenz? Sie hat doch sicherlich Briefe oder wenigstens Postkarten von ihren Freunden und Bekannten bekommen — wo sind sie? Hat sie keine Notizbüchlein oder etwas ähnliches gehabt, was schließlich jede Hausmeisterin hat? Bei dem Telefon im Vorzimmer sind auf einem abwaschbaren Block einige Namen, Adressen und Telefonnummern aufgeschrieben, die wird Mascha aufschreiben müssen und sie dann zu Hause oder in der Redaktion überprüfen. Aber wird so ein raffiniertes Luder, wie diese Xena, Adressen von Agenten auf einen Block aufschreiben, den jeder Besucher in die Hand nehmen und lesen kann? Warum nicht? Das Auffallende wirkt meistens unauffallend und darum wird es übersehen. Einmal hat Mascha eine Geschichte gelesen, „Der gestohlene Brief“ hieß sie, und in dieser Erzählung mußte ein Diplomat oder halt irgendjemand einen wichtigen Brief verstecken. Und wo versteckte

er diesen Brief, den viele suchten und niemand fand? Er versteckte den Brief überhaupt nicht, im Gegenteil, er legte den Umschlag mit dem gesuchten Brief einfach auf seinen Schreibtisch. Dort suchte ihn niemand, denn niemand kam auf die Idee, daß ein versteckter Brief irgendwo für alle sichtbar herumliegen könnte.
Mascha durchsucht mißmutig die Kleider in dem großen Schrank. Fetzen hat sie gehabt mehr als genug, diese Xena. Lauter teures Zeug, entweder hat sie sehr reiche und sehr freigebige Liebhaber gehabt, oder — — Das ist also ihr Parfum. „Pour toi". Sie nimmt das kostbare Flacon und schüttet ein Tröpfchen auf den linken Handrücken. Wie so ein individuelles Parfum die Erinnerung rufen kann, wie es durch seinen Duft die nicht anwesende Person herzaubern kann! Mascha sieht Xena förmlich vor sich, als sie die Hand zu der Nase hebt und das starke Parfum mit dem lockenden Duft einatmet.
Etwas stimmt mit der Xena nicht und mit dem Pavliček auch nicht. Mascha erfuhr, daß der Sänger in Spanien einen Autounfall hatte, oder haben sollte. Jedenfalls, man fand ihn angeblich verletzt in seinem Wagen, der auf einer schmalen Serpentine vermutlich ins Rutschen kam und über eine steile Felswand herunterfiel. Entweder ist diese Nachricht falsch und man will Pavliček auf einige Zeit unsichtbar machen, oder ist die Nachricht wahr und dann würde es verschiedene Möglichkeiten geben. Vielleicht waren es Leute, denen Pavliček unbequem war, die diesen Autounfall inszenierten. Schließlich war er vielen unbequem, den Agenten aus der gleichen Branche, wie auch den gegnerischen. Oder war es direkt Prag, das ihn genau so abmurksen wollte, wie den dummen Kursch? Nein, Prag macht nie eine halbe Sache. Prag hat für Ungehorsame oder nicht mehr brauchbare Agenten nur eine Strafe. Die Todesstrafe.
Die Manteltaschen und die Kleider sind durchsucht, zwischen der Wäsche war gar nichts. Wo hat diese Xena bloß ihre Schmuckkassette? Sie hat doch allen möglichen Kram gehabt, Bijouterie und auch echte Sachen. Nirgends ist eine Schmuckkassette zu entdecken, in den Schachteln, die sehr ordentlich unten in dem Schrank aufgestapelt sind, gibt es nur Toilet-

tenseifen, neue Taschentücher, Handschuhe, Kunstblumen, Gürtel und Bänder und Weihnachtsbaumschmuck.
Mascha hat Lust, eine Schachtel mit den teuren, schwarzen Toilettenseifenkugeln mitzunehmen. Mitnehmen? Das ist es! Die Wohnung wurde schon durchsucht und jemand hat alles mitgenommen, was die Bardame irgendwie belasten könnte. War es ein Feind oder ein Freund? Ein Feind hätte genau so die Korrespondenz und den Schmuck mitnehmen können, wie ein Freund. Aus verschiedenen Gründen natürlich. Ein gewöhnlicher Einbrecher oder Dieb war es bestimmt nicht, der hätte nicht so sauber gearbeitet, so ohne Spuren, der hätte die Korrespondenz liegen gelassen. Jetzt kann man also nichts mehr machen. Na schön, wenigstens etwas hat es genützt. Eine Meldung, daß Xenas Wohnung von jemandem durchsucht wurde, der nur bestimmte Dinge mitnahm, ist auch nicht ganz ohne Wert.
Sie zieht den Vorhang in dem großen Zimmer ein wenig zur Seite und späht hinaus. Draußen rieselt es und der Himmel ist pechschwarz. Ihre Armbanduhr zeigt dreißig Minuten nach Mitternacht. Mascha schaut noch immer in den Garten hinaus. Wenn schon einmal jemand hier in der Wohnung war, dann könnte er noch einmal kommen. Vielleicht, um den Briefkasten im Vorzimmer zu entleeren oder zu kontrollieren. Wenn er gerade jetzt käme — — Unsinn. Nur sich nichts einsuggerieren. Sie hat aber doch ein unangenehmes Gefühl, als sie daran denkt, daß sie durch den dunklen Garten gehen muß. Vielleicht ist das Haus bewacht.
An etwas anderes muß man denken. An die Spätheimkehreraktion zum Beispiel. Mascha bekam Adressen von Spätheimkehrern von zwei Seiten. Einen Teil aus Prag, einen Teil von einer deutschen Dienststelle. Diese Heimkehrer wird sie aufsuchen und aushorchen und einige unter Druck setzen. Sie darf es ohne weiteres tun, sie gilt bei den Deutschen als eine absolut verläßliche antikommunistische Journalistin, die selbstverständlich, um Nachrichten zu gewinnen, mit verschiedenen Verdächtigen und auch gut informierten Leuten zusammen kommen muß. Von den Deutschen erhält sie sogar ganz hübsche Sümmchen als Unterstützung für die „Exilzeitung“. Sollen Sie nur geben, den Feind muß man zu schädigen wissen.

Die Treppe hat sie schon hinter sich. Die Haustür läßt sich von innen ohne Schlüssel öffnen, sie ist unversperrt. Sehr langsam zieht sie die Tür zu, trotzdem schnappt das Schloß mit einem Knacks zu. Mascha wird es trotz der Naßkälte hier draußen heiß. Das Gefühl, daß sie beobachtet ist, das sie schon oben in der Wohnung hatte, dummerweise natürlich, ist wieder da. Diese Frau ist aber nicht feige. Kurz entschlossen geht sie durch den Vorgarten, schlägt ohne große Vorsicht das Gartentor hinter sich zu, sie will für den eventuellen Beobachter unbefangen wirken, und geht ohne Hast davon. Die nächste Taxistelle ist am Prinzregentenplatz, das ist zum Glück nicht weit. Der Regen plätschert eintönig auf die schiefen Dächer der schlafenden Villen, sonst ist es still. Trotzdem dreht sich Mascha gewohnheitsmäßig um, um sich zu überzeugen, ob ihr nicht jemand nachgeht. Niemand. Nur ein Wagen fährt in Richtung Possartplatz. Ist das vielleicht ein Taxi? Der Wagen biegt scharf nach links, eine halbe Sekunde wird Mascha von einem blendenden, blaugelben Licht bestrahlt, zu spät natürlich hebt sie ihre Handtasche vors Gesicht, zu spät für diesen gefährlichen Blitz, für diese Blitzaufnahme. Der Wagen fährt weiter und drinnen sitzt jemand, der sie photographiert hatte. Wieder eine scharfe Biegung, nicht einmal die Nummer des Wagens hatte sie sich merken können, so schnell ging alles.
In der Possartstraße bleibt Mascha vor einem Lebensmittelgeschäft stehen. Es ist ein großer Laden mit Selbstbedienung und mit vielen Schaufenstern. Sie betrachtet ohne etwas zu sehen die Kaffeedosen, die Bonbonnieren und die Likörflaschen. Weinbrand, Steinhäger, Eierlikör, Kirschwasser.
Kirsch, liest sie immer wieder. Kirsch, Kirsch. Und sie muß plötzlich an den toten Kursch denken. Dummheit, wie kommt sie jetzt ausgerechnet auf den Kursch? Sie wischt sich mit der Hand die Regennässe vom Gesicht, und sieht Xena mitten in dem Schaufenster. Kalt und ironisch lächelnd. Das kommt natürlich nur von diesem verdammten Parfum. Kursch und Xena. Lebt das Luder überhaupt noch? Oder hat sie Pavliček irgendwo ins Wasser geworfen?
Einmal, als sie noch in einem kleinen Dörfchen in Mähren die kleine Maschenka war, da wollte sie Schauspielerin wer-

den. Immer ein ganz anderer wollte sie sein, einmal eine wunderhübsche Prinzessin und einmal eine Fee und dann wieder das Gänseliesdien oder auch ein Räuber oder ein Dieb. Dieser Traum mußte sterben, ihr schiefer Rücken tötete ihn. So wurde sie halt Agentin. Agenten sind auch eine Art von Schauspielern, aber sie spielen nur auf einer ganz dunklen Bühne und können keine Zuschauer brauchen.
Das Blitzlicht, die Blitzaufnahme! Fröstelnd hebt Mascha den Kragen ihres schäbigen Trenchcoats hoch, obwohl ihre Wangen wie Feuer brennen. Irgendjemand hat ihr Bild. Irgendjemand, der weiß, daß sie in Xenas Wohnung war. Irgendjemand verdächtigt sie also. Unsinn, sie selbst hat sich verdächtig gemacht. Warum hat sie nur diese verdammte Wohnung betreten?

Die Versenkung in der Amalienstraße

Herr Medizinalrat Doktor Bachl etablierte sich als Zahnarzt in der Amalienstraße. Auf seiner gefahrvollen Flucht aus der Tschechoslowakei begleitete ihn ein Waggon voller Möbel, Kisten und Koffer. Diese sonderbare Flucht wurde aber von niemandem beanstandet, denn der Herr Medizinalrat stellte sich sofort unter den Schutz eines amerikanischen Nachrichtendienstes und packte munter aus. Zuerst die Kisten und die Koffer, die samt den Möbeln, die aus dem „beschlagnahmten" deutschen Eigentum stammten, in einer Fünfzimmerwohnung in der Amalienstraße untergebracht wurden. Das Haus war alt, aber immerhin, eine Wohnung im Jahre 1950 in München zu bekommen, dazu gehörten schon sehr gute Beziehungen. Als die Koffer und die Kisten mit den Wertsachen ausgepackt waren, packte Herr Medizinalrat weiter aus. Der tschechische Spionagedienst, so klagte er, zwang ihn in die Bundesrepublik zu gehen und für die Kommunisten zu arbeiten. Doch das tat der Herr Doktor nicht, im Gegenteil. Er lieferte den Amerikanern einen Haufen kommunistischer Agenten aus, die in der Bundesrepublik geschickt ihr

Unwesen trieben. Die Amerikaner belohnten diese edle Tat selbstverständlich und bestraften die kommunistischen Agenten. Vergeblich beteuerten diese Agenten, sie wären Antikommunisten und der Hochstapler Bachl wäre ein Spitzel der Kommunisten, niemand glaubte ihnen. Prag war zufrieden, die größte antikommunistische tschechische Gruppe, die sehr aktiv war, wurde unschädlich gemacht. Man beschlagnahmte Briefe und Aufzeichnungen bei den Verhafteten, Herr Bachl wurde zu Beratungen als Experte zugezogen und erstattete fleißig Meldungen nach Prag, das ebenso fleißig verschiedene Antikommunisten, die mit den Verhafteten in Verbindung standen, einsperrte und auf den Galgen schickte.
Herr Bachl suchte sodann Anschluß an sudetendeutsche Kreise, und gab sich dort als Sudetendeutscher aus. In jüdischen Kreisen spielte er einen Juden und schimpfte auf die nazistischen Sudetendeutschen, bei den Tschechen war er ein braver Tscheche. Die in diesen Kreisen gewonnenen Nachrichten verkaufte er zweimal. Erstens den Amerikanern, zweitens nach Prag. Prag hatte aber auch andere Bedürfnisse. Man brauchte dringend amerikanische Offiziere, die bei Weib und Wein zwar keinen großen Wert auf Gesang legten, dafür aber umsomehr auf eine angeregte Plauderei. Freilich, der glatzköpfige und schmuddelige Herr Medizinalrat konnte schwerlich einen amerikanischen Offizier dazu verführen, ihm verschiedene Dinge auszuplaudern, aber wozu gab es in München Frauen? Herr Bachl richtete in seiner Wohnung eine Art von gemütlichem Privatbordell ein und suchte emsig geschickte und verläßliche Damen. Mit Vorliebe nahm er Tschechinnen als Hurisken in sein Whiskyparadies, denn zu tschechischen „Flüchtlingen“ hatten die Amerikaner Vertrauen. Diese Damen waren für ihren Dienst speziell vom Herrn Medizinalrat ausgebildet. Zuerst bekamen sie von ihm eine größere Summe geliehen, um sich hauptsächlich, was reizende Unterwäsche anbelangt, standesgemäß auszustatten. Dann ließ er sich von den Damen einen Vertrag unterschreiben, der eine Schlinge um den Hals bedeutete, der aber auch Beteiligung am Gewinn versprach. Eine hatte ständig Außendienst, sie hockte in verschiedenen Lokalen, wo Amerikaner Zerstreuung und Freundschaft, beziehungsweise Liebe suchten, und sie zeigte

im Laufe des Gespräches, daß jedesmal unschwer zustande kam, einige Fotos von hübschen Damen, die sie „zufällig“ gerade bei sich in der Handtasche hatte. Kein Bordell, ein seriöses Haus, der Hauptmieter ist ein Medizinalrat. Herr Medizinalrat saß in seiner Ordination und kümmerte sich nicht darum, was seine Untermieterinnen und ihre Gäste in ihren Zimmern taten. Das hatte er gar nicht notwendig, das besorgten für ihn die in den Zimmern verborgenen Mikrophönchen und Tonbandgeräte.
Dieses Geschäft florierte, aber eines Tages meldete sich Prag und hatte noch einen Wunsch. Herr Bachl möge in seiner Wohnung eine Versenkung einrichten, das heißt, eine Zwischenstation für Personen, die zwar ohne allzu großen Lärm geschnappt wurden, aber nicht ohne großen Lärm sofort über die Grenze gebracht werden konnten. Herr Medizinalrat wurde mit speziellen Medikamenten ausgestattet und es schadete nicht, wenn seine unfreiwilligen Gäste ab und zu schrien und jammerten. Bei einem Zahnarzt kann so etwas ohne weiteres vorkommen. In dem Haus galt Herr Doktor Bachl als ein äußerst liebenswürdiger, hilfsbereiter Mensch, zu dem viele Flüchtlinge um Rat und Hilfe kamen. Für die zahlreichen Kinder in dem Haus hatte er immer etwas zum Naschen bei sich, mit den Frauen schäkerte er und behandelte ihre von dem Zahn der Zeit angebissenen Zähne fast umsonst. Man munkelte zwar, daß der Herr Doktor nicht gerade schlechte Beziehungen zum Polizeipräsidium hatte, aber die Leute reden halt immer zuviel.
Der neueste Gast der Versenkung in der Amalienstraße war Xena. Pavliček lieferte die Bardame bei dem Herrn Medizinalrat hastig ab, raunte ihm zu, daß sie bald abgeholt werden wird, und verschwand. Da kannte er aber den Herrn Doktor zu schlecht. Herr Medizinalrat rannte ihm spärlich bekleidet, es war ja mitten in der Nacht, bis auf die Straße nach und verlangte erstens eine Anzahlung und zweitens eine genaue Anweisung, was zu tun wäre, falls die Frau aus der Bewußtlosigkeit nicht mehr erwachen sollte. Pavliček mußte umkehren und das Geschäft mit einer Anzahlung von 1000 DM und 100 Dollar perfektieren. Daß er Xena nur zufällig fast erschlagen hatte, das glaubte der Herr Doktor

nicht so ganz. Pavliček beharrte auch nicht lange auf dieser seiner Behauptung, denn für „Zufälle“ hatte Prag wenig übrig. Xena wurde außer Betrieb gesetzt, wie es Prag wollte, und damit Schluß.

Pavliček entfernte sich schließlich und der Herr Doktor begann, die Bewußtlose zu untersuchen. Kein Schädelbruch, aber eine schwere Gehirnerschütterung. Eigenhändig trug er Xena in das letzte Zimmer, zu dem man nur durch seine Ordination Zutritt erhielt und das auch sein Schlafzimmer war, aber jetzt war guter Rat teuer. Bis jetzt hatte er nur lauter gesunde Versenkungskandidaten betreut, wenn auch unter ihnen viele rabiate waren, die man fesseln und mit Injektionen widerstandsunfähig machen mußte. Pavliček sagte ausdrücklich, diese Frau dürfe unter keinen Umständen „zufällig“ krepieren. Der Herr Medizinalrat wußte auch einiges über die Jagd nach der angeblichen Agentin X, denn er fuhr öfters nach Salzburg zu seinem alten Freund und Berater, dem sozialdemokratischen Minister Bohumil Lauschmann. Wenn diese Xena wirklich die Agentin X sein sollte, werden ihre Freunde und Mitarbeiter selbstverständlich versuchen, sie zu finden und bei einer solchen Begegnung kam es auf ein paar Leichen nicht an. Xena müßte also Tag und Nacht bewacht werden, aber durch wen? Die Damen in seinem Etablissement waren dazu nicht geeignet, ein Mann könnte durch die Reize der Bardame dazu gebracht werden, ihr zu helfen.

Na, vorläufig muß es eben ohne Bewachung gehen, morgen oder übermorgen wird ihm schon etwas einfallen. Xena wurde von ihm verarztet, so gut es ging, und dann seiner Wirtschafterin anvertraut. Diese Wirtschafterin, auch eine Landsmännin des Herrn Medizinalrat, war keine gute Reklame für seine Praxis, denn ihren Mund schmückten nur einige grünbraune Zahnreste, die sie aber um keinen Preis gegen eine hübsche Prothese tauschen wollte. Von Beruf war sie Prostituierte, die aber nebenberuflich sogenannte Hoteldiebstähle ausgeübt hatte, und dadurch öfters zu kostenlosen Aufenthalten in verschiedenen Gefängnissen kam.

Amalia, so nannte der Herr Medizinalrat seine Wirtschafterin, mit der er nur in ihrer gemeinsamen Muttersprache konversierte, hatte nur eine einzige große Sehnsucht. Sie

wollte nach Australien auswandern, denn sie las irgendwo, Australien wäre ein Land, in dem Frauen Mangelware sind. Die Einwanderungsbehörden drückten zwar gefälligerweise beide Augen zu, wenn es um Personen ging, die Spezialarbeiter oder Handwerker oder Bauern waren. Amalia aber war zwar auch eine Spezialistin, aber ihre beiden Berufe wurden wenig gefragt, wenn es sich um eine Frau handelte, die ihren fünfzigsten Geburtstag schon einigemal gefeiert hatte. Wozu aber gibt es falsche Dokumente, auf denen man das Geburtsdatum um einige Jährchen vorverlegen kann? Herr Medizinalrat versprach, diese Dokumente zu verschaffen, zuerst aber mußte sie sich diese Gunst verdienen. Für Australien war Amalia bereit, alles zu tun, denn sie sah sich in ihren prächtigen Träumen schon als eine reiche Farmersfrau, die sich außer den Herden von Schafen und Rindern auch einige Liebhaber halten wird.
Sie übernahm also willig Xenas Betreuung und gelobte zu schweigen wie ein Grab. Herr Doktor Bachl übersiedelte vorläufig mit einer Steppdecke und einem Polster auf den breiten Diwan in seinem Ordinationszimmer, Amalia setzte sich in ein Fauteuil zum Fenster und begann von ihrem gelobten Land zu träumen, was aber bald mit einem lauten Schnarchen endete. Die Wohnung befand sich im dritten Stockwerk, das Krankenzimmer hatte nur ein einziges Fenster, an dem die Krankenwärterin wenn auch nicht wachte, so doch saß, die Tür führte zu dem Ordinationszimmer, und dort ruhte der Herr Medizinalrat. Die kranke Xena konnte also weder fliehen noch entführt werden.
Und doch befand sich Xena Romanova auf der Flucht. Die Schmerzen im Kopf fühlte sie in ihrer tiefen Bewußtlosigkeit nicht, dafür aber etwas, was die gesunde Xena nie kannte. Die Angst war es, vor der Xena floh. Da war ein Kranz aus Vergißmeinnicht, der lag schwer auf ihrem Kopf und sie war tot und sollte begraben werden, aber sie war auch nicht tot und wollte leben. Fliehen mußte sie, aber da war Kazan und der Hund winselte und jammerte und als sie ihn tröstend streicheln wollte, biß er sie in die Stirn. Milan Sokol brachte sieben Kerzen und stellte sie zu ihr hin und die Flämmchen der Kerzen wuchsen und wuchsen und wurden zu einem Feuer,

und sie brannte und konnte sich nicht rühren, sie konnte nicht entfliehen.
Und dann hatte die Angst keine Gestalt mehr und sie zauberte keine Bilder mehr vor. Die Angst war nur Angst, eine namenlose Angst, eine unsichtbare Angst, an der schon so viele starben.
„Ich darf aber nicht, ich darf nicht — —" stöhnte Xena und alles begann sich rasend schnell zu drehen, das Bett, das Zimmer, die Dunkelheit, und auch die Angst, die jetzt überall war. Ihr Magen krampfte sich zusammen, sie hatte aber nicht die Kraft, den Kopf zu heben, um sich zu erbrechen. Sie stöhnte nur, und Amalia schnarchte und der Herr Medizinalrat hinter der Tür auch.
Dann kam jemand. Xena konnte nicht sehen, wer es war, sie wußte aber, wer kam. Die Bank im Baumgarten in Prag damals, der Verfolgte, die Männer mit den Vollbärten, die Frau in dem verwunschenen Laden mit den Rosenkränzen und Heiligenstatuen — ja, er war es, er ist es.
„Ich dachte, du wärest tot", sagte sie und konnte ihn immer noch nicht sehen. „Bist du denn tot?"
Keine Antwort. Aber er war da und sie war nicht mehr allein und die Angst hatte keine Macht mehr.
„Sag doch etwas! Bleibe bei mir, laß mich nicht mehr so allein! Ich bin nicht so stark, wie ich es dachte und wie ich es dir vorlog, manchmal kann ich nicht mehr. Wenn ich nur wüßte, ob du tot bist oder nicht. Tut es sehr weh, das Sterben? Ist nicht eigentlich alles sinnlos, was wir taten, du und ich? Warum sind wir nicht wie die anderen, die nur an sich selbst denken? Alles ist sinnlos, dieses Leben, dieser Kampf — oder nein? Sag' doch etwas! Ich bin heute so müde, aber morgen, morgen werde ich wieder ganz anders sein, das weißt du doch. Sag' mir doch etwas!"
Noch immer kann sie ihn nicht sehen, sie fühlt aber, daß er sich immer mehr und mehr entfernt. Die Angst ist wieder da, aber da sagt er etwas. Es ist eine Liebeserklärung, es sind die Worte, die er ihr damals beim Abschied sagte, im Regen, als sie sich aus dem Waggonfenster beugte. Der Zug fuhr schon, immer schneller, und er blieb zurück. Dann kam die Liebeserklärung, die armselige und doch starke und wunder-

schöne Liebeserklärung. Die konnte sie nicht hören, sie las sie nur von seinen Lippen ab.
„Ich bin bei dir — ich bin immer bei dir — —"
„Schnarch nicht, Luder und sofort herkommen!" knurrt der Herr Medizinalrat, der sich gerade überzeugt hatte, daß das Fieber seiner Patientin den vierzigsten Grad überschritt. „In die Hölle kommst du, und nicht in dein dreckiges Australien, wenn du nicht jede halbe Stunde den Umschlag auf dem Kopf der Frau wechseln wirst, das sag' ich dir, du zahnloses Ungeheuer! Wenn die Frau krepiert, kannst du dir sofort einen Sarg aussuchen, den werde ich dir noch spendieren!"
Amalia hantiert ungeschickt mit dem Eisbeutel, an die Rippenstöße ihres Gebieters ist sie gewöhnt, dafür wird sie bald Tausende von Ochsen haben, wenn sie diesen Ochsen hier los sein wird.
Die Amalienstraße ist schon wach. Gerade gegenüber, vor einem Gasthaus, steht ein Polizist und grüßt den Herrn Doktor, der im Schlafrock aus dem Fenster schaut, jovial und respektvoll. Manchmal gehen sie zusammen einen trinken.

Nicht handeln

Auf dem Verrechnungsblock, den ein blauer Kopf eines dikken Mannes zierte, der sichtlich mit Lust an einer ebenfalls blauen Weißwurst lutschte, stand in Blockschrift „Nejednat". Nicht handeln. Der Verrechnungsblock lag wie gewöhnlich auf dem Schanktisch. Gut, es war nur ein Wort und ein Wort auf einen Zettel zu kritzeln dauert nicht lange, aber immerhin, wieso hat Milan Sokol nicht bemerkt, daß jemand von den Gästen seinen Block in der Hand hatte?
„Nicht handeln." Wen oder was betraf es? Ging es um Xena? Soll er nicht nach ihr schauen? War die Nachricht von einem Freund oder von einem Feind? Er hat schon gehandelt, der Leutnant, er war in Xenas Wohnung, zu der er die Schlüssel hatte, und nahm alle Papiere und sämtliche Schmucksachen zu sich. Ob sie echt oder unecht waren, wußte er nicht, er

wollte diese glitzernden Dingerchen, die sie liebte, einfach retten. Zur Polizei traute er sich nicht zu gehen. Die deutsche Polizei wird für einen Flüchtling wenig übrig haben. Und dann — wußte die Polizei wirklich nicht, daß die Bardame verschwand? Viele Flüchtlinge arbeiten doch als Spitzel für die Polizei, das weiß jeder unter den Emigranten. Die Polizei will also scheinbar nichts unternehmen, oder hat sie schon etwas unternommen, aber man weiß nichts davon. Man müßte also selbst etwas tun. Aber was nur? Gerade, als sich der Leutnant fest vorgenommen hatte, unter vier Augen kräftig mit dem Herrn Hrnek zu sprechen, fand er auf dem Verrechnungsblock die Botschaft. „Nicht handeln."

Milan Sokol wohnte jetzt in einer fensterlosen Kammer neben der Küche des Lokales „Beim Kerzenlicht". Das alte Ehepaar, die Besitzer der Bar, war froh, überhaupt jemanden als Aushilfe für Xena auf unbestimmte Zeit bekommen zu haben. Die alten Leute plapperten stundenlang über Xenas Verschwinden, für sie war es ein spannender und aufregender Kriminalroman. Die Kellnerin Erika konnte vorläufig nicht auf Urlaub gehen, der neue Barmixer konnte nicht selbständig in diesem Nachtbetrieb arbeiten. Erika, die dem armen Kursch wie eine Schwester nachtrauerte, war fest überzeugt, daß Pavliček Xena umgebracht hatte. Überhaupt, die ganze tschechische Bande in dem Lokal, das waren für die Kellnerin lauter Hochstapler und Verbrecher und Spione, die man lieber heute als morgen einsperren sollte. Zuerst rotteten sie die Deutschen in Prag aus und verjagten Millionen von Sudetendeutschen aus ihrer Heimat, dann kamen sie nach Deutschland und machten sich hier breit. Xena war anders, Xena hatte das Herz am richtigen Fleck, und darum mußte sie sterben, wie der arme brave Kursch.

Auch der Leutnant war Erika sympathisch, er war still und bescheiden und machte ohne zu murren jede Arbeit. Den Alten gehorchte er aufs Wort, er war ja froh, eine Unterkunft und einen Posten bekommen zu haben.

Wen die Kellnerin aber gar nicht leiden konnte, das war die zierliche Liba Melanova. Hätte diese dumme Gans damals den Mund gehalten, wäre die Sache mit Xena nicht passiert. Erika war überzeugt, daß das Mädchen durch und durch falsch sei.

Besondere Freude macht es ihr, listig zu verhindern, daß die Melanova mit dem Leutnant allein sein konnte. Sie kam fast jeden Tag in die Bar und brachte ausführliche Berichte über den Gesundheitszustand des Hundes. Auf einmal hat sie für das Tier ihr Herz entdeckt! Nichts als Komödie, die will einfach den Leutnant für sich kapern, obwohl er sicherlich in Xena verliebt war. Freilich war er in Xena verliebt, man sieht es ja, wie er sich kränkt.
Auch heute saß Liba mit Hrnek an einem Tisch nahe an der Bartheke, entzückend anzuschauen in dem Puppenkleidchen aus silbernem Brokat, dem neuesten Geschenk des freigebigen Tschechen. Ihr Gesichtchen sah aber bei dem Kerzenlicht welk und verlebt aus. Liba schlief fast nicht mehr. Auch wenn sie nicht die Nächte in Schwabinger Lokalen verbrachte, konnte sie nicht schlafen. Der unsichtbare Auftraggeber, von dem sie in ihren Taschen immer wieder Befehle fand, drängte und drohte. Die Nachricht, die sie heute im Studio zwischen den Blättern des Manuskriptes fand, war für Liba niederschmetternd. Entweder, oder. Entweder die Meldung, oder die Mutter wird draufzahlen müssen.
Inzwischen haben die tschechischen Emigranten irgendwie erfahren, was mit der Schauspielerin Štepničkova an der Grenze geschah. Jirina Štepničkova, die nie intrigierte, die immer jedem gegenüber hilfsbereit war und die wirklich hochbegabt war, hatte unter den Flüchtlingen keine Feinde. Jeder wußte, wer das Unglück über sie brachte, viele machten Anspielungen, aber niemand traute sich offen, den mächtigen Security-Mann zu beschuldigen. Beweise hatten sie keine, aber was nützte schon ein Beweis? Wo sind diejenigen, die in ähnlichen Fällen Beweise hatten? Auf dem Friedhof oder in tschechischen Kerkern. Umgelegt oder verschleppt.
Auch von Pavliček weiß man, daß er wirklich einen Autounfall hatte. Alle halten es für eine kleine Warnung. Einige wollen wissen, daß es Kalous war, der bei dem Autounfall ein bißchen nachhalf. Von Kalous fehlt aber jede Spur.
„Warum so nervös, Darling?“ fragt gedehnt Herr Hrnek und legt Liba zärtlich eine Salzmandel zwischen die Lippen.
Sofort gröhlt jemand an einem von den Nebentischen: „Dafür hast du gute Nerven, Hrnek!“

Einige lachen, einige schauen betont gleichgültig weg. Hrnek scheint aber nichts gehört zu haben.
„Willst du in ein anderes Lokal? Oder soll ich dich nach Hause bringen? Reizend siehst du wieder heute aus, Baby!"
Liba schüttelt den Kopf und trinkt ihr Glas in einem Zug aus. Sie als einzige hat von dem Fall Štepničkova nichts gehört. Vielleicht hat sie auch nicht zugehört, als davon in den Studios oder in der Kantine gesprochen wurde. Sie denkt ununterbrochen nur an eines. An ihre Mutter. Sie muß der Mutter helfen, sie muß sie retten. Sie muß Milan alles sagen. Heute noch. Nach einigen Gläsern Whisky scheint ihr die Schwierigkeit eines solchen Gespräches nicht so groß zu sein. Nur — wie soll sie es machen? Wie kann sie ihn allein sprechen? Sie hat sich schon einigemal, wenn Hrnek mit jemandem vom Sender längere Zeit sprach, zur Bar gesetzt, aber die Kellnerin Erika hatte immer ausgerechnet in ihrer Nähe etwas zu tun. Sie polierte die Gläser, sie wischte den Bartisch, oder sie setzte sich einfach hinter die Theke auf einen Stuhl und hörte ungeniert zu.
Ein Pärchen kommt gerade in das Lokal und wird von allen nicht gerade freundlich, aber servil begrüßt und angegafft. Der Mann und die Frau nehmen ohne zu fragen an Hrneks Tisch Platz. Beide sind prominente, von den Amerikanern sehr geschätzte und verhätschelte Mitarbeiter des Senders. Der Mann, ein schmieriger Kerl mit einem stechenden Blick und buschigen, zusammengewachsenen Augenbrauen, ist einer von den Schauspielern des Senders, die Frau, eine fade, magere Blondine, ebenfalls. Beide sind durch ihren Zynismus bekannt und wegen ihrer anderen Eigenschaften gefürchtet. Von der Vergangenheit des Mannes weiß man so gut wie gar nichts, die Frau wird „Jungfrau" genannt und es ist kein großes Geheimnis, auf welche originelle Weise sie über die Grenze „flüchtete". Die tschechischen kommunistischen Grenzler trugen sie splitternackt auf den bayerischen Boden. Für die Amerikaner war sie darum ein bedauernswertes Opfer der kommunistischen Rohheit, für die Tschechen eine Dirne und eine kleine, aber nicht ungefährliche Agentin. Der Mann bekam den Spitznamen Hypnotiseur, nicht nur wegen seines stechenden, starren Blickes, sondern weil er durch seine Denunzia-

tionen bei den Amerikanern jeden willenlos machte. Die Jungfrau und den Hypnotiseur kann niemand leiden, sie leiden sich auch gegenseitig nicht, trotzdem aber sieht man sie öfters beisammen. Sie gelten als die bösartigsten Intriganten. Auf Liba sahen sie von Anfang an von oben herab, die Jungfrau übersah ostentativ ihren Gruß, der Hypnotiseur nannte sie ein reizendes Kälbchen mit einem Gehirnschwund.
Sofort begannen die beiden auch jetzt zu sticheln. Der Hypnotiseur erzählte sehr ernst, daß bald eine „Sardinenbüchse der Freiheit" mit zweiundsechzig Flüchtlingen über die Grenze brausen werde. Der „Panzer der Freiheit" wäre gegen diese Wunderbüchse ein armseliger Kasten. Die „Jungfrau" begann mit Hrnek zu kokettieren und sprach von Liba, als ob das Mädchen gar nicht anwesend wäre.
„Diese Melanova, Hrnek, Mensch, du mußt unbedingt mit den Amerikanern sprechen, die muß mindestens fünfhundert Mark monatlich mehr bekommen! Das Mädchen hat ein Riesentalent, sie bringt es ohne weiteres fertig, bei den tragischesten Programmen die Leute daheim zum Lachen zu bringen. Das ist nicht jedem gegeben, das mußt du doch zugeben!"
Hrnek gähnte gelangweilt, nahm aber Liba nicht in Schutz. Er hielt sie auch nicht zurück, als sie aufsprang und zur Bar ging. Rot vor Scham saß das Mädchen zusammengesunken auf dem Barhocker und mußte hören, wie die beiden hinter ihrem Rücken weiter Witze auf ihre Rechnung machten.
„Milan — —" begann sie und wollte sich die Tränen abwischen, ihre Tasche hatte sie aber auf dem Tisch liegen lassen. „Meine Tasche, Milan, bitte, hol' mir meine Tasche!"
Neben ihr unterhielten sich im Stehen zwei Männer. Der bekannte Spaßmacher des Senders, Herr Karásek, und ein Mann, den sie nicht kannte. Karásek bot ihr verschmitzt statt eines Taschentuches einen Zehnmarkschein an. „Mehr sind deine Tränchen nicht wert, nicht wahr, Exzellenz?"
Der zweite kam inzwischen mit Libas Abendtasche zurück und reichte sie ihr mit einer Verbeugung, wie einen Blumenstrauß einer großen Dame.
Leutnant Sokol nahm eine größere Bestellung von Erika auf. Warum Liba so plötzlich zur Bar kam, wußte er nicht, er sah nur, daß sie schon wieder nicht ganz nüchtern war.

Liba öffnete die kostbare Tasche, die aus demselben Brokatstoff war, wie ihr neues Kleid, und sah ihr Gesicht im Spiegel. Zwar verschwommen nur, aber sie erschrak. Die Lippen zersprungen, die Nase gerötet, die schwarze Tusche, mit der sie die Augenbrauen schräg verlängert hatte, auf der Stirn verschmiert. Nein, das konnte sie hier vor allen unmöglich ausbessern. Sie glitt unsicher von dem Barhocker herunter und ging auf die Toilette. Dort versuchte sie hastig, mit unsicheren Fingern, ihr Gesicht zu verschönern. Wo sind nur wieder die Abschminkpapierservietten? Sie hat sie doch aus ihrer schwarzen Tasche heute abend, bevor sie von zu Hause ging — — Ganz bestimmt hat sie die Abwischservietten mitgenommen. Da waren sie auch. Sie nahm das Päckchen, zog eine von den Servietten unter dem Gummiband heraus und sah darunter ein kleines Foto. Schon wollte sie das Bildchen wegwerfen. In den Packungen waren immer Fotos von verschiedenen amerikanischen Filmstars, die angeblich ihre strahlende Schönheit dem oder jenem kosmetischen Mittel verdanken, das auf der Rückseite des Fotos angepriesen wurde. Dieses Foto aber — Liba hielt sich an der Waschmuschel fest, aber die Knie zitterten ihr so heftig, daß sie sich auf den Fußboden setzen mußte. Auf dem Bildchen sah man eine Frau, die auf einem Strohsack lag. Das Gesicht der Frau war durch Schläge entstellt, sicherlich waren es Schläge. Der Hintergrund des Bildchens war eine Wand mit einem vergitterten Fenster. Und die Frau trug ein gestreiftes Kleid mit einem viereckigen Halsausschnitt und kurzen Ärmeln — unter Millionen hätte Liba dieses Kleid erkannt, unter Millionen anderer Kleider. Dieses Kleid trug ihre Mutter damals bei der Flucht, als sie sie zum letztenmal sah. Nein, um Gottes willen, nein!

Stöhnend drehte sie das Foto um. Auf der Rückseite stand: „Das Päckchen muß spätestens in einer Woche abgegeben werden, sonst bekommt die Frau noch einmal ein langes Nachtmahl."

Langes Nachtmahl — so nannte man in den tschechischen Gefängnissen nach dem Jahre 1945 die grauenhaften Nachtverhöre. Nein, lieber Gott, nur das nicht! Sie muß — und Liba raffte sich zusammen und stand auf, das darf nicht mehr

geschehen, die Mutter darf nicht mehr geschlagen werden, man muß sich etwas ausdenken, gleich, sofort. Sie konnte aber überhaupt nicht denken. Sie wußte nur eines, handeln muß sie. Leutnant Sokol legte den Zettel von dem Verrechnungsblock, als er ihn fand, in die Schublade, in der Xena die von den Gästen vergessenen Gegenstände aufbewahrte. Ab und zu überzeugte er sich, ob der Zettel noch immer da war. Er war da. „Nicht handeln!"

An diese Warnung mußte er denken, als ihn die gänzlich verstörte Liba flehentlich bat, mit ihr nach Geschäftsschluß hier im Lokal zu bleiben. Wollte ihn Liba zum Handeln veranlassen oder überreden?

Wer zu viel weiß

Herr Karásek stellte die Kaffeemaschine auf den Tisch und grinste seinen Gast an.

„Wissen Sie, warum Sie mir ab und zu sympathisch sind, Exzellenz? Weil Sie komischerweise das lächerliche Leben ernst nehmen."

„Sie nicht?" fragte der Besucher, der neben der goldgelb leuchtenden Stehlampe im Schatten sitzt.

„Ich? Nur einmal habe ich diesen boshaften Possenreißer, das Leben, ernst genommen, aber nie wieder. Das war damals, vor der Komödie im Februar im Jahre neunzehnhundertachtundvierzig, die meine hochverehrten Kollegen aus unserem ehrwürdigen Sender den kommunistischen Putsch in Prag zu nennen beliebten. Sie spielten damals alle mit in diesem traurigen Lustspiel und akkurat die Rollen, die ihnen der große Genosse Zorin zuwies, der Botschafter des wohltätigen Staates, mit dem unser weiser Präsident Herr Beneš auf ewige Zeiten Freundschaft geschlossen hatte. Seine Freundschaft dauerte allerdings nicht lange, dafür sorgten seine Ärzte, die aus einer Moskauer Klinik beraten wurden. Haben Sie Ihren Kollegen Zorin persönlich gekannt, Exzellenz? Ja, ja, ich weiß schon, Sie als Gesandter des selbständigen slowakischen Staates in

Berlin, das damals auch die ewige Freundschaft mit den Sowjets hatte — — Übrigens, Stalin hat doch den selbständigen slowakischen Staat de facto und de jure anerkannt. Ergo — — Man kennt sich wirklich nicht mehr aus, Exzellenz. Belieben Sie meine Kollektion von den unbekleideten Damen zu bewundern? Die nackten Wände meiner Bude verschönt durch diese nackten Weiber sehen nicht mehr so schamlos nackt aus, nicht wahr? Ich meine die Wände natürlich. Was die Weiber anbelangt — — Ach so, jetzt bin ich im Bilde wegen der Bilder. Exzellenz suchen hinter den Bildern versteckte Mikrophone? Hab' ich auch schon getan, gleich nachdem ich in dieses Haus einziehen durfte. Waren welche da, freilich, die Security muß doch eine gewisse Übersicht darüber haben, was die von den Kommunisten bedrohten Antikommunisten im Sender «Free Europe» zu plaudern haben. Ich plaudere aber prinzipiell nicht, Exzellenz, man kann sich so leicht verplaudern und eventuell auch etwas ausplaudern. Ich singe zu Hause auf alle Fälle, für die Wände nämlich. Schön laut, und lauter patriotische Lieder. Ob die Herren von der Security solche Lieder auch bevorzugen, weiß ich nicht. Ich bin aber ein Patriot und zu einem Patrioten gehören patriotische Lieder genau so, wie zu einem kommunistischen Agenten die kleidsame Tarnkappe eines aufrechten Antikommunisten."

Die ganze Zeit pfiff die Kaffeemaschine schrill, es ist ein widerlicher, dünner Ton, der den Ohren weh tut, aber Karásek scheint er zu gefallen. Er drosselt die Maschine, legt den Kopf schief und hört entzückt dem Gepfeife zu. Sein Besucher rührt sich nicht. Mit ausgestreckten Beinen lehnt er lässig in dem tiefen Sessel, die Hände in den Taschen vergraben. Die beiden kennen sich schon aus Prag. Karásek war während des Krieges ein nicht gerade unbedeutender Beamter in einem von den Protektoratsministerien, sein Besucher war Botschafter des slowakischen Staates in Berlin. Sie trafen sich bei offiziellen Empfängen, Karásek immer geschwätzig und in bester Laune, der Slowake zurückhaltend und immer skeptisch. Nach dem Krieg sahen sie sich in Bayern wieder. Der Slowake wurde in contumatiam zum Tode verurteilt, der Tscheche auch. Ganz zufällig von einem und demselben Ge-

richt. Der Slowake gibt jetzt ein Blättchen heraus, der Tscheche ist Dolmetscher und Übersetzer im Sender «Free Europe». Und beide sind Gegner dieses Senders. Beide wissen mehr über verschiedene Leute in diesem Sender, als es der Gesundheit eines Flüchtlings zuträglich ist. Mit dem Unterschied, daß man es von dem Slowaken weiß, von dem Tschechen dagegen nicht. Karásek gilt allgemein als ein harmloser Spaßmacher. Darum darf er sogar den großen Gegner des Senders, diesen Slowaken, zu sich einladen. Der Tscheche weiß aber auch einiges über seinen Besucher. Alles, was sein Besucher von ihm weiß, ist aber nur, daß Karásek im großen und ganzen ein anständiger Kerl ist, auf den man sich verlassen kann. Das hat er mehrfach erprobt.
„Was ich noch sagen wollte, Exzellenz“, beginnt wieder Karásek und spielt noch immer mit der quietschenden Kaffeemaschine. „Möchten Sie noch eine Tasse? Ja? Schade. Das ist schon die dritte Tasse, und ich höre noch immer nichts.“
Die Kaffeemaschine schreit erbärmlich. Auch diesen Trick hat Karásek erfunden. Wenn die Kaffeemaschine schrillt, übertönt sie die Gespräche, die eventuell auf ein Tonband aufgenommen werden könnten. Ihre hohen Töne decken vollkommen die gedämpften Männerstimmen.
„Was wollen Sie denn hören, Herr Karásek?“
„Eine Gegeneinladung von Ihnen, Exzellenz.“
„Ich empfange keine Gäste, das wissen Sie doch.“
„Schade, wirklich schade, Exzellenz! Ich war nämlich in unserem Ministerium in einer sehr wichtigen Abteilung beschäftigt, die vorgab, sich mit der Volksgesundheit befassen zu wollen. Ich erkenne daher, wenn auch nicht auf den ersten Blick, so doch nach einer genauen Untersuchung, ob eine Wohnung gesundheitsschädlich ist oder nicht.“
„Viele Wohnungen in München sind ausgesprochen ungesund, Herr Karásek. Darum bin ich gezwungen so oft mein Domizil zu wechseln.“
„Und wäre es vielleicht nicht billiger und einfacher, die Stadt zu wechseln?“
Der Slowake schaltet den kleinen Radioapparat ein, der unter der Stehlampe steht, und schiebt den senkrechten Strich auf der Skala zwischen zwei Stationen. Ein Mischmasch aus Jazz-

musik des amerikanischen Soldatensenders mit einem Vortrag aus Leipzig begleitet jetzt das Geschrei der Kaffeemaschine.
„Wollen Sie mich warnen, Herr Karásek?“ fragt der Slowake leichthin.
Sein Gastgeber lacht schallend, läßt die Kaffeemaschine eine Weile in Ruhe und erzählt einen gepfefferten Herrenwitz. Dann lacht er wieder lang und dröhnend, bevor er die Kaffeemaschine pfeifen läßt.
„Ich Sie warnen, Exzellenz? Wie kommen Sie darauf? Bilden Sie sich vielleicht ein, daß Sie in Gefahr sind? Nichts als Nerven das Ganze, Exzellenz. Sie sind eben überarbeitet. Eine Luftveränderung würde Ihnen bestimmt gut tun.“
Der Slowake beugt sich vor, zieht die Beine zurück und scheint nachzudenken, bevor er spricht. Karáseks Offenheit ist nichts anderes als eine geschickte Art von einem listigen Versteckspiel. Aber Karásek ist eben so, es würde gar nichts nützen, ihn mit direkten Fragen festzunageln. Karásek sagt nur das, was er will und wie er will. Darum ist es besser zu warten, wie weit heute Karásek noch gehen wird.
„Exzellenz scheinen nicht neugierig zu sein und das ist gut. Sehr lobenswert sogar ist es! Die Neugierde ist nämlich eine Seuche, an der schon viele Flüchtlinge gestorben sind“, schwatzt Karásek tiefernst. „Und sehen Sie, Exzellenz, trotzdem wagen verschiedene hämische Leute zu behaupten, daß gerade Sie, Exzellenz, an dieser gefährlichen Seuche leiden.“
„Ich weiß, was man alles über mich zu wissen glaubt und was man erzählt“, sagt der Slowake ruhig und lächelnd. „Ich bin ein sehr gefährlicher Agent, nicht wahr, Herr Karásek? Ich arbeite für die Amerikaner, für die Engländer, für die Franzosen, und selbstverständlich auch für die Russen. Ich bekomme dafür Geld wie Heu, ich habe Hunderttausende von Dollars auf verschiedenen Bankkonten in verschiedenen Ländern, nicht wahr, Herr Karásek? Ich habe lauter Feinde und keine Freunde, denn ich verrate und verkaufe jeden, ist es so? Daß ich trotzdem noch lebe, ist ein Wunder. Stimmt es, Herr Karásek?“
Karásek hantiert ununterbrochen an der Kaffeemaschine, die ohrenbetäubend quietscht. Auch er lächelt, als er sehr langsam sagt: „Ich glaube nicht an Wunder, Exzellenz.“

Der ehemalige Botschafter hebt den Kopf und betrachtet neugierig seinen Gastgeber. Noch immer lächelt er, Karásek kennt aber diese Art von Lächeln, die das Gesicht in zwei Teile zerschneidet. Der Mund lächelt, die Augen lauern.
„Woran glauben Sie denn, Herr Karásek?“ fragt der Slowake und steht auf. Scheinbar oder wirklich zerstreut sucht er seine Handschuhe und seinen Hut.
Auch der Tscheche steht auf, die Kaffeemaschine schweigt jetzt. Nur der Radioapparat produziert sein Mischmasch aus den zwei verschiedenen Sendern. Das Gekrächze der zwei verzerrten Radiowellen, die gleichzeitig verschiedene Schlager senden, wirkt gar nicht komisch. Die häßliche Dissonanz klingt eher drohend. Wie eine Warnung in einer Sprache, die man nicht verstehen kann. Man weiß, daß es eine Warnung ist, man kann aber mit dieser unverständlichen Warnung nichts anfangen.
Bei der Tür verbeugt sich Karásek ernst und steif vor seinem Besucher und murmelt dabei: „Vorsicht, Exzellenz, die Vorsicht ist viel besser als ein Wunder.“
Der Slowake nickt und drückt ihm die Hand, die Tür fällt hinter ihm zu. Noch geht er nicht fort, er steht da und überlegt, ob er nicht zurückgehen soll. Und fragen, einfach direkt fragen. Vorsicht? Vor wem? Weiß Karásek etwas bestimmtes? Manchmal hat er verschiedenes gewußt.
Aber er geht nicht zurück. Nichts wird ihm geschehen, er weiß zu viel. Ganz große Herren, die höchsten Herren in der Politik, haben Angst vor ihm, weil er zu viel weiß.
Karásek stolziert einige Minuten später die Treppen hinunter und pfeift laut eine Melodie aus der „Dreigroschenoper“.

„Und die einen sind im Dunkeln,
und die anderen sind im Licht,
doch man sieht nur die im Lichte,
die im Dunkeln sieht man nicht.“

Eine Tür wird aufgerissen, und der „Hypnotiseur“, nur in Unterhosen, schießt heraus: „Hund, blöder, zuerst das Gepfeife der Kaffeemaschine und jetzt noch du?“ brüllt er.
„Verzeihung, Chef“, und Karásek schmunzelt. „Ich weiß, daß

ich nicht ganz musikalisch bin, Chef. Stört Sie das vielleicht, Chef?"
„Der Teufel ist dein Chef", und der Hypnotiseur haut die Tür zu.
„Gott geb's, daß der Teufel der Chef wäre", seufzt Herr Karásek und beginnt wieder von vorne seine Melodie zu pfeifen.

Unter dem Monopteros

Die dicken Säulen des Monopteros im Englischen Garten sind harmlose tote Briefkästen. Liebespaare haben hier ihre Namen mit Bleistift oder Messer verewigt, ein enttäuschter Emil hat auf einer Säule eingeritzt „Zwei Stunden habe ich auf Dich gewartet, ich Idiot". Daneben steht mit Lippenstift zierlich geschrieben „Ich suche einen netten Idioten. Bin Mittwoch um acht Uhr abends hier. Erkennungszeichen — ein tiefer Blick". Gleich daneben prangt ein schiefes Hakenkreuz und ein Galgen, auf dem ein primitiv gezeichnetes Männchen baumelt.
Auf das Dach des Monopteros prasseln schwere Regentropfen, kollern herunter und springen auf die hohen, steinernen Stufen. Die Wiesen des Englischen Gartens sind im milchweißen Nebel verschwunden. Der Park sieht an diesem verregneten Nachmittag herbstlich unfreundlich aus.
„Du mußt, Milan, du mußt", sagt Liba schon zum fünfzigsten Male. Es ist, als wüßte sie keinen anderen Satz. Du mußt, du mußt. Es ist eine Beschwörung, es ist wie ein monotones Gebet.
Leutnant Sokol steht an einer Säule angelehnt und starrt in den grauen Park. Liba kauert auf der obersten Stufe, auf ihre herunterhängenden Beine fließen unzählige Bächlein, sie merkt es aber nicht. Sie weiß nicht, daß sie ihre Beschwörung herunterleiert, sie weiß nicht, ob ihr der Leutnant zuhört, oder nicht. Sie weiß nicht, wie lange sie schon da sitzt, sie

weiß nur, daß sie den Leutnant Sokol jetzt nicht gehen lassen darf. Er muß ihr helfen, er muß es tun, er muß.
Milan Sokol fröstelt. Er hat keinen Mantel und unausgeschlafen ist er auch. Das Vernünftigste wäre einfach wegzugehen. Was will sie von ihm? Sie hat doch diesen Hrnek, von dem sie die modischen Fetzen bekommt, und mit dem sie — —
Unten, auf dem breiten Weg, der zu der Königinstraße führt, hüpfen einige Regenschirme, unter denen wie Glühwürmchen bunte Lampions leuchten. Mechanisch zählt Leutnant Sokol die lustigen kleinen Lichter, auf einmal aber sieht er die Kerzen in Xenas Wohnung. Eine Sekunde nur, die genügt aber, um in Wut zu geraten.
„Hör endlich auf", sagt er grob. „Hör auf! Nie, hörst du, nie werde ich meine Leute verraten!"
„Aber meine Mutter — — Du mußt Milan, du mußt!"
Die Glühwürmchen wandern auf den Serpentinenwegen um den Monopteros herum. Es sind einige junge Leute, denen der Regen nichts ausmacht.
„Warum bist du in diese verdammte Spionageschule gegangen?"
„Wegen meiner Mutter, Milan! Nur wegen meiner Mutter!"
Er packt sie bei den Schultern, hebt sie hoch und schüttelt sie hin und her. Dann läßt er sie los, muß sie aber stützen, sonst wäre sie hingefallen. Jetzt tut ihm seine Grobheit leid, jetzt tut ihm das Mädchen leid, wie damals in Prag. Aber helfen kann er ihr nicht. Auf diese Art nicht.
„Wer will von dir die Namen meiner Leute wissen?"
„Ich weiß es nicht, Milan, ich schwöre es dir! Es sind Briefe, weißt du, Nachrichten, aber ich weiß nicht, wer sie mir zusteckt."
„Hat Hrnek nach meinen Leuten gefragt?"
„Nein, ich glaube nicht, bestimmt nicht. Was soll ich tun, Milan, was soll ich nur tun, wenn du mir nicht helfen wirst? Sie bringen meine Mutter um, wenn du mir nicht helfen wirst!"
Sie legt den Kopf an seine Brust und weint. Wie damals, in Prag. Alles ist wie damals, etwas fehlt jetzt aber. Das Mitleid ist da, die Liebe aber nicht. Oder war die Liebe nie da und war es immer nur Mitleid? Warum sollte er, zum Teu-

fel, seine Leute verraten? Zwanzig, hundert Leute auf den Galgen schicken, um eine einzige Frau zu retten? „Nicht handeln“ stand auf dem Verrechnungsblock. Jetzt weiß der Leutnant bestimmt, was damit gemeint war. Nicht die Nachforschungen nach Xena, sondern die Forderung dieses Mädchens. Was würde Xena in seiner Situation tun?
Er schließt die Augen und versucht, sich Xenas Gesicht vorzustellen. Vergeblich. Wieder sieht er nur die mit den Blumenreliefs geschmückten Kerzen, die Xena für Kursch sterben ließ. Dafür hört er aber ihre Stimme. Die spöttische, von dem vielen Rauchen rauhe Stimme, die aber wie eine lockende Melodie klang, damals, an dem letzten Abend. Als sie erzählte von der sonderbaren Russin in dem Laden mit dem frommen Krimskrams, von dem Mann, der sie in diesen Laden brachte — —
Die Glühwürmchen gehen jetzt im Gänsemarsch die Serpentine herunter. Die jungen Leute unter den Regenschirmen ahmen Gänsegeschnatter nach, ein Mädchen kräht wie ein Hahn und Xena sagt: „Der tote Briefkasten, Herr Leutnant.“
Milan Sokol schrickt zusammen. Herrgott noch einmal, wo ist er denn eigentlich? Schlief er im Stehen? Das war doch Xenas Stimme. Der tote Briefkasten — ja, das ist es, er muß wissen, wer der Lump ist, der die Nachrichten von Liba holt.
„Wo ist dein toter Briefkasten?“ fragt er so plötzlich und so laut, daß Liba wie unter einem Schlag zusammenzuckt. Sie antwortet aber nicht, sie preßt sich nur noch fester an ihn.
„Ich will wissen, wo dein toter Briefkasten ist“, wiederholt Leutnant Sokol noch einmal und hebt mit einer Hand ihr Gesicht hinauf. Ein armseliges, rotgeweintes, geschwollenes Gesichtchen, mit dem man Mitleid haben müßte. Er hat aber kein Mitleid mehr. Die Gegner haben auch kein Mitleid. Mit niemandem.
„Das darf ich doch nicht sagen, Milan“, versucht sie sich herauszureden. Sie zittert heftig. Vor Kälte? Oder vor Angst vor diesem ganz fremden Milan?
„So? Das darfst du nicht verraten, aber ich soll ohne weiteres meine Leute verraten, nicht wahr?“
„Der tote Briefkasten ist doch immer anderswo“, sagt sie ängstlich.

„Na gut. Wie du willst. Ich mache dir jetzt einen Vorschlag. Meinen einzigen und letzten Vorschlag. Ich werde dir einige Namen von meinen Leuten geben, und du wirst mir dafür sagen, wo der tote Briefkasten ist."
„Was willst du tun, Milan?"
„Das, was du wolltest. Dir und deiner Mutter helfen. Ich will den Kerl bei dem toten Briefkasten erwischen."
„Das nutzt doch nichts, Milan! Wenn du ihn erwischst, wird Prag die Nachricht nicht bekommen und sie werden meine Mutter töten."
„Das werden sie sich dreimal überlegen. Sie haben deine Mutter, und ich werde ihren Briefträger haben. Das ist also eins zu eins. Eine glatte Rechnung. Entweder lassen sie deine Mutter frei, oder ich werde den Kerl so lange prügeln, bis er mir sagen wird, wer sein Verbindungsmann ist."
Liba Melanova überlegt. Ja, das könnte gehen. Wenn es gelingt, wäre sie frei und sie könnte in Ruhe im Sender arbeiten. Die müssen ihre Mutter freigeben, wenn Milan den Briefträger abfangen wird. Soll sie ihm von dem Mann vom Sendlinger Torplatz erzählen, der ihren Brief aufhob? Vielleicht könnte er erraten, wer es ist. Aber nein, das hat Zeit.
„Was ist jetzt also?"
„Ich werde dir sagen, wo der tote Briefkasten ist, wenn ich eine neue Nachricht bekomme, Milan."
„Und du wirst schön den Mund halten!"
„Ich werde schweigen, das ist doch selbstverständlich."
„Gut, dann geh' jetzt. Geh' allein, niemand braucht zu wissen, daß du mich hier getroffen hast."
Liba schaut ihn an und bleibt stehen. Langsam streichelt sie seine Hände.
Er weiß, worauf sie wartet, aber er sagt nur: „So geh' schon! Ich muß in die Bar. Um sechs Uhr wird Flaschenbier kommen." Er hilft ihr über die hohen Stufen herunter, aber sie geht noch immer nicht.
„Auf Wiedersehen, Milan." Sie wartet immer noch.
„Auf Wiedersehen."
„Willst du mich nicht küssen, Milan?"
Keine Antwort. Es ist beschämend, aber sie fragt noch einmal. „Willst du mich nicht küssen?"

Nichts. Wieder keine Antwort. Liba Melanova dreht sich hastig um und läuft die Serpentinen herunter. Wenn er sie geschlagen hätte, hätte es weniger weh getan, als dieses Schweigen. Sie hat Lust zu schreien und um sich zu schlagen. „Aber diese Xena, die hättest du geküßt!" Bei der Meierei, aus der es nach Mist und frischem Heu riecht, weiß sie, was sie tun wird. Milan Sokol wird den Briefträger nie erwischen.

Gold für den goldenen Traum aus Australien

Herr Medizinalrat Bachl hat heute den ganzen Tag schwitzend geschuftet. Er hat eigenhändig das Vorzimmer seiner Wohnung neu tapeziert. Körperliche Arbeit macht ihm Spaß und außerdem kann er keine Handwerker wegen verschiedener Einrichtungen in seine Behausung lassen. Gegen Abend ist er so angenehm müde, daß er beschließt, sich in dem Lokal gegenüber ein wenig zu erholen. Seit einigen Tagen ist diese Spelunke auf jugoslawisch hergerichtet. Der Pächter, ein Jude aus Rumänien, trägt einen roten Fez und ein Hemd mit breiten Schinkenärmeln, er hält es für eine urechte serbische Tracht. Auf der Speisekarte steht Čevapčici und Ražneči, auf der Getränkekarte Sliwowitz und „originell jugoslawische Südweine". Die Gäste sind dieselben geblieben, aber es kommen neue dazu, denn die Parole heißt „Amüsiere dich in München ausländisch".
Noch einmal schaut er zu Xena hinein, die schläft aber. Das Fieber hat nachgelassen, sie hat heute schon einige Löffel Suppe gegessen. Hoffentlich wird man sie bald abholen, denn wenn sie ganz zu sich kommen wird, würde es bestimmt die schönsten Scherereien geben. Die Frau sieht nicht so aus, als ob sie zu einer Entführung ja und amen sagen würde. Amalia bekommt eine strenge Anweisung, sich nicht aus dem Zimmer zu rühren.
„Und wer wird die Bratkartoffeln zum Abendessen machen?

Und wer holt die Gurken? Und die Bettwäsche ist auch alle, die muß aus der Wäscherei auch geholt werden!"
„Bis dahin bin ich hundertmal zurück."
„Sie und zurück, wenn Sie Karten in der Hand haben? Holen Sie die Gurken und die Wäsche und — —"
„Die Geschäfte schließen erst um halb sieben."
„Und das Gasthaus ist bis ein Uhr in der Nacht offen."
Herr Medizinalrat beendet die nutzlose Debatte damit, daß er ausgiebig vor seiner Gehilfin ausspuckt und dann grußlos die Wohnung verläßt. Amalia keift erbost hinter ihm her, dann aber latscht sie brummend in das Krankenzimmer zurück. Die Bratkartoffeln und der Gurkensalat gehen ihr aber nicht aus dem Kopf. Die ewige Konservenfresserei ist nichts für den Magen einer zukünftigen Farmersfrau. Frisches Gemüse erhält gesund und jung. Ob es aber in Australien Gurken gibt? Sie beschließt, sich auf der Stelle darüber zu informieren. In der Ordination stehen auf einem Regal dicke Bände, schwer wie Ziegelsteine. Die hat Herr Bachl aus der Tschechei mitgenommen und darin findet man alles, was man sucht. Amalia läßt die Tür zum Krankenzimmer offen, denn man kann nie wissen. Sie setzt eine ramponierte Nickelbrille auf die Nase und beginnt die Aufschriften auf den Bücherrücken zu studieren. „Abessinien bis Butter. Cello bis Damaskus. Euphrat bis Franzen." Alles recht und gut, aber wo findet man die Gurken? Unter Australien oder unter Gemüse?
„Was suchst du denn, Amalia?"
Die Alte hält den Band „Gollem bis Idiot" fest mit beiden Händen. Zum Glück, sonst wäre er auf dem Fußboden gelandet. Das war doch — das ist doch die kranke Frau! Zum erstenmal hat sie gesprochen. Und gar nicht wie eine Kranke. Hastig legt sie das Buch auf den Marterstuhl und eilt zum Bett. Vorsichtshalber sperrt sie die Tür zu und steckt den Schlüssel in die Schürzentasche. Sie hat schon verschiedenes mit solchen „Klienten" erlebt. Und der Bachl ist ausgerechnet jetzt nicht da.
„Sind Sie schon bei sich?" fragt sie unnötigerweise, denn Xena hat den Kopf auf eine Hand gestützt und schaut sie mit ganz klaren Augen an. Jetzt ist es aus mit den Bratkartoffeln

und dem Gurkensalat. Aber vielleicht, wenn man der Frau ein starkes Schlafpulver geben würde, der Bachl hat solche, ganz besonders starke, in einer Schuhschachtel unter der Couch in dem Ordinationszimmer. „Sie sollen nicht reden und weiterschlafen", fährt sie die Kranke an.
„Na geh', spiel' doch nicht die Wilde und erzähle mir lieber etwas. Wie lange bin ich schon hier?"
„Was weiß ich", brummt Amalia und spekuliert, ob sie das Schlafpulver holen soll oder nicht. Vielleicht würde die Frau inzwischen aus dem Fenster springen. Das Telefon ist auch in dem Ordinationszimmer, sie kann also den Bachl nicht in seiner blöden Spelunke anrufen.
„Hör zu, Amalia, du warst doch früher sicher auch Bardame, wie ich", plaudert Xena munter.
„Was? Sie sind eine Bardame?" staunt die Alte und vergißt ihre Sorgen und die Vorsicht. Mit einer Kollegin ist es doch etwas ganz anderes, mit einer Kollegin kann man sich immer verständigen.
„Freilich, oder dachtest du ich wäre eine Nonne?"
Die Vorstellung, daß diese Frau in dem durchsichtigen Nichts aus grünem Tüll eine Nonne wäre, belustigt Amalia derart, daß sie wiehernd ihre sämtlichen Zahnreste enthüllt.
„Hast du zufällig amerikanische Zigaretten?"
„Freilich haben wir amerikanische Zigaretten, der Doktor handelt doch damit", erklärt Amalia stolz. „Aber Sie dürfen nicht rauchen, Sie sind krank."
„Versuchen kann ich es immerhin. Und gib mir auch ein Stück Seife."
„Wollen Sie sich waschen? Sie sind doch gar nicht schmutzig, ich habe Sie jeden Tag mit einem in Toilettessig getränkten Lappen ganz abgerieben."
„Das ist nett von dir, aber gib mir trotzdem ein Stück Seife."
Amalia kneift die Augen zusammen und schüttelt den Kopf.
„Nein", sagt sie entschieden. „Ich kann Ihnen keine Seife geben, weil die Seife nebenan in der Ordination ist und Sie könnten inzwischen etwas anstellen und ich müßte es nachher ausfressen."
„Rede nicht so dumm und schau dir lieber hier meinen Ring an. Gefällt er dir?"

Die zukünftige Farmersfrau braucht den Ring nicht anzuschauen. Ihr Brotgeber hat mehrmals versucht, als Xena noch bewußtlos war, ihr den Ring von dem Finger herunterzuziehen, und fluchte kräftig, als es nicht ging. Der Ring ist aus Platin mit einem großen Diamanten und rings um den Stein sind kleine rosige Perlen. Bachl kennt sich in solchen Sachen aus, der Ring ist echt und ist ein kleines Vermögen wert.
„Möchtest du den Ring haben, Amalia?"
Die Alte setzt sich zu Xena auf den Bettrand, aber sie ist nicht mehr da, sie ist in Australien. Da reitet auf einem Schimmel mit einem breiten Cowboyhut ein strammer Farmer, Jonny heißt er, oder Jerry, das ist ihr Mann. Sie sitzt in einem Schaukelstuhl auf einer Veranda und dicke Negerinnen bedienen sie. Eine wedelt mit einem Fächer aus Pfauenfedern, die andere serviert ein Glas Rum mit Rohrzucker. O Gott, o Gott, das soll doch der Teufel holen!
„Bring die Seife, Amalia!"
Wie ein Blitz ist die treue Wärterin bei der Tür, sperrt auf, rafft eine Spuckschale, die bei dem Marterstuhl steht, ein Stück Seife von der Wasserleitung und ein Handtuch zusammen und ist wie ein Blitz wieder zurück. Xena taucht den Finger in das abgestandene Wasser — der Herr Medizinalrat hat in der letzten Woche keine Zahnbehandlung vorgenommen — fährt mit der Seife über den Finger und dreht den Ring hin und her. Amalia betrachtet sie dabei aufgeregt mit offenem Mund.
„Da hast du ihn."
Die Alte schnappt nach dem Ring und steckt ihn nach der alten beruflichen Gewohnheit in den Strumpf, gleich aber murmelt sie verzagt: „Nein, das geht nicht. Was würde der Doktor sagen, wenn er den Ring bei Ihnen nicht mehr finden würde?"
„Zuerst müßte er mich finden, mein Täubchen, und ich glaube nicht, daß es der Fall sein wird, wenn du mir helfen willst. Ich habe noch mehr solche Dinge und auch andere schöne Stücke."
Amalia weiß aus verschiedenen bitteren Lebenserfahrungen, daß Gold alle Wege ebnet, also auch den Weg nach Austra-

lien. Nur dumm darf man nicht sein, wenn sich eine Gelegenheit zeigt, zu Gold oder zu Geld zu kommen. Wenn man Geld hat, kann man alles. Aber immerhin, der Doktor ist zu allem imstande.
„Sie wollen flüchten? Ausgeschlossen, der Hund würde mich ja totschlagen!"
„Totschlagen könnte er dich nur, wenn er dich finden würde."
Wenn schon, denn schon. Amalia entschließt sich zu sprechen. Und sie spricht von ihren beiden Berufen, sie spricht von den Versprechungen der falschen Papiere, die sie haben muß, denn mit den Vorstrafen, nicht wahr — — Und hier will sie auf keinen Fall bleiben, hier hat sie nichts zu lachen, der Medizinalrat, daß ich nicht lache, der ein Medizinalrat, dieser Schweinehund mit seinem Bordell, der ist geiziger als ein Schotte. Nur mit Versprechungen spart er nicht, die kosten ihm nichts. Inzwischen brachte Amalia die amerikanischen Zigaretten und paffte auch mächtig mit, Xena mußte aber die Zigarette schon nach dem zweiten Zug weglegen. Ihr Kopf begann wieder zu schmerzen und vor den Augen flimmerte es.
„Weißt was, koch' mir einen Kaffee, aber Marke Herzschlag, verstehst du? Wann kommt der Bachl zurück?"
„Der? Vor Mitternacht kaum. Wenn er Karten in der Hand hat — — Das Geschäft führt die Božena, auch so ein gehässiges Luder aus Pardubitz, sie glaubt, daß sie etwig zwanzig Jahre alt bleiben wird. Heute haben wir Neger hier, richtige Schweine, hören Sie, wie sie grunzen? Zum Speien ist so ein Betrieb. Also ich koche den Kaffee, ich bringe den elektrischen Kocher hierher, er ist nebenan."
Man trinkt Nesskaffee, Amalia recht schwach mit viel Zukker, Xena bitter und so stark, daß er säuerlich schmeckt und sie rasendes Herzklopfen bekommt. Dann versucht sie aufzustehen, es geht aber nur mit Amalias Hilfe. Nein, die Treppe wird sie nicht bewältigen können.
„Wo ist denn mein Kleid?"
„Das schöne rote Abendkleid? Das hat Bachl der Irena geschenkt, der mit der langen Nase, mit der hat er momentan etwas, mit der Ziege. Die gibt aber das Kleid nicht mehr her."
„Eine Erbschaft soll man auch nicht wieder hergeben, Ama-

lia. Kannst du mir deinen Mantel oder dein Kleid leihen und ein Paar Schuhe?"
„Jesusmaria, nein, das kann ich nicht. Der hat ja seine Leute bei der Polizei, der Bachl. Der wird mich bei der Polizei so anschwärzen, daß ich in Stadelheim so lange sitzen werde, bis ich ganz schwarz sein werde."
„Und wenn die Polizei von dieser hübschen Wohnung erfahren würde, Amalia? Ich habe so manches gehört und sehr gut verstanden, als der Herr Medizinalrat glaubte, ich wäre tief bewußtlos. Eine Entführung oder eine Beihilfe zu einer Entführung ist strafbar, Amalia, weißt du es nicht? Mach' nicht so ein Gesicht, noch heute Nacht wirst du mit mir den besten Sekt trinken, wenn die Sache klappen wird. So, jetzt marschieren wir langsam zum Telefon."
Das, was Xena tun will, ist ein Hasardspiel. Zu einem Hasardspiel ist nichts notwendig, als ein bißchen Glück. Sie will die Bar anrufen. Entweder ist Erika dort, oder die Kellnerin ist in Urlaub und dann müßte man etwas anderes ausdenken. Die Gefahr, daß eine von den Damen des Herrn Medizinalrates oder einer von seinen Gästen die Ordination betreten könnte, droht nicht. Die Tür ist abgesperrt und der Herr Doktor ist sehr freigiebig mit Ohrfeigen, wenn eine von seinen Damen Neugierde zeigt. Man hört das Gröhlen der betrunkenen Neger und eine von den Damen singt elegisch im Duett mit einer Schallplatte: „Domino, Domino, warum hast du so traurige Augen?"
Xena wählt die Nummer und wartet gestützt auf Amalia, die halblaut ihren Schutzengel zu Hilfe ruft.
Die Stimme erkennt sie sofort. Es ist Leutnant Sokol. „Lassen Sie zwei Kisten mit dem Bier gleich da oben", ruft er und dann sagt er: „Hier beim Kerzenlicht."
„Und hier ist Xena."
Auf dem anderen Ende der Leitung antwortet niemand, man hört nur Bierflaschen in den Kisten scheppern. Dann sagt der Leutnant unsicher: „Wer? Wer ist dort?"
„Xena. Können Sie mit einem Taxi — nehmen Sie einen von den Chauffeuren, die draußen stehen, die sind in Ordnung — in zehn Minuten hier in der Amalienstraße sein?"
„Ja — aber — —"

„Noch etwas. Sind Sie imstande, ein Faß mit fünfzig Liter Bier in den Keller zu tragen? Nein, ich mache keine Witze, ich will nur wissen, ob Sie stark genug sind, mich ein wenig auf den Armen herumzutragen. War schon immer mein Traum, von Ihnen auf den Armen getragen zu werden. Was für eine Nummer hat das Haus hier, Amalia? Richtig, in dem Haus ist eine Lebensmittelhandlung mit einem großen Schaufenster, nebenan ist eine Ruine und gegenüber ist ein Etablissement — wie nennt sich die Spelunke, Amalia? Du weißt nicht — wie? Hören Sie zu, in dem Fenster der Spelunke sind rote Netzvorhänge und was noch? Käfige mit Wellensittichen. Sagen Sie dem Alten irgendetwas, aber nichts von mir, in einer Stunde können Sie wieder zurück sein. Und noch etwas! In der Schublade links neben der Kassa liegt in einer Bonbonniere ein Revolver. Den nehmen Sie mir auf alle Fälle mit, statt Blumen, verstehen Sie? Also — so long, Darling!"
Amalia schießt in der Wohnung hin und her, sie will alle ihre Sachen mitnehmen, obwohl Xena protestiert und hoch und heilig, mit zwanzig großen Ehrenwörtern verspricht, sie ganz neu auszustaffieren. Inzwischen rennt Amalia immer wieder zum Fenster, nach dem Taxi auszuschauen, und ob der Herr Medizinalrat heute nicht ausgerechnet am Fenster sitzt. Das tut er aber nie, Karten werden in einem Hinterstübchen gespielt. Schließlich ist aber die Alte doch fertig und erst später, in Xenas Wohnung, bemerkt sie, daß sie in der Eile einen schwarzen und einen braunen Schuh anzog.
Dann fahren sie. Als sie das Siegestor hinter sich haben, atmet Amalia erleichtert auf und beginnt wie eine Henne zu glucksen. Sie lacht gute drei Kilometer lang und dann erklärt sie, was sie so erheitert hat.
„Ich habe ihm einen Zettel auf den Tisch in der Ordination hingelegt. Such' mich, du Schweinskerl, hab' ich geschrieben. Fein, was? Wird der sich giften, der Hochstapler!"

Im Prager Rundfunk

Bruno Folta sieht wie ein Schulbub aus, obwohl er gerade dieser Tage seinen achtzehnten Geburtstag gefeiert hat. Noch in München, jetzt ist er in Prag. Viel hat er aber von dieser Stadt noch nicht gesehen, gleich an der Grenze wurde er in einen Gefangenenwagen gesteckt, der ihn weiter, vorläufig bis nach Prag, bringen sollte. Zusammen mit ihm saßen in dem geräumigen Wagen freundliche STB-Männer, man trank Schnaps und rauchte und erzählte unanständige Witze, aber in Stimmung konnte der kleine Bruno Folta trotzdem nicht kommen. Nur eines wollte er von seinen Begleitern immer wieder wissen. Wird er wirklich im Prager Rundfunk sprechen dürfen? Freilich, freilich, beruhigten ihn die STB-Männer, dazu ist er doch da. „Denen werde ich es geben, den Lumpen in dem Sender!" lachte der kleine Bruno grimmig und schlief mitten in einem Satz ein.
Bruno war noch ein Kind, als er aus Abenteuerlust in die „freie Welt" flüchtete. Man machte aus ihm in den amerikanischen Zeitungen eine große Sensation, man dichtete ihm eine gefahrvolle Flucht an und man pries in Schlagzeilen die antikommunistische Gesinnung der slowakischen Jugend, die sich in diesem Knaben offenbarte. Dann kamen neue Sensationen und um den Bruno wurde es still. Man brachte ihn nach London, wo er bald trübsinnig wurde, denn er verstand kein Wort englisch und konnte diese komische Sprache, die sich anhörte, als spreche jemand mit einer heißen Kartoffel im Mund, nicht erlernen. Ganz offen sprach er rebellisch von seiner Enttäuschung und wollte wieder nach Hause. Da er nicht, ohne sich zu verlaufen, auf die Straße konnte, hockte er gereizt und mürrisch in seinem Emigrantenhotel und hörte sich die endlosen Debatten der erwachsenen Flüchtlinge an. Alles mögliche war da. Slowakische Separatisten, Tschechoslowakisten, nationale Slowaken, Beneštschechen, Sozialdemokraten, mehr oder weniger gut getarnte Kommunisten, Juden,

Anhänger der tschechischen katholischen Partei, und jeder bekämpfte jeden, denn jeder wollte am meisten politisch, und also auch finanziell, profitieren. Sie verleumdeten und denunzierten sich gegenseitig bei den Engländern und beschimpften die Engländer, wenn sie unter sich waren, in einer schönen Eintracht, denn die Engländer waren ihrer Meinung schuld daran, daß die Befreiung der Tschechoslowakei so lange auf sich warten ließ.
Bruno besuchte in London keine Schule, seine Schule war die hohe Schule des Lebens, obwohl sein Leben verpfuscht wurde, bevor es noch richtig angefangen hatte. Hier lernte er, daß die Politik nichts anderes als ein Geschäft für die Schlauen und Rücksichtslosen ist. Hier lernte er, jedem Recht zu geben, von dem er momentan abhing und von ihm sofort abzurükken, wenn er nichts mehr bieten konnte. Hier lernte er lügen, intrigieren, heucheln und vor allem maßlos saufen. Zuerst trank er nur, weil alle in dem Hotel tranken, dann aber begann ihm der gelbliche, nach Karbol riechende Whisky zu schmecken. Mit vierzehn Jahren wurde Bruno Folta ein notorischer Alkoholiker.
Dann aber ereignete sich etwas, was dieses verdorbene Kind aufrüttelte. Ehemalige tschechische Minister und Abgeordnete und Journalisten kamen in das schäbige Emigrantenhotel und hielten Vorträge, wundervolle, lange Vorträge. Von der geliebten Heimat, die die Kommunisten unterdrücken, von der baldigen Befreiung, die das schwergeprüfte, doch heldenhafte Volk allerdings selbst herbeiführen muß. Und wer soll dem Volk hinter dem Eisernen Vorhang den Weg zu der Freiheit zeigen, meine Damen und Herren? Wer, Brüder und Genossen? Wir, wir alle hier, wir, die das Glück haben, als freie Menschen in der freien Welt zu leben, dank unseren amerikanischen Freunden.
Bruno wußte nicht, daß diese Politiker und Journalisten, die weitschweifig von Idealen faselten, dieselben waren, die seine Heimat dem Kommunismus ausgeliefert hatten. Er wußte nicht, daß diese Herren mit den Kommunisten so lange kollaboriert hatten, bis sie überflüssig geworden waren und von ihren roten Freunden einen Fußtritt bekamen oder von ihnen als „Emigranten“ über die Grenze geschickt wurden.

Herr Minister Ripka zum Beispiel, der in Wirklichkeit Fischl hieß und seinen Namen tschechisierte, damit er nicht jüdisch oder deutsch anmutete, und der noch im Jahre 1947 stolz im Prager Rundfunk erklärte, daß er während des Krieges Spionage für die herrliche Sowjetunion betrieben habe. Da war auch der Minister der berüchtigten tschechischen Nachkriegsjustiz, Herr Doktor Jaroslav Stránsky, der ebenfalls in seinen Vorträgen den Kommunismus verfluchte und der jetzt in London seine jüdischen Vorfahren verleugnete und jeden Sonntag ostentativ mit einem Rosenkranz in der Hand in einer katholischen Kirche kniete. Dieser Mann hatte hunderttausende Menschenleben auf dem Gewissen. Seine Volksgerichte schickten nach dem Krieg wahllos Tschechen, Slowaken und Deutsche an den Galgen. Verflucht von fast dem ganzen tschechischen Volk, genoß jetzt Herr Minister Stránsky bei Amerikanern und Engländern hohes Ansehen als überzeugter Antikommunist, obwohl er in seinen Artikeln bis zum Jahre 1948 die Freundschaft der Tschechoslowakei mit der herrlichen Sowjetunion verkündete und gegen den kapitalistischen Westen wetterte. Es fehlte selbstverständlich auch nicht Herr Petr Zenkl, der ehemalige Primator (Bürgermeister) der Stadt Prag, für den fast bis zu dem Tag seiner Emigration der geniale Generalissimus Stalin das strahlende Vorbild des tschechischen Volkes war, und der auch jetzt noch nicht auf die Sowjetunion in seinen Vorträgen und seinen Artikeln schimpfte, sondern auf die deutschen Barbaren.
Den fetten Vogel schoß aber Herr Ferdinand Peroutka ab, denn ihm übergaben die Amerikaner die „größte moralische Waffe gegen den Kommunismus“, den im Jahre 1950 gegründeten Sender Free Europe. Herr Peroutka, das muß man ihm lassen, war kein schlechter Journalist, aber darum wurde er nicht Direktor dieses Senders, sondern weil er die biederen Amerikaner, die von den politischen Verhältnissen in der Tschechoslowakei ungefähr so viel wußten, wie ein Maulwurf von den New Yorker Wolkenkratzern, fabelhaft beschwatzen konnte. Selbstverständlich war auch dieser Herr ein prominenter Kollaborateur mit den Kommunisten und besang in seiner Zeitung in den höchsten Tönen den Sozialismus, die Volksdemokratie, die Befreiung der Völker durch

die herrliche Sowjetunion, aber darüber schwieg er diskret. Umsomehr predigte er von der Zukunft. Seiner Meinung nach konnte der Sender unter seiner Leitung in kürzester Zeit die Tschechen und Slowaken hinter dem Eisernen Vorhang zum Aufstand bringen.
Das gefiel den Amerikanern. Wenn auch dieser Sender nicht billig sein sollte, ein Aufstand war noch immer billiger als ein Krieg. Unverzüglich setzte sich die amerikanische Propagandamaschine energisch in Bewegung und es regnete Dollarspenden aus allen Schichten der amerikanischen Bevölkerung, denn für eine Wunderwaffe spendet man gern. Die Ungarn, Polen, Russen, Rumänen, Bulgaren und andere Emigranten murrten zwar, als sie erfuhren, daß der neue Sender nur die tschechische Abteilung haben sollte, doch murrten sie klugerweise nicht ganz laut, denn es bestand die Hoffnung, daß mit der Zeit auch sie zu dem goldenen Futtertrog in diesem Sender gelangen könnten.
Danach gab es tatsächlich einen Aufstand, vorläufig aber nur im Emigrantenhotel in London. Jeder wollte selbstverständlich zu der Befreiung seiner Heimat beitragen, und so kam es zuerst zu Streitigkeiten und dann zu Raufereien. Dann begannen die Emigranten, ohne Unterschied der Farbe, emsig zu handeln. Jeder setzte sich hin und schrieb einen seitenlangen Brief an den Herrn Peroutka, lobte ihn über alle Maßen, gratulierte den Amerikanern, daß sie gerade diesen Herrn zum Direktor des Senders auserkoren haben, und jeder dieser Briefe endete selbstverständlich mit der Bitte, den Unterschriebenen bei dem Sender unterzubringen. Herr Peroutka sammelte schmunzelnd diese Zeugnisse, die zu seinen Gunsten sprachen, und legte sie vorsorglich den Amerikanern vor. So hatte er es jetzt schwarz auf weiß, daß nur er der Mann sei, dem man diesen Sender anvertrauen könne. Herrn Peroutkas Vertrauensleute begannen mit einer großen Begeisterung und noch größeren Diäten die freie Welt zu bereisen und die geeigneten Mitarbeiter für diesen Sender zu suchen. Schriftsteller und Journalisten, die nie Kommunisten oder kommunistische Kollaborateure waren, kamen für eine Beschäftigung in diesem Sender weniger in Frage, ebenso wie nichtkommunistische Politiker, Schauspieler, Musiker oder Archivare.

Bruno Folta hatte Glück. Zwar war er kein Kommunist und auch kein Kollaborateur, dazu war er noch zu jung, aber er hatte in London viele Kommunisten als Freunde bei den Trinkgelagen gewonnen. So kam er ohne Schwierigkeiten eines schönen Tages nach München, landete in einer Wohnung, die er bis jetzt nur in Filmen zu sehen bekam, erhielt mit seinen vierzehn Jahren ein Gehalt, von dem er nicht einmal zu träumen gewagt hätte, und außerdem stand noch Tag und Nacht eine amerikanische Luxuslimousine samt Chauffeur zu seiner Verfügung. Wenn dieser Haupttreffer nicht sofort gefeiert werden müßte, dann schon überhaupt nicht. Und Bruno feierte so tüchtig, daß er am nächsten Tag, als er in einer Säuferzelle auf einem Polizeikommissariat erwachte, nicht einmal das Fahrgeld für die Straßenbahn in der Tasche hatte. Die Polizei mußte ihn selbstverständlich sofort ohne Verhör und ohne Strafe entlassen, dafür sorgte die Security.
Die Arbeit im Sender, der am 1. Mai 1950 seine Tätigkeit beginnen sollte, bestand in Proben für die geplanten Programme. Die Slowaken hatten nicht viel zu tun, die Hauptmacher waren die Tschechen. Bruno, der als Sprecher und Schauspieler engagiert wurde, bekam vorläufig zwei Sätze in einer ständigen satirischen Sendung, die „Die Katze im Sack“ genannt wurde.
Noch bevor der Herr Direktor Peroutka feierlich die ersten Worte durch den Äther in die Heimat sandte, hatte der kleine Bruno Schulden, die in die Tausende gingen. Er entdeckte nämlich eine Vorliebe für die Münchner Nachtlokale und die gefälligen Bardamen, und weil er erstens erst vierzehn Jahre alt war und zweitens wie ein Zehnjähriger aussah, brauchte er, um diese Stätte seiner Träume zu besuchen, einen erwachsenen Begleiter. Einen bereitwilligen Beschützer fand er natürlich immer, die Barbesitzer drückten wegen einer entsprechenden Summe gerne beide Augen zu und ließen dieses Kind in ihrem Lokal bis in der Früh sitzen, doch diese Vergnügungen endeten fast immer so, daß Bruno mitten in der schönsten Trinkerei einschlief, worauf die netten Damen mit seinem Begleiter seine Barschaft teilten.
Diese Geschichte endete, wie sie in solchen Fällen enden mußte. Folta war froh, daß er einen Vertrag unterschrei-

ben durfte, in dem er sich verpflichtete, für Prag zu arbeiten. Dafür erhielt er regelmäßig Geld. Die Arbeit war durchaus nicht schwer. Er bekam den Auftrag, das private Leben der verschiedenen antikommunistischen slowakischen Exulanten gründlich zu beobachten. Jede Kleinigkeit war wichtig. Die Gewohnheiten des Betreffenden, seine Schwächen, seine Bekanntschaften, seine Stammlokale, ob und mit wem er spazieren ging, ob er vorsichtig war oder nicht, mit welchen Deutschen er verkehrte, mit wem er korrespondierte — alles mußte Bruno Folta ohne Hast und vorsichtig eruieren. Weil er wie ein Kind aussah, machte er sich dabei nie verdächtig. Ungefähr um die gleiche Zeit, als Leutnant Sokol über die Grenze kam, bekam Bruno Folta den Auftrag, den ehemaligen slowakischen Gesandten zu beobachten. An diesem Auftrag scheiterten schon mehrere erfahrene Agenten, denn dieser Mann war äußerst mißtrauisch und kannte die kommunistischen Methoden durch und durch. Bruno hatte aber auch diesmal Glück. Der ehemalige Botschafter nahm sich dieses Buben, der ihm leid tat, an, und Bruno durfte ihn sogar in seiner Wohnung, die er aus Vorsicht sehr oft wechselte, ohne weiteres besuchen. Überall und in jedem vermutete der Gesandte Spitzel, den wirklichen Spitzel erkannte er aber nicht.
Seinen Auftraggeber kannte Folta nicht. Er verkehrte mit ihm nur mittels eines toten Briefkastens. In diesem toten Briefkasten lag einmal ein Fragebogen und ein Befehl, die einzelnen Fragen ausführlich und wahrheitsgemäß spätestens binnen acht Tagen zu beantworten. Allzuschwer waren diese Fragen für Bruno nicht und kamen ihm nicht sehr wichtig vor.

1. Öffnet er seine Briefe sofort auf der Post?
2. Geht er mit den Briefen sofort nach Hause, oder zuerst in ein Lokal?
3. Trägt er die Korrespondenz in den Taschen seines Anzuges oder seines Mantels, oder in einer Aktenmappe?
4. Bekommt er auch Päckchen?
5. Wie groß sind diese Päckchen oder Pakete?
6. Geht er mit der Post zu Fuß nach Hause oder fährt er in einem Taxi?

7. Öffnet er die Briefe oder die Päckchen in seiner Wohnung gleich, oder läßt er sie zuerst liegen?

Bruno wußte, daß der ehemalige Gesandte keine Briefe in seine Wohnung bekam. Er hatte bei einem Postamt in Schwabing ein Schließfach gemietet und holte seine Korrespondenz jeden Tag persönlich ab. Als Folta den Fragebogen ausgefüllt hatte, fiel ihm eine lustige Episode ein, die er, mehr aus Spaß, als zu dem Fragebogen gehörig, mit seiner Kinderschrift beifügte.
„Manchmal ist er sehr komisch", schrieb Bruno Folta. „Zum Beispiel einmal war ich mit ihm auf der Post und er bekam außer den Briefen und Zeitungen auch ein Päckchen. Als wir zu ihm in die Wohnung kamen, öffnete er sofort das Fenster und warf das Päckchen aus dem dritten Stock in den Hof herunter. Aber sofort nachher bat er mich, das Päckchen zu holen. Das ist doch verrückt. Zuerst schmeißt er das Päckchen herunter und dann will er es wieder haben."
Diese „komische Geschichte", die Bruno dem Fragebogen anhängt, kostete später drei Menschen das Leben. Zuerst aber mußte noch wegen dieser „Verrücktheit" des Gesandten eine junge Frau sterben.
Jetzt aber ist Bruno Folta in Prag, als „freiwilliger" Heimkehrer. Warum er abberufen wurde, davon hat er keine Ahnung. Seine Rolle in München hat er zu Ende gespielt, das Spielchen soll im Prager Rundfunk weiter gehen. Bruno ist der Erste aus der Reihe der Mitarbeiter der „größten moralischen Waffe gegen den Kommunismus", der nach Prag zurückkehrte.
Das, was Folta im Prager Rundfunk sagen durfte, konnte die Ruhe der Herren im Sender Free Europe nicht erschüttern. Es waren schmutzige Geschichten aus dem privaten Leben seiner ehemaligen Kollegen, die er mit Wonne und saftig zum besten gab, denn er hatte eine Wut auf diese normal gewachsenen Männer, die mehr Glück bei den Münchner Bardamen hatten, als er.
Prag war zufrieden. Jetzt werden die Tschechen nicht mehr glauben, daß im Sender Free Europe lauter Kommunisten sitzen, wenn das Gottwald-Regime erlaubte, sie öffentlich im

Prager Rundfunk anzuprangern. Vor allem wird aber der Vortrag des kleinen Bruno die Amerikaner restlos davon überzeugen, daß die Behauptungen der anständigen Emigranten, die Herren im Sender würden mit den Kommunisten gemeinsame Sache machen, nur bösartige Verleumdungen aus Futterneid seien.
„So macht man es", sagte der politische Kommentator des Prager Rundfunks, als Folta in Begleitung einiger STB-Männer das Rundfunkgebäude in der Stalinstraße verließ. Was weiter mit Bruno geschehen wird, interessierte ihn nicht im geringsten. Eines aber wußte er. In seiner Haut möchte er nicht stecken.

Die Hundehochzeit

Der tschechische Direktor der Münchner Abteilung des Senders, der damals auch schon eine kleine ungarische Abteilung hatte, war ein Jude mit dem deutschen Namen Schönfeld, der allerdings zu der antideutschen Haltung dieses Senders wenig paßte. Tigrid klang viel besser. Herr Schönfeld-Tigrid war sozusagen ein Berufsemigrant. Während des zweiten Weltkrieges weilte er in London und wirkte mit in den Hetzsendungen des BBC als tschechischer Sprecher. Nach dem Krieg versuchte er sein Glück bei mehreren politischen Parteien, gründete mit viel Geld, dessen Ursprung aber außer ihm niemand kannte, eine eigene Zeitung, die zwar katholisch war, sich aber nur den Lobgesängen auf den Kommunismus widmete. Es ging ihm nicht schlecht, die schöne sorglose Zeit seiner Emigration war aber viel besser. Wozu sollte er sich von den Kommunisten bevormunden lassen, wozu sollte er sie umschmeicheln, wenn es sich finanziell doch nicht so lohnte, wie er es sich wünschte. Emigration kam bald wieder in Mode, und Herr Schönfeld hatte große Erfahrungen, was man als Emigrant tun muß, um sofort an einen großen Futtertrog zu gelangen und dort zu bleiben. Herr Peroutka war nicht gerade hell begeistert, als ihm die Amerikaner dringend emp-

fahlen, den Herrn Schönfeld zum Münchner Direktor des Senders zu machen — Herr Peroutka war nämlich der oberste Direktor und saß in der New Yorker Abteilung des Senders — aber eine dringende Empfehlung war nichts anderes als ein Befehl. Herr Tigrid war Jude, und das war sein Haupttrumpf. Hätte Herr Peroutka seine Ernennung abgelehnt, würden Herr Tigrid und seine mächtigen jüdischen amerikanischen Protektoren diese Ablehnung als einen Akt des Judenhasses darstellen.

Was Herr Direktor Schönfeld-Tigrid fabelhaft verstand, war Feste zu feiern. Bei den häufigen Cocktail-Parties in seinem Büro, das eigentlich ein prunkvoller Saal war, ging es hoch her, daß es den Amerikanern mächtig imponierte. Davon verstanden sie etwas, von den Programmen des Senders leider weniger. Bis auf einen, den amerikanischen Leiter der tschechischen Abteilung, einen gewissen Mister Collins, ein braves Arbeitstier, das schon um acht Uhr früh im Sender herumkroch und um Mitternacht noch immer da war. Mister Collins, ein schlacksiger Mann mit wiegenden Bewegungen eines alten Seebären, war ein anständiger intelligenter Kerl, der leider das Pech hatte, ein unverbesserlicher Idealist zu sein. Außerdem hatte er das Unglück, daß er seine Wahrnehmungen über einige Kommunisten im Sender der unrichtigen Stelle in New York meldete. Sofort wurde Ordnung geschaffen. Die Kommunisten blieben, Mister Collins flog.

Natürlich war es nicht gut möglich, die plötzliche Entlassung des amerikanischen Chefs als einen feierlichen Anlaß zu einer großen Party zu nehmen. Herr Tigrid-Schönfeld war aber erfinderisch. Zur Bewachung seiner Luxusvilla, die er selbstverständlich gratis bewohnte, bekam er von den Amerikanern eine schöne Schäferhündin. Diese Hündin sollte also der Mittelpunkt eines Nachtfestes werden. Man tuschelte verschiedenes über diese Party, man rätselte hin und her, der Herr Direktor lächelte aber nur geheimnisvoll.

Dann kam der mit Spannung erwartete Abend. Die Herren und Damen vom Sender kamen vollzählig, man sah wundervolle Abendkleider und kiloweise Schmuck, die Reihe der Limousinen vor der Villa war imponierend. Das kalte Büffet war ausgezeichnet und die Batterie der Flaschen im Keller

versprach eine gute Stimmung. Als es dunkel wurde, begab man sich aus der Villa in den großen Garten, wo um einen gepflegten Rasen herum Stühle, Fauteuils und auch einige, am Nachmittag schnell gezimmerte Holzbänke standen. Jeder nahm seine Flasche und sein Glas mit, man placierte sich dem Rang und den Intrigen nach in kleine Gruppen, die Unterhaltung war nicht gerade gedämpft und vornehm, wie es eben nach einigen Gläsern zu sein pflegt — und dann machte alles „aaah“, denn plötzlich flammten in den Bäumen bunte Lampions auf, elektrisch beleuchtet, was auch nicht gerade nur zwei Mark fünfzig kostete. Geld aber spielt keine Rolle, wenn es um ein repräsentatives Fest ging.
Daß dieses Fest wirklich einmalig repräsentativ war, darüber gab es gar keinen Zweifel. Die Hündin des Herrn Direktors sollte hier, öffentlich ihre Hochzeit feiern, und die Herren und Damen waren als Hochzeitszeugen eingeladen. Dann war es so weit. Der Kapellmeister des Senders, Stelibsky, spielte auf dem Klavier, das man zu einem offenen Fenster geschoben hatte, einen schmetternden Tusch, ein Chauffeur brachte die Braut, ein anderer den Bräutigam auf den Rasen, die Herren und Damen brüllten und gröhlten vor Begeisterung, Stelibsky spielte den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum“ und die beiden Hunde heirateten.
Freilich, nicht alle Anwesenden schauten dieser merkwürdigen Hochzeit zu. Es gab auch solche, die unvorsichtig äußerten, was zu viel wäre, wäre eben zuviel. Herr Karásek zum Beispiel machte eine Bemerkung, die nicht ganz zu diesem feierlichen Augenblick paßte. Er nahm seine Whiskyflasche, gab dem Glas, das im Gras stand, einen kräftigen Fußtritt und sagte: „Noch nie habe ich gehört, daß Hunde einer Schweinehochzeit zugeschaut hätten. Umgekehrt geht es aber offenbar.“ Dann suchte er sich in einer Ecke des Gartens ein Plätzchen und kam nicht mehr zum Vorschein.
Liba Melanova, obwohl rot vor Scham, wagte nicht, ihren Platz zu verlassen. Nur eine Frau stand auf und ging ostentativ fort, doch der Eingang zu der Villa war versperrt. Sie lief also durch den Garten und setzte sich ins Gebüsch. Diese junge Frau hieß, sagen wir, Valeria, und sie war nicht im Sender beschäftigt, sondern nur mit einem von den Herren

aus dem Sender verwandt. Nach einer Weile, jetzt war die Hochzeit schon vorbei und man tanzte unter den Bäumen, hörte sie tappende, unsichere Schritte. Der kleine Bruno, der vergeblich eine Tänzerin gesucht hatte, wählte schließlich eine Flasche Cognac. Betrunken war er noch nicht, aber er war schon in dem Stadium der hemmungslosen Redseligkeit. Valeria kannte er, sie gefiel ihm, aber er fand sie ein bißchen fad. Sie war vom Lande, kleidete sich sehr einfach und saß am liebsten zu Hause. Immerhin, eine gute Figur und ein hübsches Gesicht hatte sie, und so beschloß der kleine Bruno, ihr zu imponieren. Imponieren wollte er vor allem durch seine Bekanntschaft mit dem Gesandten. So etwas muß doch auf eine einfache Frau Eindruck machen. Valeria reagierte aber auf seine kindische Prahlerei ganz anders.

„Eben darum, daß sich Mathias so viel mit dir abgibt und daß er so lieb zu dir ist, solltest du dich ganz anders benehmen, Bruno. So ein Kind wie du soll Milch trinken, und nicht Schnaps. Du machst dich doch, wenn du betrunken bist, nur lächerlich."

Jetzt wurde Bruno böse. Er und lächerlich? Das erlaubt sich ihm diese dumme Dorfschönheit zu sagen, wo sich doch die feschesten Bardamen um ihn reißen?

„Lächerlich bin ich nicht, verstehst du?" lallt er erbost. „Lächerlich ist der Mathias, damit du es weißt! Du glaubst es nicht? Und wie er lächerlich ist! Ich war dabei, als er ein Päckchen, daß er von der Post abholte, anstatt es zu öffnen, aus dem Fenster herunterwarf. Wenn das nicht lächerlich ist — — Und weißt du, was er nachher tat, dieser Narr? Ich mußte ihm das Päckchen bringen und erst dann machte er es auf."

Valeria hatte zwar keine großen Erfahrungen mit Spionage und Attentaten, die Sache mit dem Päckchen verstand sie aber sofort.

„Das ist doch durchaus nicht lächerlich", begann sie, aber Bruno unterbrach sie. Einen Widerspruch vertrug er nicht, er nahm sich mit der Hartnäckigkeit der Betrunkenen in den Kopf, dieser Frau um jeden Preis zu imponieren. Und so erzählte er ihr von seiner Tätigkeit als „Geheimagent". Vieles war verworren und übertrieben und vieles stimmte nicht,

die junge Frau verstand aber genug und beschloß, den Gesandten zu warnen. Sofort mußte es sein, je früher, desto besser.
Bevor sie aber handeln konnte, handelten die anderen. Die sechsundzwanzigjährige Valeria starb ohne den Gesandten gesprochen zu haben. Man fand sie in der Küche ihrer Wohnung sitzend, steif und tot. Selbstmord durch Gas. Diejenigen, die sie sahen, haben diesen gräßlichen Anblick lange nicht vergessen. Valeria saß auf einem Stuhl mit waagrecht ausgestreckten Beinen, die den Fußboden nicht berührten. Es war offensichtlich, daß sie jemand in diese Position gebracht hatte, als sie schon längst tot war. Die deutsche Polizei hatte zu der Wohnung keinen Zutritt. Sie bekam nur eine kurze Meldung, daß die Frau Selbstmord verübte, vermutlich aus Eifersucht.
Bruno Folta konnte sich am nächsten Tag an gar nichts erinnern. Einige sahen ihn zwar zusammen mit Valeria im Gras sitzen, aber Folta war für alle zu unbedeutend, um sich mit ihm zu befassen. Man bedauerte nur die arme Valeria, daß sie ihren letzten Abend ausgerechnet mit diesem kleinen Dummkopf verbracht hatte.
Wer ihr Gespräch belauscht hatte und wer so schnell handelte, wußte nur der Horcher in dem dunklen Garten, der auch zu der Hundehochzeit eingeladen worden war. Der ehemalige Gesandte hatte keine Ahnung, daß seine junge Landsmännin für ihn sterben mußte. Er kannte sie kaum. Valeria verschwand in einem Armengrab und wurde bald vergessen. Nur die Nachbarn, die die Tote bei dem Gasofen sitzen sahen, sprachen manchmal untereinander über diesen neuen „Selbstmord". Mit Spionage hatte Valeria bestimmt nichts zu tun, das wußten sie. Warum geschah es also?

Im Dunkeln ist jeder allein

Der Arzt, den Xena zu sich kommen ließ, nahm gleichgültig zur Kenntnis, daß sie während ihres Urlaubes von einem

Felsen herunterstürzte, wodurch sie eine Gehirnerschütterung erlitt. Seine erste Frage am Telefon war, ob es sich um einen privaten Besuch oder um eine Krankenkassapatientin handle. Seine erste Frage in Xenas Wohnung war, woher sie die originellen, echten chinesischen Hauspantoffelchen hätte. Dann verordnete er ihr Bettruhe und verschrieb irgendeine Medizin, steckte die zwanzig Mark, die er für die fünf Minuten, die sein Besuch dauerte, verlangt hatte, in die Hosentasche, und versprach morgen oder übermorgen wieder zu kommen.
Amalia mußte vorläufig bei Xena bleiben, die Bardame war noch zu schwach, um allein in der Wohnung bleiben zu können. Die Alte schlief „wie eine Prinzessin", wie sie sich ausdrückte, in dem schmalen Zimmer, das früher Leutnant Sokols „Gefängnis" war. Sie schnarchte aber nicht gerade auf Prinzessinnenart laut und quietschend, als Milan Sokol spät in der Nacht kam. Mit einer Care-Paketschachtel, in der Xenas Korrespondenz, ihre Schmucksachen und ihr Geld waren, mit einer Flasche Whisky und einem verwelkten und zerdrückten Strauß gelber Astern.
„Nicht von mir, von den Barbesitzern", sagte er und versuchte die Astern in eine Teekanne hinein zu zwängen, da er keine Vase fand. „Wie fühlen Sie sich?"
„Sehr aufmerksam von den Alten, an mich gedacht zu haben. Es ist wirklich erstaunlich, wie viele Leute um mich rührend besorgt sind. Jemand hat mich sogar besucht, als ich nicht zu Hause war."
„Das war ich, wegen der Papiere und anderer Sachen."
„Benützen Sie einen Lippenstift, Herr Leutnant? Nein? Schauen Sie sich das Fensterbrett an. Dort, in der linken Ecke, liegt ein Zigarettenstummel mit einem hübschen roten Rand. Mein Besucher war wahrscheinlich eine sparsame Dame, die billige Lippenstifte bevorzugt. Sie hat sich leider umsonst zu mir bemüht, die Papiere, die sie suchte, fand sie nicht. Übrigens, die Papiere, die Sie in Sicherheit brachten, wären für diese Dame vollkommen wertlos."
„Sie müssen eine Anzeige erstatten! Gleich morgen!"
„Gegen wen, und wo, bei wem, Herr Leutnant?"
„Gegen Pavliček und gegen den Lumpen in der Amalienstraße. Bei der Polizei selbstverständlich."

Er sitzt steif und ernst neben Xena auf der runden Couch. Sein Gesicht sieht in dem halbdunkeln Zimmer, das nur eine kleine Lampe bei dem Radiotischchen matt erhellt, verfallen und grau aus. Sein Hals ist noch dünner geworden, seine Finger sind braun von Nikotin. Wie ein Bruder des Mannes in Prag sieht er aus, des Mannes, der Xena in ihrem Fiebertraum besuchte. Wie sein jüngerer, unbeholfener und hilfsbedürftiger Bruder. Oder wie sein Schatten.
„Und was glauben Sie, was geschehen würde, wenn ich Ihren Rat befolge?" fragt Xena, nimmt ihm die Zigarette aus der Hand, macht einen langen Lungenzug und gibt sie ihm wieder zurück. „Verliebte machen es mit einer Zigarette so, Herr Leutnant. Ich bin aber leider nicht verliebt und Sie auch nicht, Gott sei Dank. Also, wenn ich die Geschichte der Polizei erzählen würde, könnte mir im besten Fall passieren, daß ich für eine hysterische Lügnerin gehalten würde. Viel wahrscheinlicher ist aber, daß man mich einfach einsperren würde, erstens wegen Verleumdung zweier prominenter antikommunistischer Flüchtlinge, zweitens als spionageverdächtig."
„Aber, zum Teufel noch einmal, wozu ist denn die Polizei da?"
„Ich habe es Ihnen soeben erklärt. Bei hellem Tageslicht sehen dunkle Geschichten lächerlich und unwahrscheinlich aus. Außerdem steht hinter Pavliček eine Besatzungsmacht und hinter Bachl bestimmt auch einige Mächtige. Daß hinter den beiden auch Prag steht, erschwert und kompliziert die Dinge sehr. Glauben Sie mir, jeder, der im Dunkeln lebt, wie ich oder Sie, ist ganz allein, und das ist sein plus und sein minus, seine Stärke und seine Schwäche. Was mich jetzt interessiert, ist die Dame, die sich die Mühe nahm, meine Wohnung so gründlich durchzusuchen. Wie weit sind Sie übrigens mit Ihrer Braut? Haben Sie sich schon mit ihr versöhnt?"
Amalia schnarcht nebenan um eine Oktave höher. Es hört sich an, als würde jemand einen Schlüssel in einem verrosteten Schloß umdrehen. Dazu brummt und schmatzt sie und murmelt etwas.
Seltsam jung und unwirklich sieht das ungeschminkte Gesicht der liegenden Frau aus. Der Mund lächelt nicht, dafür lächeln die Augen. Zum erstenmal sieht Milan Sokol Xena mit den

Augen lächeln. Das rote Haar sieht man nicht. Das ist unter dem weißen Verband verschwunden. Wie eine Nonnenhaube sieht der Umschlag aus.
„Erzählen Sie, Herr Leutnant, wenn Sie wollen."
Wieder nimmt sie ihm die Zigarette aus der Hand, hält sie ein Weilchen zwischen den Lippen und gibt sie ihm zurück. Und Leutnant Sokol erzählt. Alles. Nur eines sagt er nicht. Daß er den Briefträger fangen will. Das will er Xena nicht sagen, erst dann, wenn alles vorbei sein wird. Er muß sie überzeugen, daß er mehr ist, als ein kleiner dummer Bub, für den sie ihn hält. Als er fertig ist, sagt Xena nichts. Sie liegt still da und schaut ihn nachdenklich an und lächelt schon wieder auch mit dem Mund.
„Bruno Folta hat im Prager Rundfunk gesprochen", fängt Leutnant Sokol nervös an. Xenas Schweigen macht ihn unsicher. „Hatten Sie den Bengel gekannt? Jetzt aber werden die Amerikaner die Leute in dem Sender endlich überprüfen müssen, nach dem Fall Folta. Seine Flucht ist doch ein klarer Beweis, daß die Security nicht allwissend ist. Die Security wußte nicht, daß er ein Kommunist war."
„Erstens glaube ich nicht, daß Folta ein Kommunist ist oder war, höchstens war er ein kleiner Agent, und zweitens, woher wissen Sie es denn, daß die Security nicht wußte, daß Folta ein Agent war? Aber etwas anderes. Sie wollen also der Melanova einige Namen Ihrer Leute geben. Wissen Sie, was mit den Leuten geschieht, wenn die Melanova die Nachricht weiter geben wird? Damals, in dem Gartenrestaurant unter dem Chinesischen Turm, bei unserem ersten Rendezvous, damals sagten Sie, daß Sie kein Verräter sind. Erinnern Sie sich noch daran? Und jetzt wollen Sie ein Verräter werden? Glauben Sie wirklich, daß Prag die Mutter der Melanova nach der Nachricht freilassen wird? Ist es nicht viel eher möglich, daß Prag immer wieder neue Namen verlangen wird? So antworten Sie doch! Lieben Sie das Mädchen so sehr, daß — —"
„Ich weiß selbst nicht mehr, ob ich Liba einmal geliebt habe. Sie tat mir leid, sie war lieb und hübsch, und wir waren sehr viel allein zusammen — na ja, wie es halt in solchen Fällen ist. Entweder habe ich mich inzwischen verändert, oder sie."

„Wollen Sie damit zart andeuten, daß Sie die Melanova nicht mehr lieben? Warum wollen Sie ihr aber trotzdem Ihre Leute ausliefern? Aus ritterlichem Edelmut wollen Sie eine schmutzige Sache machen? Da stimmt etwas nicht. Entweder haben Sie mich angeschwindelt, oder Sie haben mir etwas verschwiegen."

Leutnant Sokol steht auf und geht zum Fenster. Dort bleibt er stehen, mit dem Rücken zum Zimmer. Schon wieder behandelt sie ihn wie einen Schulbuben. Aber die wird sich wundern, wenn er den Briefträger fangen wird. Da liegt der Zigarettenstummel, ein Beweis dafür, daß hier jemand war. Wie sagte sie es? Im Dunkeln ist jeder allein. Soll sie also allein bleiben, wenn Sie ihn nicht braucht.

„Ich muß jetzt gehen", sagt er kurz.

„Gute Nacht, Herr Leutnant. Und schönen Dank für die Blumen. Es freut mich, daß Sie mir eine Freude machen wollten."

„Spielen Sie schon wieder die Hellseherin?"

„Jawohl. Ich spiele sehr gern. Aber diesmal bin ich wirklich eine Hellseherin. Soll ich es Ihnen beweisen? Die Amalia schnarcht schon wieder in einer anderen Tonart! Soll ich es Ihnen also beweisen, Milan Sokol? Sie wollen der Melanova nachgehen. Sie wollen wissen, wer der Briefträger ist und Sie wollen ihn abfangen und ihm die Nachricht abjagen. Ich weiß alles, Leutnant Sokol. Ich weiß auch, daß Sie ein ganz großer Narr sind!"

Leutnant Sokols Gesicht wird fahl. Seine Lippen zittern derart vor Aufregung, daß er nicht gleich sprechen kann. Seine Augen flackern vor Zorn. Er steckt die Hände in die Taschen seines Jacketts, er will lässig und herrisch ausschauen, er wirkt aber nur kläglich.

„Vielleicht haben Sie recht", sagte er sehr leise. „Vielleicht bin ich ein Narr, aber so ein großer Narr bin ich doch nicht, daß ich mich von Ihnen anschreien und beschimpfen lassen würde!"

Mit einem Ruck setzt sich Xena auf. Sofort reagiert ihr Kopf mit einem stechenden Schmerz, sie bleibt aber sitzen, obwohl ihr vor den Augen schwarz wird.

„Sie werden nicht hingehen! Ich will es nicht! Wollen Sie denn alles verderben? Wollen Sie sich fangen lassen? Die

Melanova ist sicherlich beschattet, wenn sie zu dem Briefkasten geht. Der Schatten und der Briefträger sind zwei Personen! Zwei zu eins also! Die beiden sind auf alles vorbereitet, sie sind für solche Fälle geschult und haben genaue Instruktionen. Und was haben Sie? Einen Schädel, der durch die Wand gehen will! Sie werden mir sagen, wo der tote Briefkasten ist und wann die Melanova hingehen soll."
„Ich lasse mich von Ihnen nicht herumkommandieren! Gar nichts werde ich Ihnen sagen!"
„Doch, sonst müßte ich Sie nicht nur für einen Narren, sondern auch für einen Dummkopf halten."
„Wollen Sie vielleicht selbst hingehen?"
„Nein. Wenn Sie wüßten, wie mir der Kopf weh tut, dann würden Sie — — Ich werde aber jemanden hinschicken. Ich verspreche Ihnen, daß der Briefträger, wenn es nur irgendwie möglich sein wird, gefaßt wird!"
Leutnant Sokol verläßt wortlos das Zimmer. Xena hört die Vorzimmertür leise einschnappen, dann auch von unten das Gartentor. Sonst nichts. Nur Amalias Schnarchen ertönt regelmäßig.
Stöhnend steht Xena auf, die zwei drei Schritte zu der kleinen Lampe sind für sie ein langer, mühsamer Weg. Sie löscht das Licht aus, das Zimmer wird ganz dunkel und sie ist ganz allein.

Die Jagd nach den Hexenjägern

„Der amerikanische Senator MacCarthy bekam von den Kommunisten und Kryptokommunisten den Spitznamen der Hexenjäger und die amerikanischen und europäischen Zeitungen übernahmen diesen Spitznamen willig und taten alles, um den schlechten Ruf des Senators noch schlechter zu machen. Nur einige kleine Blätter, die man ohne Begründung faschistisch oder neofaschistisch, nazistisch oder neonazistisch nennt, versuchten den schweren Kampf des Senators und sein Ziel zu erklären, weil sie aber nicht genügend informiert

waren, zeigten sie MacCarthy in einem Zerrspiegel. Man schrieb und sprach von hunderttausenden durch MacCarthy verfolgten Amerikanern, deren Existenz durch seine Beschuldigungen, sie seien Kommunisten oder kommunistische Agenten, vernichtet wurde. In Wirklichkeit waren es nur einige hundert Amerikaner, meistens Neoamerikaner, Emigranten, die vor dem zweiten Weltkrieg in die USA kamen, die Mac Carthy der prokommunistischen Tätigkeit bezichtigte. Die zuständigen Ausschüsse, die sich mit den beschuldigten Personen befassen sollten, befaßten sich aber vor allem mit Senator MacCarthy. Alles, was er behauptete, wurde ins Lächerliche gezogen, oder angezweifelt. Es genügte nicht, wenn er nachwies, daß ein hoher Beamter der UNO in nicht weniger als in achtzehn kommunistischen Tarnorganisationen tätig war. Der Beschuldigte gebärdete sich als Kläger und verlangte von MacCarthy Beweise, daß er, der Beschuldigte, wußte, daß die genannten Organisationen kommunistische Tarnorganisationen waren. Einer von den Beschuldigten erklärte frech und klipp und klar, er werde auf die Fragen des Untersuchungsausschusses nur dann antworten, wenn er auch den Senator einem Verhör unterziehen darf. Seine freche Forderung wurde nicht mit einem strengen Verweis bestraft, sondern ohne weiteres bewilligt. Ein Mitglied des Ausschusses arbeitete wieder mit gefälschten Tonbändern, die MacCarthy kompromittieren sollten. Auch diese Sache wurde weder untersucht, noch bestraft. Die Presse berichtete über MacCarthy so tendenziös und so raffiniert, daß die Öffentlichkeit nicht erfuhr, wieviele kommunistische Agenten im amerikanischen Außenministerium und in der UNO saßen.

Die Jagd, die die Kommunisten und ihre getarnten Helfershelfer nach MacCarthy entfesselten, war gnadenlos. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß der Senator im Kerker gelandet wäre, wenn er nicht, zur großen Erleichterung seiner Jäger, gestorben wäre. MacCarthy hatte nur wenige eingeschüchterte Freunde und Anhänger und viele zu allem entschlossene Feinde. Mit MacCarthy starb auch sein Werk. Niemand hatte Lust, sein Nachfolger zu werden, niemand traute sich, seinen Kampf weiter zu führen. Immerhin, Amerika hatte einen MacCarthy, Europa dagegen nicht.

Nach Senator MacCarthys Tod atmeten seine Jäger auf, gönnten sich eine Pause, und dann ging die Jagd weiter. Die Gejagten und die Verfolgten in der „Freien Welt“ sind nicht die Kommunisten, sondern diejenigen, die die kommunistischen Agenten, die auch in den höchsten Ämtern sitzen, zu beschuldigen oder gar zu entlarven wagen. Trotzdem versuchen die unzähligen kleinen MacCarthys die rote Mauer zu durchbrechen. Die meisten von ihnen sind völlig mittellos, ihr einziges Zahlungsmittel ist ihr Leben. Wenn sie sich einmal gönnen, auf einen billigen Platz in ein Kino zu gehen, bekommen sie prächtige Filme zu sehen, in denen bildhübsche Busenbesitzerinnen die gefährlichen Agentinnen markieren, die alle Männer restlos betören und die spielendleicht den Betörten Geheimdokumente herauslocken. Ehemalige angebliche prominente Agenten verkaufen ihre Memoiren, die die Frau Huber und der Herr Maier gierig verschlingen und die ihnen mächtig imponieren. Wie nüchtern dagegen war die Tätigkeit des Senators MacCarthy. Wie uninteressant für die sogenannte breite Öffentlichkeit. Die Wahrheit ist, daß die Frau Huber und der Herr Maier nicht erfahren sollen, wie die Agententätigkeit wirklich aussieht. Wüßten sie es, wäre die rote Gefahr in Gefahr, nicht mehr eine Gefahr zu sein. Daß es nicht geschieht, dafür sorgen überall die roten Jäger.
„Sie nennen Dich MacCarthy“, steht in dem Brief, den der Slowake Mathias mit der heutigen Post bekam. Der Brief kam aus Amerika, ist auf einer Schreibmaschine geschrieben und trägt statt der Unterschrift nur den Buchstaben „Z“.
Dieser „Z“ ist ein Jugendfreund des Slowaken. Zusammen spielten sie, zusammen lernten sie Gedichte über den slowakischen Räuberhelden Jánošik auswendig, zusammen träumten sie davon, wie einst Jánošik, dem bettelarmen slowakischen Volk zu helfen, zusammen haßten sie die Tschechen, die im Jahre 1918 als Brüder zu ihnen in ihre schöne Heimat kamen, sich aber wie Eroberer benahmen, zusammen konspirierten sie gegen diese hemmungslosen Tschechenherrscher in der Slowakei, und zusammen erlebten sie den großen Tag im Jahre 1939, als der selbständige slowakische Staat proklamiert wurde. Dann trennte sie der Krieg. Getrennt erlebten sie die Eroberung der Slowakei durch die Sowjetarmee, ge-

trennt trauerten sie beim Ende des jungen slowakischen Staates und getrennt verfluchten sie die neu errichtete Tschechoslowakei. Getrennt lebten sie versteckt, denn beide standen als Deutschfreunde auf der tschechischen Kriegsverbrecherliste, getrennt wurden sie gehetzt von Ort zu Ort, getrennt lebten sie später in der Emigration.

Auch jetzt können sie sich nur in Briefen aussprechen. „Z" schlägt sich als Journalist durch und versucht in Amerika, die maßgeblichen Politiker zu überzeugen, daß es eine Tschechoslowakei und den Tschechoslowakismus nicht gibt und nicht geben kann. Der Tschechoslowakismus war eine Mißgeburt und muß darum lebensunfähig bleiben. Die Amerikaner glaubten ihm und glaubten ihm auch nicht. Sie kannten nur einen einzigen Tschechen, den Masaryk, und jetzt gibt es wieder einen Masaryk, den Sohn des Vaters der Mißgeburt, Jan Masaryk, der vor allem durch sein perfektes englisch, aber auch durch seine Trinkfestigkeit auf die Amerikaner Eindruck macht. Freilich, jetzt ist Jan Masaryk auch tot, die Kommunisten brauchten ihn nicht mehr und machten mit ihm einen kurzen Prozeß. Seine Worte leben aber in Amerika weiter. Und er sagte öfters, daß Mathias und „Z" Verräter und Faschisten seien. Das genügte. „Z" fand fast überall nur verschlossene Türen.

„Ich will nicht den falschen Propheten spielen", liest Mathias weiter.

„Aber ich muß immer wieder, wenn ich an Dich denke, auch an unseren unglücklichen Sternensohn Štefánik denken. Schon damals, im Jahre 1919, wären wir Slowaken frei geworden, wenn die Tschechen unseren Štefánik nicht ermordet hätten. Was für ein Tod war es! Das Flugzeug, das ihn nach Jahren in die Slowakei bringen sollte, kreiste schon über Preßburg, die Maisonne vergoldete das Meer von Fahnen und die Flut von Blumen, das ganze slowakische Volk, jeder Slowake in dem kleinsten Dorf wartete auf seinen Führer — dann aber krachten statt der Ehrensalve Schüsse der Meuchelmörder und das Flugzeug stürzte wie eine Sternschnuppe zur Erde. Daran muß ich denken, Mathias, ich weiß selbst nicht warum, daß ich jetzt immer wieder daran denken muß. Damals arrangierte Prag den Tod unseres Führers Štefánik, heute ist Prag wieder

unser größter Feind. Sei vorsichtig, Mathias, sei sehr vorsichtig! Sie nennen Dich MacCarthy, ich nenne Dich aber unseren zweiten Štefánik. Ich habe gehört, daß Du in München eine Rede hieltest, in der Du angekündigt hättest, die Namen derjenigen amerikanischen Politiker, die mit Moskau arbeiten, bekannt zu geben. Klug war das nicht, Mathias, aber ich kann Dich verstehen. Man muß endlich einmal diese Schurken entlarven, die den Mund voller Demokratie haben und die Taschen voll Geld für ihren Verrat. Aber vielleicht hättest Du doch noch schweigen sollen, bis Deine Broschüre über diese roten Lumpen in der freien Welt fertig sein wird. Wie weit bist Du schon damit? Ich habe mit Senator Mac Carthy über Dich gesprochen, er will die Broschüre sofort, sobald ich sie ins Englische übersetzen werde, haben. Mac Carthy ist ein famoser Kerl, eigentlich könnte er Slowake sein, seiner offenen Natur nach. Der macht den roten Teufeln die Hölle heiß, daß das Herz einem direkt lacht. Er ist unbestechlich, und das ist unter den Politikern hier beinahe eine Seltenheit."

Der ehemalige Gesandte bedeckt die Augen mit der Hand und versucht, sich seinen fernen Freund vorzustellen. Das letzte Foto von ihm bekam er vor einem Jahr, er hatte es aber sofort vernichtet. Niemand sollte wissen, wie sein bester Freund aussieht. Jetzt aber weiß er es auf einmal selbst nicht mehr. Je mehr er sich anstrengt, sich die Augen, den Mund und die Nase des Mannes dort in Amerika vorzustellen, desto deutlicher sieht er das breite, listige Gesicht des Tschechen Karásek. Warum nur? Er hat doch gar keinen Grund ausgerechnet jetzt an diesen Tschechen zu denken. Ach so, darum. Eine Assoziation ist es. Karásek hat ihn auch gewarnt. „Vorsicht, Exzellenz, die Vorsicht ist viel besser als ein Wunder."

„Jeder sowjetische Spion, der in den USA um Asylrecht angesucht hat, wird hier sofort mit offenen Armen empfangen und man glaubt ihm mehr, als dem John Foster Dulles. Bewacht werden diese Provokateure viel besser als die englische Königin, wenn sie unter den Menschenfressern in Afrika ihre Propagandarede hält. Wer aber bewacht Dich Mathias? Ich bitte Dich, traue niemandem, auch wenn es Dein eigener Schutzengel selbst wäre."

Wieder ist ein anderes Gesicht da, ein rundes, kindisches Knabengesicht. Bruno Folta hat im Prager Rundfunk gesprochen. War es nicht ein Fehler, daß er sich mit ihm so viel abgab? Hat er ihm nicht etwa gesagt, was Folta gegen ihn benützen könnte? Nein. Folta weiß nichts. Ganz bestimmt nichts. Es ist schade um den Jungen, wirklich schade.
Auf dem Tisch vor ihm liegt neben den Briefen ein geöffnetes Paket. Zwischen der Holzwolle sind Scherben einer Flasche, in der echter Sliwowitz aus Mähren war. Ein Geschenk von einem Landsmann, das der Vorsicht des Gesandten zum Opfer fiel. Wie immer, warf er auch dieses Päckchen vorsichtshalber aus dem Fenster.

Der Tod in der Schachtel

Es ist kurz vor sechs Uhr abends. In der Münchner Tierklinik liegt in seinem Verschlag der Hund Kazan und träumt einen Hundetraum. Seine Pfoten bewegen sich, er läuft im Traum, seine Augen zucken, er sieht jemanden im Traum, er bellt ganz leise, er begrüßt jemanden freudig im Traum. Seine beiden Herren, Kursch und Kalous, die eine kurze Zeit gut zu ihm waren und die ihn dann, er weiß nicht warum, verließen. In seinem Traum sieht er aber die beiden wieder, der Traum dauert aber nur einige Sekunden und dann ist das Glück wieder vorbei und der herrenlose Hund ist wieder allein.
Es ist kurz vor sechs Uhr abends. Über den Wenzelsplatz in Prag schlendert langsam der Herr Müller. Die Schaufenster, vor denen er ohne es zu wissen ab und zu stehen bleibt, sind voller Attrappen, die großen Glasscheiben sind vom Staub erblindet, die Dekoration der Schaufenster bilden nur grellfarbige Bilder der Sowjetmachthaber. Die Leute, die vorbeihasten, tragen unsichtbare Uniformen, die sie alle gleich machen. Schlecht gewaschene Hemden — die Seife ist schlecht und nicht immer zu haben — umgewendete Vorkriegsanzüge oder schlecht sitzende Anzüge aus neuen Stoffen, die nach zweimaligem Tragen wie Fetzen ausschauen, formlose, grobe

Schuhe und müde und mißtrauische Gesichter. Die Frauenmode ist um Jahre verspätet, die Strümpfe, die man bei einzelnen Frauen sieht, sind aus billiger Baumwolle. Lippenstift, Puder und Augenwimperntusche sind eine kapitalistische Erfindung, die eine fortschrittliche Frau nicht benützt. Herr Müller kommt sich wie in einem dumpfen Traum vor, aus dem man mit einem Angstschrei erwacht. Er träumt aber nicht und er darf nicht träumen. Die Nachricht, die heute in seinem Amt dechiffriert wurde, will ihm nicht aus dem Kopf. Sie betrifft einen Mann, den er gut gekannt hatte. Einen Mann, der ihn „Herr Kamerad" nannte und mit dem er bei einem ausgelassenen Herrenabend Bruderschaft trank. Die anderen, die draufzahlen mußten, das war etwas anderes. Die kannte er nicht, die waren nur Nummern, die eines Tages einfach gestrichen wurden. Dieser Mann aber — —

Herr Müller bleibt wieder vor einer Auslage stehen. Es ist eine Buchhandlung, eine verstaatlichte Buchhandlung. Hier gibt es Ware genug. Was war nur früher hier? Richtig, die deutsche Buchhandlung „Orbis". Die Hälfte der Auslage ist mit vielen Exemplaren eines einzigen Buches ausgefüllt. Dieses Buch ist nach dem Krieg in vielen Sprachen erschienen, auch ins Deutsche wurde es übersetzt. Herr Müller lächelt ironisch. Die in der DDR wissen nicht, daß dieser, von den Kommunisten so gefeierte Autor, ein Gestapospitzel war, der viele Menschen auf dem Gewissen hatte. Der Kommunist Julius Fučik war es, und sein Buch hat den Titel „Eine Reportage, die unter dem Galgen geschrieben wurde". Was für ein schmutziges Spiel mit diesem Buch getrieben wird! Als dieses Buch geschrieben wurde, war Fučik schon längst tot. Vermutlich wird man auch ein Tagebuch, aus dem man eine Reportage machen wird, in den Sachen des Mannes finden, den die dechiffrierte Nachricht betraf. Man kann ja alles fälschen. Wie wird es wohl heißen, das neue Schwindelbuch? Das Tagebuch des Mannes, der alle verriet. Denn man wird auch seinen guten Ruf töten müssen, nicht nur ihn. Nicht ein Märtyrer darf er werden, nur ein Schweinehund.

Es ist kurz vor sechs Uhr abends. Ein Münchner Verleger stülpt auf seine Schreibmaschine eine schwarze Wachstuchhülle, schüttet die Zigarettenreste in einen Papierkorb, säubert

den Aschenbecher mit einem Briefumschlag und will sein Büro verlassen, als das Telefon gerade läutet.
„Nein, morgen Vormittag geht es nicht“, sagt er. „Vormittag kommt ein Geschäftsfreund zu mir, und so gegen Mittag muß ich auf die Post. Sie wissen, ich habe einen Ein-Mann-Betrieb. Ich bin also auch mein eigener Laufbursche. Aber abends könnten wir uns treffen. Wo? Also gut, im Café „Residenz“, so gegen acht. Hoffentlich werden wir bald wieder schönes Wetter haben. Wie? Nein, vom Wetter bin ich eigentlich nicht abhängig, eher von meinen Gläubigern.“
Und er lacht über seinen eigenen Witz, den er jeden Tag mindestens dreimal wiederholt, und geht nach Hause. Es ist kurz nach sechs Uhr abends. Morgen, um diese Zeit, wird er schon im Gerichtsmedizinischen Institut liegen und keine Sorgen mehr haben. Und warum wird er sterben müssen? Nur darum, weil er zufällig in demselben Raum sein wird, in dem ein zum Tode Verurteilter seine Post abholen kommt.
Es ist kurz vor sechs Uhr abends. Eine Münchner Rentnerin besieht sich die Wände ihrer Küche und seufzt halb zufrieden und halb besorgt. Es war ein schwerer Entschluß, den Maler zu bestellen, aber es mußte sein. Morgen um diese Zeit wird die Küche schon ganz anders ausschauen. Wenn bloß der Maler nicht so eine Schweinerei hinter sich lassen würde! Sie muß selbst nach ihm aufräumen, eine Hilfe kann sie sich bei ihrer Rente nicht leisten. Na ja, jetzt hat sie den Maler schon bestellt und da kann man nichts mehr machen. Auch dieser Tag wird vorübergehen. Vormittag muß sie auf die Post, kochen wird sie sowieso morgen nicht können. So gegen sechs Uhr abends wird der Maler fertig sein, dann wird sie ihm wohl eine Flasche Bier spendieren müssen.
Das Bier wird sie aber nicht mehr holen, diese alte Frau. Morgen um diese Zeit wird ihr Sonntagskleid, das sie für den Weg zu der Post anziehen wird, zerfetzt und blutig sein. Nur darum, weil es unter uns Mörder gibt, bei denen es keine Rolle spielt, wie viele Menschen sie umbringen. Unsichtbare Mörder, verborgen hinter lächelnden Masken.
Es ist kurz vor sechs Uhr abends. Kalous steht vor einem Spielautomaten und betrachtet die rotierende Scheibe. Zuerst sieht er sämtliche Farben auf dem Kreis, jede einzelne extra,

die weiße, die blaue, die grüne, die gelbe, die schwarze und die rote. Die Scheibe dreht sich schneller und schneller, die Farben fließen ineinander, sie verschwinden eine nach der anderen. Nur die rote bleibt, als hätte sie die anderen Farben verschluckt. Rot, rot, rot — die kreisende Bewegung der Scheibe erreicht ihre Höchstgeschwindigkeit und wird für den Bruchteil einer Sekunde schwarz. In dem Automaten kracht es, die Farben kehren eine nach der anderen zurück. Die Scheibe steht still, das Spiel ist aus. Der Behälter, der den Gewinn auffängt, bleibt leer. Kalous hat verloren.

Er fröstelt, obwohl er einen Trenchcoat trägt. Einen sehr praktischen, doppelseitigen Trenchcoat. Man kann ihn schwarz tragen, wenn man aber die Ärmel umdreht, dann kann man ihn in hellgrau haben. Auf dem Kopf hat er einen weichen Filzhut, der läßt sich wie ein Stück Papier zusammenrollen und in die Tasche stecken. In die linke Tasche wird er ihn nachher stecken müssen, in der rechten Tasche ist die dunkelblaue Pullmanmütze. Er trägt braune Lederhandschuhe, die darf er nicht ausziehen, das ist wichtig, das darf er nicht vergessen. Den Betrag, den er zahlen wird, hat er ganz genau abgezählt. Die Sache muß rasch gehen, davon hängt alles ab.

Vor dem Postamt steht ein grauer Volkswagen. Kalous überquert langsam die Straße, obwohl er Lust hat zu laufen. Damit er das alles schnell hinter sich hat. Der Fahrer in dem Auto liest eine Abendzeitung. Kalous brummt etwas und tippt mit zwei Fingern an den Hutrand, der Fahrer hebt den Kopf und schüttelt ihm kräftig die Hand. Dann bückt er sich, hebt eine braune Aktenmappe auf und reicht sie dem wartenden Kalous. Der zögert einen Augenblick, dann aber nimmt er die Aktenmappe und verschwindet in dem Eingang zum Postamt.

Es ist eine Minute vor sechs Uhr. Übermorgen um diese Zeit wird der Schalterbeamte des Postamtes folgendes zu Protokoll geben: „Der Mann erschien knapp vor sechs Uhr. Er hatte einen dunklen Mantel an, schwarz oder dunkelblau, und trug einen Hut. Aufregung war ihm nicht anzumerken. Das Päckchen war nach München adressiert, ich weiß es darum, weil der Mann der letzte war, den ich vor meinem Dienstschluß bediente. Er zahlte mit genau abgezähltem Kleingeld und nahm

die Bestätigung ohne Hast an sich. Ob er eine Aktenmappe oder einen Schirm oder einen Stock trug, daran kann ich mich nicht mehr erinnern."
Kalous erscheint wieder in der Tür, zündet sich ungeschickt und umständlich eine Zigarette an, weil er noch immer die braunen Handschuhe trägt, und geht dann zu dem noch immer wartenden Volkswagen.
„Erledigt? Dann steige ein!"
In dem Wagen zieht Kalous den Trenchcoat aus, wendet die Ärmel und zieht ihn wieder an. Jetzt ist der Trenchcoat, der noch vor drei Minuten schwarz war, hellgrau. Den Filzhut knüllt er zusammen und stopft ihn in die Tasche. Als er die Pullmanmütze aufgesetzt hat, sagt der Fahrer: „So, jetzt steig' aus!"
Kalous steht vor einem Kino, mitten in einer Gruppe von jungen Männern. Die Plakate kündigen einen Wildwestfilm an. Ein maskierter Reiter zielt mit einem Colt auf einen anderen Reiter, eine junge Dame in einer giftiggrünen Krinoline wird von rohen und rauhen Männern mit roten Halstüchern und bunt karierten Hemden aus einer Postkutsche gezerrt. Kalous geht zu der Kasse und kauft sich eine Karte für die Vorstellung, die in einigen Minuten beginnen soll. Zwölfte Reihe, Eingang links. Am Büffet bestellt er eine Limonade. Er bekommt eine Flasche und einen Strohhalm, den Strohhalm knüllt er aber zusammen und wirft ihn fort. „Ich will ein Glas haben", sagt er. Er bekommt das Glas und trinkt gierig, sofort aber bereut er, das Glas verlangt zu haben. Die Verkäuferin könnte sich ihn merken. Unsinn. Sie weiß doch nicht, daß er auf dem Postamt war. Die werden nie darauf kommen, daß das Päckchen in Frankfurt aufgegeben wurde. Das Päckchen wird sich in Atome auflösen, sagte man ihm. Eine Glocke läutet, Kalous zuckt zusammen und dreht sich nervös um. Die Kinobesucher strömen zu den Doppeltüren, die gerade geöffnet wurden, Kalous stellt das Glas auf die Theke und geht auch.
„Hallo, Sie, warten Sie!" ruft hinter ihm die Verkäuferin.
Kalous weiß, daß nur ihm der Ruf gelten kann, er bleibt aber nicht stehen, er drängt sich ungestüm zwischen die Menge. „Lassen Sie mich durch", schreit die Verkäuferin und schon

packt sie Kalous am Ärmel. „Sie haben die Limonade nicht bezahlt!“
Seine Zunge ist wieder schwer und trocken, obwohl er die erfrischende Limonade getrunken hatte. „Entschu — entschuldigen Sie“, murmelt er stotternd und greift in die Tasche. Die Leute um ihn herum grinsen, die Verkäuferin hält ihn noch immer am Ärmel fest. Er greift auch in die andere Tasche, aber auch da ist seine Geldbörse nicht. Die steckt in dem Trenchcoat, der „schwarz“ war. Hastig knöpft er den Trenchcoat auf, das Mädchen mit der winzigen weißen Schürze und dem koketten Spitzenhäubchen schaut schnippisch zu. Endlich findet er die Geldbörse und gibt der Verkäuferin eine Mark. „Da!“ mehr kann er nicht sagen.
„Sie bekommen dreißig Pfennige zurück“, sagt die Verkäuferin, Kalous aber schüttelt nur den Kopf und versucht zu lächeln. Das Lächeln mißlingt. Er sieht aus, als würde er gleich zu heulen anfangen wollen.
Das Mädchen hat sich beruhigt, jetzt tut ihr der hübsche junge Mann leid. Wie ein Zechpreller sieht er bestimmt nicht aus, vielleicht hat ihn seine Flamme sitzen lassen und darum ist er so nervös. „Danke auch schön“, lächelt sie und trippelt zurück zu ihrer Theke.
In dem Kino ist es schon dunkel, nur die Taschenlampe der Platzanweiserin leuchtet. Auf der Leinwand produziert sich eine spärlich bekleidete Schönheit, die ihre dünn bestrumpften Beine zeigt. „Ich trage nur Bella-Nylon-Strümpfe“, lispelt sie. „Darum tragen mich auch die Männer auf den Armen.“ Auch das bekommt das Publikum zu sehen. Zwei Herren in weißen Smokings fassen sich an den Händen, die Schöne setzt sich auf diese originelle Schaukel, die Musik blökt dazu einen Foxtrott.
Kalous hat einen Ecksitz erwischt. Er lacht, wenn die anderen lachen, er weiß aber überhaupt nicht, wo er ist. „Nachher ins Kino gehen“, lautete der Auftrag. Auf der Leinwand verhört der Sheriff einen verstockten Banditen. Der Bandit gibt freche Antworten, der Sheriff schlägt zornig mit seinem Colt auf den Tisch, dann aber bricht er zusammen. Er wurde durch das offene Fenster erschossen. Der Bandit packt den Colt — und Kalous schläft ein. Ganz fest, ganz tief schläft er, er hat schon

zwei Nächte nicht geschlafen, jetzt kommt die Reaktion auf die Müdigkeit und auf die Aufregung. Die junge Dame in der grünen Krinoline wird von den Banditen entführt, und als sie gefesselt in einer zugigen Scheune schmachtet, dudelt dazu süßlich die Musik.

„Halt! Stehen bleiben! Sie sind verhaftet! Hände hoch!"

Kalous springt auf, sein Nachbar sagt halblaut: „Guten Morgen! Haben Sie gut geschlafen?" Einige drehen sich um, man hört Gekicher, Kalous hastet hinaus. Er vergißt alle Vorsicht, er vergißt, daß er nicht auffallen darf, es ist ihm alles egal. Er will nur eines. Fort, fort, fort! Die Verkäuferin hinter der Theke schaut ihn verwundert an, natürlich wird sie sich es merken, daß er vorzeitig die Kinovorstellung verließ, aber das ist Kalous auch vollkommen gleichgültig. Rücksichtslos stößt er die Leute auf der Straße zur Seite, er geht nicht, er läuft zurück zu dem Postamt. Vielleicht kann er das Päckchen noch zurückbekommen, vielleicht ist es noch nicht fort. Er muß es zurückbekommen! Er muß!

An einer Straßenecke bleibt er stehen und biegt dann in eine Querstraße ein. Wie lange er geht und wohin er geht, das weiß er nicht. Er kennt Frankfurt, vor allem die Gegend um den Bahnhof herum. Hier hatte er, als er noch nicht beim Sender war, Schwarzhandel betrieben. Auch pornografische Fotos waren kein schlechtes Geschäft.

In dem Bahnhofsrestaurant bestellt er Makkaroni mit Tomatensauce, beginnt heißhungrig zu essen, kann aber nicht. Dafür leert er das Bierglas in einem Zug aus. „Zahlen", ruft er unnötig laut.

Er geht zu einem von den Schaltern und kauft eine Fahrkarte nach München. Mit dem Nachtzug könnte er in der Früh in München sein. Er muß in der Früh in München sein. Bevor das Päckchen ankommt. Auf der Toilette zerreißt er die Fahrkarte und wirft sie in die Klosettmuschel, wäscht sich lange die Hände und geht wieder auf die Straße.

Jetzt weiß er, was er zu tun hat. Betrinken muß er sich. Trinken und trinken, das hilft immer. In dem kleinen Weinlokal hebt er das Glas, bevor er trinkt, hoch, und sagt: „Nazdar, Kursch! Jetzt bist du gerächt! Mensch, Kursch, warum bist du nicht da? Warum?"

Das Päckchen fährt inzwischen nach München und in dem Päckchen ist der Tod.

Die Tante wird heute operiert

Der Ausländer kommt jeden Wochentag seine Post abholen. Er hat ein Schließfach auf dem Postamt in Schwabing gemietet, das leert er aus und besieht flüchtig die Briefe und Zeitungen, bevor er sie in seine Aktenmappe stopft. Nachher fragt er noch beim Schalter, ob eingeschriebene Briefe oder Päckchen für ihn angekommen wären. Der Postler kennt ihn, er weiß, daß der Mann ein Slowake ist und Mathias heißt. Ein ruhiger und anständiger Mensch ist dieser Ausländer, ab und zu bietet er Zigaretten an. Nicht eine, er läßt immer die ganze Packung auf dem Schalter liegen.
In der Halle der Post, die mit dicken Glasplatten dekoriert ist, warten vor den Schaltern die Postbesucher. Es ist gegen Mittag, jeder möchte schon wieder draußen sein. Die Männer bei den Schaltern erledigen ihre Arbeit ohne Hast, sie haben es nicht eilig, sie müssen ohnehin bis zum Abend da sitzen.
Der Verleger, der sich heute abend mit einem Bekannten im Café „Residenz“ treffen will, ist endlich an der Reihe. Er legt die Schecks auf das glatt polierte Brett vor dem verglasten Schalter und der Beamte nimmt die Scheckscheine schweigend an. Der Verleger schaut zerstreut auf seine Armbanduhr, eilig hat er es eigentlich nicht. Neben ihm sagt jemand schüchtern: „Entschuldigen, der Herr, wie spät haben wir denn?“
Es ist die alte Rentnerin, die für heute den Maler für ihre Küche bestellt hatte. „Mir pressiert es nämlich, wissen Sie, ich habe einen Handwerker daheim, da hat man keine Ruhe.“
Sie bedankt sich für die genaue Uhrzeit, wie sie sagt, und geht dann zu den schrägen Schreibpulten in der Mitte der Halle und schaut sich nach einer Feder um. Eine Schreibfeder ist da, die sieht aber wie ein zerzaustes Beserl aus. Vielleicht wird der Herr, mit dem sie vorhin sprach, eine Feder bei sich haben, solche feinen Herren tragen doch die Kugelschreiber

mit sich, oder wie das modische Zeug heißt. Neben ihr steht auch ein Herr, der seine Aktenmappe auf das Schreibpult vor sich hingelegt hat und gerade ein Päckchen öffnen will. Er hält schon das Taschenmesser in der Hand, schon will er die Klinge unter die Verschnürung schieben, dann aber studiert er noch einmal ganz genau die Anschrift des Empfängers und des Absenders. Die Handschrift kennt er, das verabredete Zeichen in der linken Ecke unten ist auch da. Es ist also alles in Ordnung. Das Päckchen wurde ihm angekündigt und es soll wichtige Dokumente und Geld enthalten. Die Dokumente sind für Mathias so wichtig, daß seine Neugierde stärker wird, als seine Vorsicht.
Der Schalterbeamte sieht das Taschenmesser aufblitzen, die Rentnerin sagt: „Entschuldigen, der Herr, haben Sie vielleicht — —", der Verleger beginnt die Geldscheine zu zählen — da schießt eine grelle Flamme zur Decke. Die Posthalle erbebt, Holzsplitter und Glassplitter sausen umher. Das ganze hat gar nicht lange gedauert. Nicht einmal so lange, bis der Verleger die Geldscheine aus der Hand fallen lassen mußte, nicht einmal so lange, bis die alte Rentnerin zum letzten Mal an den lieben Herrgott denken konnte.
Wie Blitze erscheinen in der Leere vor den brechenden Augen des Slowaken Mathias drei Gesichter. Karáseks Gesicht erscheint, bevor es aber ganz da ist, ist schon Bruno Foltas Gesicht da und kreist wie eine feurige Kugel. Etwas tut unendlich weh und dann ist noch ein Gesicht da. Es ist Valerias Gesicht, sonderbar, daß dieses traurige Gesicht das letzte ist, was er auf dieser Erde sieht.
Schreiend, heulend und jammernd laufen die Postbesucher zum Eingang, die Postler hinter den Schaltern werfen sich auf den Fußboden, niemand weiß, was geschehen ist. Schon reagiert aber die Straße. Die Leute rennen von allen Seiten her, alles ruft nach der Funkstreife, niemand hilft den Verletzten, zwanzig, dreißig Leute telefonieren um die Funkstreife und zum Roten Kreuz. Und schon heulen die Sirenen der Funkstreifenwagen, das Rote Kreuz ist auch schon da, die Post wird von übereifrigen und überenergischen Polizisten abgeriegelt. In der zertrümmerten Halle liegt eine zerfetzte Männerleiche und eine alte, tote Frau. Das ist die Rentnerin.

Der Verleger lebt noch, aber die Ärzte sehen sofort, daß auch er bald seine letzte Reise antreten wird.
Zeitungsreporter und Pressefotografen sind selbstverständlich auch da, sie schreiben und debattieren und knipsen, sie sind diejenigen, die die öffentliche Meinung bilden, sie wissen alles besser als die Polizei, und sie können jeden, also auch der Polizei, eins auswischen. Darum werden sie nicht nur zuvorkommend, sondern servil behandelt und man läßt sie kombinieren, man läßt sie lügen und man läßt sie alles besser wissen. Man läßt sie vor allem ungehindert das große Geschäft machen. Eine Sensation — ein Attentat auf das Postamt in Schwabing!
In einem Gasthaus unweit von der Post telefoniert während der allgemeinen Panik auch ein Gast. Er wählt nacheinander fünf verschiedene Nummern und raunt jedesmal dasselbe in die Muschel: „Die Tante wird heute operiert." Dann setzt er sich wieder hin und bestellt einen Cognac mit Coca-Cola und läßt sich von der Kellnerin über das Attentat berichten. Mindestens zwanzig Tote und über hundert Verletzte hat es gegeben. Wenn man bloß wüßte, was eigentlich passiert ist! Da, schauen Sie nur! Schon wieder werden die Verletzten weggebracht! Die haben Glück gehabt im Unglück. Unsere Hausmeisterin ist hingelaufen, die wird uns Bescheid sagen. Und denken Sie sich, Herr, gerade heute sollte ich auch auf die Post! Sagt mir der Chef — —
Der Gast hört zu. Sehr gespannt und sehr interessiert.
Fünf verschiedene Wohnungen in München werden in rasender Eile durchsucht. Nicht von der Polizei, die weiß noch gar nicht, daß das Attentat dem Slowaken Mathias galt. In den Wohnungen hantieren flinke Männer und Frauen, die ganz genau wissen, was sie zu tun haben. Sie nehmen Mathias' Schriftsachen an sich und sie lassen dafür in den Wohnungen andere Briefschaften. Tadellos gefälschte Korrespondenz, die schon vor Wochen vorbereitet war. Nur eine Wohnung wird nicht durchsucht. Die Wohnung, in der Mathias mit seinem richtigen Namen angemeldet war. Dort gibt es nichts zu tun, dort gibt es nichts zu suchen, dort hat er nie etwas gehabt.
Auch anderswo wird gearbeitet. Auf die Post kommen die Männer mit den nach Leichengeruch stinkenden braunen

Kisten, die provisorische Särge sind, und diese Männer sammeln zusammen, was von dem großen antikommunistischen Agenten Mathias übrig geblieben ist. Auch die Rentnerin liegt schon in einer solchen Kiste, jetzt wird sie mit dem feinen Herrn zusammen weggefahren. Zuerst zu dem gerichtsmedizinischen Institut, dort wird man sich von dem Schreck ein bißchen erholen können, bevor die Reise weiter gehen wird. Auf den Friedhof.
Überall wird gearbeitet, als ob nichts geschehen wäre. Der „Hypnotiseur" hat heute einen Gruß für seine Angehörigen in der Tschechoslowakei schicken lassen. Das ist nichts Außergewöhnliches, das tut er öfters. „Geduld bringt Rosen", sagt Liba in der Sendung „Grüße an die Heimat". „Ich wiederhole: Geduld bringt Rosen. Alles in Ordnung, wir alle sind gesund."
Amalia hat Bratkartoffeln zubereitet und Gurkensalat dazu. Der Gurkensalat ist sehr pikant, mit grünen Oliven und Knoblauch. Als sie auf das Lob ihrer Kochkunst wartet, schrillt unten die Glocke.
„Besuch?" Xena riecht zu dem verlockend duftenden Kaffee und sagt dann: „Schau aus dem Fenster, wer das ist!"
Amalia schaut gehorsam aus dem Fenster und dreht sich sofort um, als wäre sie von einer australischen Schlange gebissen, von deren Bösartigkeit sie so viel in ihren Schundheftchen gelesen hat.
„Der Hund ist unten!" schreit sie auf.
„Der Kazan? Wie könnte der Kazan — —"
„Der Bachl! Ich muß mich verstecken!"
„Der Herr Medizinalrat beehrt uns? Das ist aber interessant. Steh' nicht herum, Amalia, und geh' aufmachen. Du weißt doch wie, drücke auf den Knopf im Vorzimmer. So geh' schon, geh'! Ich bin gespannt, warum sich der Herr Doktor zu uns bemüht hat. Du wirst dich nicht verstecken, Amalia, eher wird sich der Herr Medizinalrat verstecken müssen."
Vorsichtshalber verschwindet Amalia aber doch im Badezimmer. Sie kennt Bachl gut und weiß, wie seine Ohrfeigen weh tun können.
Der „Medizinalrat" macht ein fröhliches Gesicht, als er in einem verschwitzten Buschhemd sich gleich bei der Tür sehr

tief verbeugt. „Küß' die Hand, meine Gnädigste! Ich wollte mich bloß erkundigen, wie es meiner Patientin geht." Ohne zu fragen plumpst er in einen Sessel und fächelt sich mit einer Zeitung Luft zu. „Blendend sehen Sie aus, Gnädigste! Und prachtvoll haben Sie es hier, wirklich!"
„Ja, es ist eine Kleinwohnung mit allem Komfort. Telefon ist selbstverständlich auch da, man kann jederzeit die Polizei anrufen. Kostet nur zwanzig Pfennige."
„Weswegen möchten Sie denn die Polizei in ihrer Ruhe stören, Gnädigste?"
„Wegen einer Lapalie, Herr Medizinalrat. Wegen Freiheitsberaubung und Beihilfe zur Entführung."
„So, so. Und wem sind diese bösen Dinge passiert, wenn man fragen darf?"
„Dreimal dürfen Sie raten, Herr Doktor!"
„Freiheitsberaubung und Beihilfe zu einer Entführung, das sind sehr schlimme Sachen, tatsächlich. Solche Beschuldigungen müssen handfest bewiesen werden."
„Und außerdem haben Sie bei der Polizei eine gewisse Protektion, nicht wahr?"
„Als Flüchtling, der hier in der Bundesrepublik Gastfreundschaft genießt, bin ich verpflichtet, der Polizei ein wenig zu helfen."
„Und viel den Kommunisten. Aber zur Sache. Was wollen Sie hier?"
„Ich? Gar nichts will ich, im Gegenteil! Ich bringe der alten Kröte Papiere. Hübsche Papiere, beinahe echt. Wo ist denn die falsche Katze? Was ich übrigens so nebenbei fragen wollte, Gnädigste. Wer hat Ihnen geholfen, die Treppe hinunter zu gehen, als Sie so plötzlich, ohne sich für meine ärztliche Hilfe zu bedanken, meine Wohnung verließen? Sie waren doch noch nicht so weit, um selbst gehen zu können."
„Der liebe Gott hat mir geholfen, Herr Medizinalrat. Und den werden Sie als Mitwisser schwerlich beseitigen können. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten? Amalia, bring' noch eine Tasse für den Herrn Medizinalrat!"
Amalia zieht es aber vor, im Badezimmer zu bleiben. Der Bachl hat bestimmt eine Teufelei im Kopf. So mir nix, dir nix ist er bestimmt nicht gekommen.

„Amalia scheint nicht das Bedürfnis zu haben, die Wiedersehensfreude zu genießen. Sie werden sich mit einem Glas Whisky begnügen müssen, Herr — Medizinalrat nennen Sie sich, wenn ich mich nicht irre."
„Bin ich auch momentan. Ja, also, ein Whisky wäre nicht schlecht. Darf ich mich selbst bedienen?" Ungeniert mustert er die Flaschen in der Bar und schenkt sich ein Glas ein. „Auf das Wohl des lieben Gottes, der Ihnen geholfen hat! Wie heißt er mit Vornamen?"
In dem Augenblick hört man aus dem Badezimmer ein Gepolter und schon schießt Amalia in das Zimmer. „Das Postamt in Schwabing ist hin! Die Hausmeisterin hängt unten im Garten die Wäsche auf und hat es hinaufgeschrien! Eine Bombe war es! Der Rundfunk hat es schon gemeldet. Hunderte Leichen und Hunderte von Verletzten gibt es!"
Bachl schenkt sich noch ein Glas ein und trinkt es aus. Dann greift er in die Hosentasche und gibt der Alten einen schmierigen Briefumschlag. „Hier hast du, du Luder, die Dokumente! Wenn du aber nicht binnen sechs Wochen in Australien bei den Pavianen sein solltest, dann wirst du anderswohin fahren, wo dir noch heißer sein wird, als in der australischen Wüste. Hast du mich verstanden?"
Die Alte nimmt die Papiere und trottet aus der Wohnung hinaus. Die Neuigkeit über das Attentat auf das Postamt ist so wichtig, daß sie sofort mit der Hausmeisterin durchdebattiert werden muß. Außerdem ist sie im Garten vor dem Bachl sicherer als im Badezimmer.
Xena knüllt ein Kissen zusammen und schiebt es unter den Kopf, der ihr schon wieder weh tut. Nachdenklich betrachtet sie ihren Besucher, der sehr interessiert seine schmutzigen Fingernägel besieht.
„Sie haben natürlich die Geschichte von dem Postamt noch nicht gehört, nicht wahr, Herr Bachl?" fragt sie und steckt die rechte Hand unter die Steppdecke. Dort liegt, seit sie wieder zu Hause ist, ihr Revolver.
Bachl kreuzt die Beine und beschäftigt sich mit seinen Socken, die heruntergerutscht sind. „Wie man halt von solchen Dingen hört, nur mit einem halben Ohr", sagt er gleichgültig. „Die Polizei weiß noch nicht, was eigentlich passiert ist."

„Und Sie, Herr Medizinalrat? Sie haben auch keine Ahnung, was auf dem Postamt geschah und warum?“
„Nur, was man so allgemein hört. Einer hat zu viel gewußt, zum Beispiel wie Sie über meine bescheidene und hochanständige Wohnung, und darum ist er scheinbar ganz unerwartet verschieden. So etwas kommt manchmal vor, das wissen Sie auch.“
„Was mir gerade zufällig einfällt, Herr Doktor. Sind Sie nicht zufällig hier, um ein Alibi zu haben, daß Sie um diese Zeit nicht zufällig dort waren, wo Sie zwar zufällig waren, aber darüber nicht gerne sprechen möchten?“
„Ich? Sie haben eine Phantasie, direkt lachen muß ich! Sagen Sie es doch auf der Polizei, die wird Sie glatt wegen Irreführung der Behörde dort behalten!“
„Wer war es?“ fragt Xena hart und zieht den Revolver heraus.
Bachl zwinkert mit den Augen, gleich aber lacht er schallend und schlägt mit den Händen klatschend auf die Schenkel. „So ein Spielzeug hat Mathias auch immer bei sich getragen!“
Xenas Augen werden dunkel vor Entsetzen. Mathias war es, Mathias war es. Aber das ist doch nicht möglich!
Bachl steht auf, gähnt laut und macht eine ironische Verbeugung. „Ich sehe, Sie sind ruhebedürftig, Gnädigste, darum muß ich Sie leider verlassen. Hoffentlich werde ich das Vergnügen haben, Sie bei dem feierlichen Begräbnis unseres lieben Landsmannes begrüßen zu dürfen. Wenn Sie so viel wissen, wissen Sie nicht auch zufällig, welche Blumen der arme Mathias bevorzugt hat? Ich möchte ihm nämlich einen Kranz spendieren. Und zerbrechen Sie sich nicht Ihren beschädigten Schädel mit unnötigen Grübeleien, wer das getan hat. Ich habe mit der Sache jedenfalls nichts zu tun gehabt. Ganz zufällig habe ich in dieser Hinsicht ein total reines Gewissen.“
Kaum ist er weg, taumelt Xena zum Telefon und ruft Leutnant Sokol an. Der ist aber nicht in der Bar und die Besitzer wissen nicht, wo er zu finden wäre. Ob Xena schon von dem Attentat auf das Postamt gehört hatte? Man sagt, Spione hätten die Bombe geschmissen.

Herrn Karaseks großer Tag

Herr Karásek ist gegen seine Gewohnheit unrasiert und hat dunkle Ringe unter den Augen. Katzenjammer hat er auch, er hat die ganze Nacht getrunken und geraucht. Jetzt stärkt er sich in der kleinen Cafeteria im Souterrain des Senders mit unzähligen Tassen Kaffee. Alle tuscheln und flüstern, die Arbeit in den Studios ist unterbrochen, es gibt heute keine Redaktionssitzungen. Karásek kratzt sich das unrasierte Kinn und sucht mit seinen blutunterlaufenen Augen sein erstes Opfer. Dann aber meint er, daß es besser wäre, eine große Rede zu halten. An der Cafeteria und im Gang in den Fensternischen stehen an die fünfzig oder sechzig Damen und Herren herum, die Kaffeetassen in der Hand. Ungarn sieht man keine, auch die Amerikaner lassen sich nicht blicken, genau wie die Slowaken. Herr Karásek stellt sich in Positur und beginnt: „Ist zufällig unter den anwesenden sehr geehrten Herren jemand da, der kein kommunistischer Spion ist? Verzeihung, was rede ich da, antikommunistischer Spion sollte es selbstverständlich heißen. Frankfurt, meine lieben antikommunistischen Kämpfer, ist eine schöne Stadt. Leider war ich schon sehr lange nicht mehr dort, das letztemal beiläufig vor einem Jahr. Und Sie, meine Damen und Herren? Haben Sie vielleicht zufällig in diesen Tagen in Frankfurt etwas zu tun gehabt? Man kommt nach Frankfurt und will natürlich Grüße schicken den Freunden nach München, oder vielleicht auch ein kleines Geschenk in einem Paket, nicht wahr?"
Die Herren und Damen scheinen taub zu sein. Zwei oder drei von ihnen haben es auf einmal eilig. Karáseks „Blödelei" muß der Security und der Direktion gemeldet werden. Karásek lächelt wehmütig und verständnisvoll, flucht eine Weile höllisch und setzt seinen Vortrag fort.
„Jawohl, Karásek ist an allem schuld, Karásek muß man denunzieren. Hallo, Springl, laß dir gleich für die Denunziation die gewöhnliche Taxe bezahlen, wir teilen nachher den

Judaslohn, ja? Wie gut hat es, meine sehr lieben Genossen, Jesus Christus gehabt, den hat nur einer verraten und wurde dafür sehr bald bestraft. Wetten wir, daß für den gelungenen Mord an Mathias niemand bestraft wird! Andererseits, einen gewissen Tadel muß ich an den Herren Mördern üben. Nur drei Leute sind hin, obwohl es mindestens hundert sein könnten. Das ist eine Verschwendung, meine Damen und Herren! Der Sprengstoff war doch bestimmt nicht billig. Aber ich bin überzeugt, daß es das nächstemal zehnmal soviel Leichen geben wird, sonst könnte die freie Welt denken, daß die Mörder Laien waren. Bei der Praxis, die die Herren Mörder haben, kann man mit einem bißchen Anstrengung einen Haufen Leichen erzielen!"

„Bist du verrückt, Karásek?" zischt der kleine, bärtige Regisseur.

„Freilich, Genosse, total verrückt bin ich, denn wenn ich nicht verrückt wäre, müßte ich es nach diesem Mord werden, und das wäre unerwünscht, nicht wahr, meine Damen und Herren? Ein Sprichwort sagt, daß Kinder und Narren die Wahrheit sagen. Liebe Genossen, wir sind uns im klaren, was wir auf der Polizei lügen werden. Erstens also, unsere Aussagen müssen streng vertraulich sein, denn als zweihundertprozentige Antikommunisten sind wir in Gefahr, von den Kommunisten, die den Kommunisten Mathias umgebracht haben, auch in die Luft gesprengt zu werden. Sehen Sie, meine Damen und Herren, wir wissen doch plötzlich alle, daß Mathias ein Kommunist war. Für mich ist es zwar eine Neuigkeit, aber ich bin ein Mensch, der der Abwechslung huldigt, und darum ist mir jede Neuigkeit, auch wenn sie ein kompletter Blödsinn ist, willkommen. Nur eines verstehe ich nicht, meine ehemaligen Mitglieder unserer geliebten Kommunistischen Partei. Warum haben die Kommunisten ausgerechnet einen Kommunisten getötet, und nicht zum Beispiel jemanden von den hier anwesenden amtlich bestätigten Antikommunisten? Ich sehe, meine Damen und Herren, daß Ihnen meine Trauerrede für den Erzkommunisten Mathias nicht gefällt und mein scharfer Verstand sagt mir, warum. Weil ich unrasiert bin, nicht wahr? Aber beruhigen wir uns, meine Lieben, uns droht seitens der deutschen Behörden keine Gefahr. Unser Sender ist bekannt-

lich nur mit prominenten Antikommunisten bevölkert, die mit Morden gar nichts zu tun haben."
Ein Redaktionsdiener trabt durch den langen Souterrainkorridor und ruft schon von weitem: „Herr Karásek, Sie sollen sofort in das Direktionszimmer kommen!"
Karásek schüttelt betrübt den Kopf und bleibt ruhig stehen. Die anderen rühren sich auch nicht von der Stelle. Jeder ist gespannt, wie weit der verrückte Kerl gehen wird. Er muß etwas bestimmtes wissen, er muß jemanden fest in der Hand haben, sonst würde er nicht wagen, so zu sprechen. Daß er aus dem Sender hinausfliegen wird, davon sind alle überzeugt. Sofort natürlich nicht, der Narr muß vorläufig glauben, daß man ihn nur für einen harmlosen Narren hält und daß ihm nichts geschehen wird.
„In das Direktionszimmer kann ich momentan in den nächsten Tagen leider nicht gehen", sagt Herr Karásek und blättert in seinem Notizbuch. „Sag' den Herren, sie sollen mich auch weiter gerne haben, wie bisher. Also — ich habe mir einige Anhaltspunkte notiert und ich möchte über meine bescheidene Meinung Ihre maßgebliche Meinung hören, meine Damen und Herren. Der mit dem Tode bestrafte Mathias war mißtrauisch, wie es sich für einen kommunistischen Agenten gehört. Kann man also annehmen, daß er ein Paket, das er von einem Fremden erhielt, geöffnet hätte? Wir alle wissen, daß vor einigen Jahren unsere liebe kommunistische Partei, deren einige prominente Mitglieder in diesem Sender als prominente Antikommunisten tätig sind, aus Olmütz solche Pakete an verschiedene tschechische antikommunistische Politiker verschickte. Dieses Paket stammt aber, wie die Gerüchte verlauten, nicht direkt aus Olmütz, sondern aus Frankfurt. Da aber unsere liebe tschechische kommunistische Partei vorläufig noch nicht definitiv nach Frankfurt übersiedelt ist, muß sie dort einen oder einige Vertreter haben. Stimmt es? Aber hätte Mathias ein Paket, das ihm ein Kommunist schickte, geöffnet? Nein, nicht wahr? Also hat Mathias geglaubt, daß das Paket von einem Antikommunisten stamme, den er sehr gut gekannt haben mußte. Jetzt ist die Frage, will man den Absender des Päckchens fangen oder nicht? Was wäre besser, meine Damen und Herren?"

Als neuer Bote der Direktion erscheint die zweite Sekretärin, ein harmloses, aber ziemlich beschränktes Wesen, über das sich alle lustig machen.
„Herr Karásek, Sie sollen sofort, aber wirklich sofort zu den Herren Direktoren“, ruft sie atemlos und will wieder zurücklaufen.
„Bleib stehen, Antikommunistin, und sag' uns, was es Neues gibt. Vorläufig keine weiteren Morde gemeldet?“
Die Sekretärin schaut die Versammlung an, sieht die feindlichen, schnippischen Gesichter und bekommt Lust zu zeigen, daß sie nicht so dumm ist, wie diese eingebildeten Herrschaften glauben. Jetzt hat sie Gelegenheit zu beweisen, daß sie mehr weiß, als die alle hier zusammen, die sie jeden Tag hundertmal kränken.
„Es gibt einen Wirbel in Amerika“, platzt sie los.
„Was denn, was denn?“ fragt Karásek sehr ernst und gespannt. „Fliegen dort auch die Postämter in die Luft?“
„Das nicht“, sagt das Mädchen treuherzig. „Aber ein Teletape aus New York ist gekommen. Top secret. Ein Slowake, ein gewisser Doktor Cukrin, scheint mir, macht Scherereien.“
„Cukrin? Ist es nicht Zibrin?“
Jemand hinten sagte es halblaut. Dann wiederholen den Namen mehrere von allen Seiten.
„Richtig, Zibrin ist es. Stellen Sie sich vor, der hat angeblich von dem geplanten Attentat erfahren und hat schon vor vierzehn Tagen irgendwelche amerikanischen Stellen gewarnt. Aber die Amerikaner haben ihm angeblich gesagt, daß sie das nicht interessiere. Der Doktor — na, ist ja egal, wie er heißt, will jetzt darüber in den Zeitungen schreiben.“
Einzelne Gruppen stecken die Köpfe zusammen und flüstern. Die Sekretärin ist mit der Wirkung ihrer Mitteilung zufrieden. Alle scheinen beeindruckt zu sein, nur Karásek wiehert derart, daß er die Kaffeetasse fallen läßt.
„Was gibt es da zu lachen, Herr Karásek?“ empört sich die Sekretärin. „Haben wir nicht schon genug Scherereien wegen des Mathias'? Muß noch der in Amerika, der doch gar nichts mit unserem Sender zu tun hat, auch Scherereien machen? Jeder soll das Maul halten, sagen die Herren oben. Wir haben mit dem Attentat nichts zu tun, das weiß auch die Polizei

und das haben unsere Herren Direktoren schon den deutschen Journalisten gesagt. Also was ist, Herr Karásek? Gehen Sie jetzt mit mir, oder nicht?"
„So lange ich mit meinen Grübeleien beschäftigt bin, kann ich mich mit meinen Dollargebern nicht beschäftigen. Die Untat des Doktor Zibrin hat meine äußerst logischen Gedankengänge so verwirrt, daß ich mich dort befinde, wo auch in einigen Tagen die deutsche Polizei mit der Untersuchung des Attentates hingelangen wird. In die Sackgasse."
„Sie sollen nicht darüber reden! Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß der Telepate top secret ist!"
„Kehre zurück zu den Herren, meine Kluge. Ich will meine Trauerrede beenden. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, meine Damen und Herren, aber ich wäre dafür, den Doktor Zibrin unschädlich zu machen. Die Frage ist bloß — wo hat der Stänkerer Zibrin das Material, das die Herren Mörder belasten könnte? Ich wäre dafür, zuerst nach dem Material zu fahnden und erst dann mit Doktor Zibrin mittels eines Päckchens abzurechnen."
Karásek macht eine Pause. Seine Mundwinkel zittern wie in einem Krampf, seine Maske des Spaßmachers, der sich viel erlauben darf, ist gefallen. Jetzt spricht er gedämpft, wie zu sich selbst, aber seine Augen wandern von einem Gesicht zum anderen, sein Blick saugt sich in die auf ihn gerichteten Blicke. Dafür setzen die Zuhörer rasch neue Masken auf. Gleichgültige, ironische, drohende, nichtswissende und entrüstete.
„Ich bitte höflichst die Herren Mörder des Mathias, die selbstverständlich ganz anderswo zu suchen sind, als hier, ich bitte sehr höflichst, mich nicht mit Kursch zu verwechseln. Ich werde keinen Selbstmord durch Gas begehen, denn ich habe noch verschiedene Kleinigkeiten zu erledigen. Sollte ich aber doch plötzlich an Keuchhusten oder Bauchweh sterben, dann — —"
Wieder eine Pause. Karáseks Augen registrieren aufmerksam die Reaktion der einzelnen Personen. Nichts entgeht ihm. Kein Augenzwinkern, keine beschleunigten Atemzüge, keine Verfärbung der Gesichter. Dann beendet er seine Rede mit einem einzigen Satz.
„Tote müssen schweigen, es gibt aber Tonbänder, die man nicht umbringen kann."

Die zweite Sekretärin, die mit offenem Mund zugehört hatte, wendet sich an den ersten besten, der zufällig neben ihr steht. Es ist Springl, einer von den Schauspielern des Senders, ein blonder, untersetzter Bursche, der von sich behauptet, er wäre Sozialdemokrat gewesen. Auch Springl spielt die Rolle des Spaßmachers, des kleinen Hofnarren, der die hohen Herren von der Direktion mit seinen derben Witzen amüsiert. „Was meint er mit den Tonbändern? Hat Mathias Tonbänder gehabt?"

Trotz der auf allen lastenden drohenden Rede des Karásek lachen einige nach dieser Frage auf. Springl tut so, als würde er angestrengt nachdenken und antwortet dann geheimnisvoll: „Ein anderer scheint Tonbänder zu haben, aber du darfst es niemandem sagen."

„Was für Tonbänder sollen es sein?" fragt das Mädchen, das nicht begreift, warum die anderen immer mehr lachen.

„Tonbänder mit unanständigen Damenwitzen sind es, also nichts für deine jungfräulichen Ohren. Aber die Sache ist top secret! Vergiß das nicht!"

Alles brüllt vor Lachen. Oben, von der Treppe, ruft jemand etwas, man versteht aber nicht, was er will, die gekünstelte Heiterkeit ist zu laut. Dann brüllt die Stimme erbost noch einmal: „Alles hinauf! Die Polizei hat angerufen!"

Niemand rührt sich zuerst, das Lachen hat sofort aufgehört. Nur Herr Karásek nickt und schreitet davon. „Hereinspaziert, meine Damen und Herren", plaudert er und hat schon wieder seine schmunzelnde Maske. „Der zweite Akt der Komödie wird gleich beginnen! Eintritt ist frei, die Rechnung wird vorläufig nicht präsentiert."

Im Landeskriminalamt

Samstag nachmittags wird auch Liba zur Polizei vorgeladen. Die Verhöre finden nicht mehr im Polizeipräsidium in der Ettstraße statt, das Landeskriminalamt hat den Fall Mathias übernommen. Die Zeitungsberichte sind auffallend zurückhal-

tend. Vor allem diejenigen Reporter, die aus einer Maus einen Dinosaurus in zwanzig Fortsetzungen mit sensationellen Enthüllungen machen können, begnügen sich bescheiden mit einigen Zeilen. Man berichtet lediglich, daß schon über tausend Zeugen verhört wurden, vorwiegend aus den Kreisen der tschechischen und slowakischen Emigration, man schreibt, die Polizei verfolge mehrere Spuren, die sie schließlich auch in anderen Fällen, wo es nicht um drei Menschenleben geht, zu verfolgen pflegt, die Zahl der Zeilen der Berichte schrumpft jeden Tag mehr zusammen und schließlich verschwinden die Berichte gänzlich. Kein Geschrei nach dem noch immer nicht gefundenen Attentäter erhebt sich, kein Reporter macht der Polizei irgendeinen Vorwurf. Man schreibt nichtssagende Berichte über Emigrantendschungeln, über den Sender schweigt man, als wäre er nicht vorhanden.
Liba fährt durch München in einem von den Luxusautos, die den Mitarbeitern des Senders «Free Europe» samt Chauffeur Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Sie sieht sehr hübsch aus in ihrem mädchenhaften Pepitakostümchen, sie ist sehr wenig, aber sehr raffiniert geschminkt, aber unter der Schminke ist sie blaß vor Angst. Bei dem roten Licht an den Straßenkreuzungen betet sie, daß das Wartezeichen für immer bleiben möge, sie betet sogar um einen Autozusammenstoß. Dann käme sie ins Krankenhaus und müßte nicht in das Landeskriminalamt. Freilich, die, die schon verhört wurden, erzählten alle, daß die Polizei äußerst höflich war und daß es eigentlich keine Verhöre waren. Das ist aber etwas anderes. Die haben ein reines Gewissen, Liba war aber in der Spionageschule in Marienbad. Wie war es nur? Wie war es bei der Präparation zu einem Verhör? Wie heißen Sie? Seit wann sind Sie in der Bundesrepublik? Wer hat Ihnen über die Grenze geholfen? Lügen Sie nicht, wir wissen alles! Sie sind eine tschechische Spionin! Antworten Sie! Schneller sprechen! Langsamer sprechen! Antworten Sie! Lügen Sie nicht! Sie sind verhaftet!
Warum hat sie nur nicht vorher mit Hrnek gesprochen? Hrnek hat die Amerikaner im Sender über den Fall Mathias beraten, Hrnek ist jetzt die wichtigste Person im Sender, Hrnek hätte am besten sagen können, wie sie sich auf der Polizei

verhalten soll. Zweimal hat sie ihn angerufen, er hat aber keine Zeit gehabt und nur gesagt „dummes Mäuschen, Baby, sei kein Kind, die auf der Polizei werden dich bestimmt nicht für eine Mörderin halten. Geh' nur ruhig hin, das Ganze wird nicht lange dauern".

Der Wagen biegt in die Winzererstraße ein, der Chauffeur sagt „Da wären wir also"!

Das Mädchen sieht ein großes Haus, das Gebäude kommt ihr wie ein Gefängnis vor, dazu noch das hohe, schwarze Tor, das drohend wirkt, obwohl es ganz harmlos offen steht. Der Wagen fährt durch das Tor, nichts erinnert hier an ein Gefängnis oder die Polizei. Der geräumige Hof ist eigentlich ein Garten mit gepflegtem Rasen, Blumen und Sträuchern.

„Wenn Sie fertig sind, rufen Sie den Motorpool an, der Wagen wird gleich da sein. Ich muß zurück, ich bin jetzt frei", und schon dreht er den Wagen um und fährt zurück.

Der ist frei, der Chauffeur, aber Liba ist gefangen. Mechanisch setzt sie ein Lächeln auf, vielleicht beobachtet sie jemand von einem der vielen Fenster, und geht zu einem von den Eingängen. Auch dort ist die Tür offen und niemand ist da, den sie fragen könnte, wohin sie gehen soll. Die Nummer des Zimmers, wo die Vernehmung stattfinden sollte, hat sie auf einem Stück Papier in ihrer Handtasche. Liba öffnet die Tasche — und wird vor Schreck gelähmt. In der Tasche liegt der Bericht für den toten Briefkasten, der Bericht über die Mitglieder der Widerstandsgruppe Milan Sokol. Heute abend soll sie den Brief abgeben, sie hat in der Aufregung ganz vergessen, daß sie den Umschlag seit gestern in der Tasche hat. Was jetzt? Sie schaut sich nach einer Toilette um, zum Glück ist eine da, kaum fünf Schritte hat sie zu gehen, sie schlüpft hinein. Rasch, nur rasch! Zerreißen das Zeug, nur schnell — da aber steckt sie den Umschlag in die Tasche zurück und beginnt zu weinen. Sie kann den Bericht nicht vernichten, sie hat keine Zeit, ihn noch einmal umzuschreiben, es ist schon halb fünf und zwischen sechs und sieben muß der Brief in dem toten Briefkasten sein. Sie muß also mit diesem belastenden Bericht zu der Polizei, sie muß vabanque spielen, wenn man sie durchsuchen wird, wird alles aus sein. Alles. Der Mutter wird niemand mehr helfen.

Noch immer weinend geht sie wieder von der Toilette hinaus und sieht gar nicht, daß ihr einer von den Kriminalbeamten folgt. Sie weiß auch nicht, daß sie genau so aussieht, wie es die in der Spionageschule gewollt und berechnet hatten. Hilflos, schüchtern wie ein Schulmädchen, bestimmt nicht wie eine Agentin.

„Was haben Sie denn, Fräulein? Warum weinen Sie?“ fragt der Kriminalbeamte freundlich.

„Ich bin — ich bin telefonisch vorgeladen.“

„Aha! Sind Sie vielleicht von dem Sender Freies Europa?“

„Ja.“

„Kommen Sie mit, ich werde Sie hinführen. Aber was haben Sie denn? Warum sind Sie so aufgeregt?“

„Weil — die Polizei — —“

„Aber Kind, hier wird Ihnen bestimmt niemand den Kopf abreißen. Beruhigen Sie sich und kommen Sie.“

Sie kommen in einen breiten Korridor, wo zu beiden Seiten lange Bänke stehen. Einige sind besetzt, Liba sieht Bekannte. Auch beim Fenster hinten stehen einige. Sie stehen und sitzen hier genau so ungeniert wie im Sender, sie rauchen und plaudern und niemand scheint Angst zu haben.

„Nehmen Sie einstweilen hier Platz, ich werde nachschauen, ob Sie schon hinein können.“

Der Kriminalbeamte geht in eines der Zimmer, Liba setzt sich auf eine Bank und hält die Handtasche fest mit beiden Händen. Gerne würde sie sich im Spiegel anschauen, die Wimperntusche ist bestimmt durch die Tränen verschmiert, sie wagt aber nicht, die Tasche zu öffnen. Sie sitzt bewegungslos wie ein Figürchen und hört einzelne Worte und Sätze aus den Gesprächen, die die Wartenden untereinander führen. Was sie sagen und was sie meinen bearbeitet ihr Gehirn nicht, es beruhigt sie aber, daß sie ab und zu bekannte Stimmen in ihrer Muttersprache reden hört.

„Vertraulich, Mensch! Was heißt vertraulich, wenn hier jeder jeden sehen kann?“

„Für mehrere Spionagedienste hat er gearbeitet, ich weiß es doch. Auch für die Franzosen.“

„Für das Deuxième Bureau oder für die Rothändler? Die zahlen doch miserabel.“

„Hundertachtzigtausend Mark hat man bei ihm gefunden."
„Na geh', es heißt doch, die Leiche wäre total zerfetzt gewesen. Wie ist es also möglich, daß ausgerechnet das Geld —"
„Freilich habe ich ihn gekannt, Herr Inspektor, habe ich gesagt. Wie man sich eben in der Emigration miteinander kennt. Man sagt wie geht's, danke schön, mir geht es auch grauenhaft gut, aber sonst — —"
„Was weiß ich, wer alles hier im Landeskriminalamt beschäftigt ist? Weiß ich denn, wer das Protokoll in die Hände bekommt? Nein, ich weiß von gar nichts."
„Ich sage nicht, daß ich nichts weiß, aber warum soll ich mich in eine Sache einmischen, die mich nichts angeht?"
„Sollen sie selber suchen, dafür sind sie ja Polizei und werden dafür bezahlt."
„Also — in Prag wurde ich ganz anders verhört. Ich habe in Prag in der Bartholomäusgasse noch nicht einmal das Maul zum höflichen Gruß aufgemacht und schon hab' ich zwei Ohrfeigen bekommen, daß meine Zähne wie Kanarienvögel herumgeflogen sind. Das nenne ich ein Verhör, meine Herren! Hier hat mir der Kommissär gesagt — bitte sehr, nehmen Sie Platz, darf ich, bitte, Ihre Kennkarte sehen, danke, also, bitte, ich frage Sie jetzt — lauter bitte und danke, ist das eine Methode? So werden sie keinen Mörder fangen."
„Ich glaube, die wissen schon längst, wer es war, aber im Spionagedienst ist es immer so. Nichts wird bekanntgegeben, die Öffentlichkeit braucht von solchen Dingen nichts zu wissen."
„Klar, Jaroslav, daß die hier wissen, wer es war! Jeder weiß doch — —"
„Kusch, du Ochse! Wände haben Ohren und Mikrophone!"
„Gut, wer garantiert mir aber, daß ich auch nicht zum heiligen Petrus fliegen würde, wenn ich — —"
„Hast schon gehört? Der Herr Medizinalrat Bachl hat auch schon ausgesagt. Er hat angeblich zwei Personen entlastet, über die jemand der Polizei zugesteckt hat, daß sie mit Ekrasit hausieren."
„Da siehst du, was die Polizei alles nicht weiß! Wenn die hier nicht einmal wissen, daß Bachl ein Lump und ein Hochstapler ist und — —"

„Ein Spionennest ist der Sender und nichts anderes! Jeder weiß es, nur die Polizei nicht! Die glaubt scheinbar noch immer, daß Radio «Free Europe» die größte moralische Waffe gegen den Kommunismus ist!"
„Nicht einmal durchsucht würde der Sender, das sagt doch alles!"
„Die Separatisten stänkern schon wieder!"
„Laß sie, man muß auf sie Rücksicht nehmen, sie haben ja den obersten Separatisten, den Mathias, verloren!"
„Ist ja nicht der erste Mord, der dort ausgeheckt wurde!"
„Halte das Maul, oder willst du, daß ich dich anzeige?"
„Aber meine Herren, meine Herren! Die von dem Sender sind lauter Engel! Nur die Hörner fehlen halt!"
„Und ich wette mit dir, daß die Mörder nie gefunden werden. Auch wenn sie sich persönlich hier melden würden, würde man sie nicht fangen."
Liba Melanova wird hineingerufen. Sie bekreuzigt sich, bevor sie das Zimmer betritt. Zuerst sieht sie gar nichts vor lauter Aufregung und stolpert über eine Stufe. Erst einige Sekunden später sieht sie zwei Schreibtische, zwei Tischchen mit Schreibmaschinen und eine Frau, die bei einem von den Tischchen sitzt und Weißwürste und Semmeln mit Appetit in den Mund stopft. Zwei Beamte stehen am Fenster und besprechen etwas leise. Der eine hat ein Aktenstück in der Hand.
„Setzen Sie sich hin", sagt die Frau mit vollem Mund und zeigt auf einen Stuhl. „Gleich bin ich fertig, ich bin heute gar nicht dazu gekommen, zum Mittagessen zu gehen, so viel haben wir zu tun." Sie wischt sich die Hände an einem Stück Durchschlagpapier ab und verkündet lächelnd: „Jetzt bin ich wieder einmal satt. Ich bin so weit."
Einer von den Beamten setzt sich auf einen Stuhl, springt aber sofort wieder auf. „Schon wieder der wacklige Stuhl!" Er schiebt den Stuhl weg, setzt sich auf einen anderen, Liba gegenüber, aber bevor er etwas sagen kann, spricht schon wieder die Frau bei der Schreibmaschine. „Zum Friseur werde ich heute wohl kaum mehr gehen können."
Der Beamte schaut Liba an, sein Gesicht verrät aber nicht, was er denkt. Liba spürt, wie sie rot wird. Der Beamte ist

jung, höchstens fünfundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre.
„Es erschien vorgeladen Fräulein oder Frau — —" leiert die Frau und beginnt auf die Tasten zu hämmern.
„Haben Sie einen Ausweis?" fragt der Beamte.
„Ja — das heißt nein. Zu Hause habe ich ihn, hier nicht." Sie hat ihren Flüchtlingsausweis und die rote Karte vom Sender in der Tasche, sie kann sie aber nicht öffnen, dort ist doch auch der Bericht. Um Gottes willen, hoffentlich wird sie die Tasche nicht abgeben müssen!
„Sie hätten eine Legitimation mitnehmen sollen. Sie heißen also Libuše Melanova."
„Ja."
„Wo geboren? Name der Eltern? Verheiratet? Ledig hat sie gesagt, ledig! Ich muß das Fenster zumachen, die Flugzeuge machen schon wieder — — Religion? Beruf? Sie sind ein Flüchtling, nicht wahr? Wann sind Sie in die Bundesrepublik gekommen? Aha, mit dem sogenannten ‚Panzer der Freiheit'. Gut, das hätten wir also. Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie nur reine Wahrheit sagen müssen und daß Sie nichts verschweigen dürfen, sonst würden Sie sich strafbar machen. Haben Sie verstanden?"
„Ja, bitte."
„Gut also. Sie wissen, warum Sie hier — —"
„Einen Moment nur", unterbricht ihn die Frau bei der Schreibmaschine. „Soll ich nicht Kaffee kochen? Ich bin so kaputt, daß ich — — Für Sie auch eine Tasse, nicht wahr?"
„Meinetwegen. Aber machen Sie schnell."
Die Frau hantiert an dem kleinen elektrischen Kocher, der in einer Ecke auf dem Fußboden steht, und der Beamte mustert inzwischen die Vorgeladene. Liba wird wieder rot.
„Warum zittern Sie so? Haben Sie Angst?"
„Ja, bitte."
„Warum?"
„Weil — die Polizei — ich — —"
„Was wissen Sie über den Fall Mathias?"
„Nichts, bitte."
„Na, na, das ist aber nicht die reine Wahrheit, was Sie jetzt sagten. Sie wissen doch, daß Mathias einem Attentat zum Opfer fiel?"

„Das weiß ich, bitte."
„Woher wissen Sie es?"
„Aus den Zeitungen."
„Nur aus den Zeitungen? Das glaube ich nicht. Im Sender spricht man doch ganz bestimmt über den Fall Mathias so Verschiedenes. Oder haben Sie nichts gehört?"
„Doch. Man sagt, man hat ihn umgebracht."
Der Beamte lacht, wird aber sofort wieder ernst. „Wieso sprechen Sie so gut deutsch?"
„Wir haben früher in Wien gewohnt, meine Mutter und ich."
„Ist Ihre Mutter auch hier?"
„Nein, sie ist in der Tschechoslowakei im Gefängnis. Sie wurde bei unserem ersten Fluchtversuch an der Grenze durch einen Schuß verletzt —"
Sie will in die Tasche greifen, besinnt sich aber rechtzeitig. Sie kann das Taschentuch nicht aus der Handtasche herausnehmen. So wischt sie sich die Tränen mit dem Handrücken ab. Der Beamte wartet, bis sie sich ein wenig beruhigt hat und fragt dann weiter: „Was ist die Meinung der Leute im Sender? Wer kommt als Täter in Frage?"
„Sie sagen, es waren Kommunisten. Aber die anderen sagen wieder, daß es nicht Kommunisten waren."
„Namen werden keine genannt?"
„Nein."
„Haben Sie den Slowaken Mathias persönlich gekannt?"
„Nein."
„Ist er nie im Sender gewesen? Da haben Sie sein Bild. Haben Sie ihn irgendwo gesehen?"
Er schiebt ihr ein Foto zu. Die Augen des Mannes auf dem Bild sehen sie an, fest und kühl. Diese Augen hat sie doch schon irgendwo gesehen, aber wo nur? Sonderbar, wie die Augen des Toten sie betrachten. Als wüßten sie etwas. Als ob sie alles wissen würden. Alles, auch das, daß sie in der Tasche — richtig, das ist doch der Mann, der ihr damals ihre Handtasche brachte, in der Bar. Mit Karásek hat er gesprochen. Das war also der Mathias.
„Also — kennen Sie ihn oder kennen Sie ihn nicht?"
Wieder wird die Schülerin des Institutes in Marienbad zu einem Automaten. Ihr Unterbewußtsein beginnt gehorsam

eine Platte abzuspielen. Die Technik des Verhörs. Retardationsmoment beim Verhör, Ablenkungsmanöver, zugeben nur das, was nicht belasten kann. Offene Tür lassen, keine bestimmte und bindende Aussage, möglich ist es, aber bestimmt weiß ich es nicht, vielleicht war es so, ich kann mich aber daran nicht mehr erinnern.
„Es ist möglich, daß ich ihn irgendwo gesehen habe, aber mit Bestimmtheit kann ich es nicht behaupten."
Eine Sekunde stutzt der Kriminalbeamte. Auch er kennt selbstverständlich die Technik des Verhörs und dieser Satz kommt ihm bekannt vor. Dieser Satz, der weder bejaht noch verneint, ist gut vorbereitet, es ist eine vorsichtige Antwort eines Menschen, der — aber dieses verweinte Mädchen kann doch nicht — ganz ausgeschlossen.
„Na schön. Unterschreiben Sie das Protokoll, hier unten. Drücken Sie fest zu, damit die Unterschrift auch durch die Durchschläge geht. Wenn wir Sie noch brauchen werden, werden Sie noch einmal vorgeladen."
„Danke."
Liba knixt vor dem Beamten und sie knixt vor der Frau und sie lächelt strahlend, denn sie ist wieder frei.
Auf dem Korridor sitzt auf einer leeren Bank malerisch ausgebreitet Herr Karásek und hält einen Monolog. „Es war einmal ein gewisser Navratil und der hat einmal einen Kreuzer verloren. Der Navratil steht da und schaut zum Himmel hinauf und dreht sich dabei im Kreis. Kommt zufällig ein gewisser Trnka dazu und sagt: ‚So wirst du den Kreuzer auf keinen Fall finden.' Navratil, der gute, schaut weiter zum Himmel hinauf und meint dann weise: ‚Wer sagt dir denn, daß ich den Kreuzer finden will?' Oh, küsse die Hände, kleine Libuška! Wie geht es denn meinem lieben Freund Hrnek?"
Liba will mit einem Scherz antworten, aber die Augen des Karásek halten sie fest. Es sind kühle Augen, diese Augen wissen viel, vielleicht alles. Sie gleichen den Augen des Toten auf dem Bild.
Rasch trippelt sie auf ihren hohen Absätzen fort, ohne sich umzudrehen. In einer Ecke beim Eingang unterhalten sich flüsternd der Hypnotiseur, die Nackte und die Leiterin des

Jugendprogrammes. Man hört kein Wort, so leise sprechen sie, aber Liba liest die Worte mechanisch von ihren Lippen ab und weiß, von wem sie sprechen. Kalous. Kalous war es.

Die Flucht des Genossen Andel

Das Hotel heißt jetzt Moskva (Moskau), macht aber dieser Stadt keine große Ehre. Von dem vornehmen Luxus und der peinlichen Sauberkeit des früher weltberühmten Kurortes Karlsbad ist nichts übrig geblieben. Die Möbel, die Teppiche, die Bilder, die Gardinen und das Silberzeug haben die Zlatokopi (Goldgräber) im Jahre 1945 gestohlen. Man nannte es selbstverständlich nicht Diebstahl, sondern eine Beschlagnahmung des deutschen Eigentums im Sinne des Kaschauer Retributionsdekretes. Diese Dekrete, die man Gesetze nannte, obwohl sie ohne Parlament gemacht wurden, erlaubten den Tschechen in den Sudeten nicht nur den Mord, sondern natürlich auch den Raub. Man nahm alles mit, auch das, was zugenagelt war. Sogar Fensterstöcke und Tore und Türen. Diese Národni správcové (Nationalverwalter) lebten vom Raub des deutschen Eigentums eine Zeit herrlich in der Tschechoslowakei, und später nicht minder herrlich als politische Flüchtlinge in der Bundesrepublik.
Das Hotel Moskva ist jetzt ein Erholungsheim für das arbeitende Volk. In jedem Zimmer stehen vier Feldbetten, die außer den Erholungsbedürftigen auch ganze Divisionen von gefräßigen Wanzen beherbergen. Jedes Zimmer schmückt ein riesengroßes Porträt des Väterchen Stalin, der schmunzelnd und grinsend zuschaut, wie sich sein Satellitenvolk erholt. Um sechs Uhr in der Früh ist Appell, wobei die Zeiteinteilung des Tages bekanntgegeben wird. Zwischen halb und sieben Uhr gibt es Leibesübungen, um sieben Uhr ein Frühstück, bei dem außer Ersatzkaffee echte sowjetische Literatur serviert wird. Danach begibt sich ein Teil der Erholungsbedürftigen in die Küche, während der andere die Zimmer aufräumen muß. Nachmittags debattiert man über Leninthesen und

aktuelle politische Tagesfragen, es folgt ein Kurs in russischer Sprache für Anfänger und Fortgeschrittene, den jeder Erholungsbedürftige freiwillig besuchen muß. Nach dem Abendbrot darf man die Freizeit nach Belieben gestalten, jedoch muß man um zehn Uhr schon im Bett sein, um sich von der Erholung ausgiebig erholen zu können.

Gegen vier Uhr früh hört der Genosse Portier, wie schon seit acht Tagen um diese Zeit, ein Gepolter vor dem Haustor. Die Glocke funktioniert nicht, sie kann beim besten Willen nicht funktionieren, denn sie ist überhaupt nicht da, jemand hat sie für den Hausgebrauch organisiert.

Draußen steht eine Jammergestalt, die mitleiderregend wirkt. Der Mann in dem geflickten Mantel aus Ballonseide ist durch und durch naß, als wäre er ins Wasser gefallen. Seine Zähne klappern laut vor Kälte, seine Hände sind blaugefroren. Er steht im Regen da, die ganze Nacht hat es gegossen.

„Genosse Andel", sagt der Genosse Portier würdig. „Du bist ein Schwein und darum fliegst du heute! Verstanden?"

Dieser Satz entbehrt zwar jeder Logik, denn Schweine fliegen bekanntlich nicht, doch er übt eine starke Wirkung auf den nassen Genossen aus. Er klappert nicht mehr mit den Zähnen, dafür aber fletscht er sie, wie ein gereizter Fleischhackerhund.

„Bei Tag erhole ich mich, wie es vorgeschrieben ist. Was ich in der Nacht mache, das geht dich einen großen Dreck an, Genosse", entgegnet er und haut dabei mit seinem nassen Hut gegen die Wand, daß das Wasser nach allen Seiten spritzt.

„Wie kann nur so ein Schwein ausgerechnet Andel (Engel) heißen", erhebt der Genosse Portier die Stimme. „Halbkrepiert bist du mit deinen Magengeschwüren und trotzdem mußt du jede Nacht Weiber haben!"

„Ich bin stark erotisch veranlagt", pariert prompt der nasse Engel.

„Das gibt es nicht unter dem arbeitenden Volk, du Schwein, das gibt es doch nur unter den Kapitalisten!" brüllt der Genosse Portier. „Ich pfeife auf deine Erotik, damit du es weißt! Ich bin hier Nachtportier und darum will ich in der Nacht meine Ruhe haben! Ich werde noch heute dem Genossen Doktor eine Meldung über dich erstatten. Und jetzt, marsch in dein Zimmer, du Kapitalist!"

Um zehn Uhr vormittags fliegt der erotisch veranlagte Genosse Andel tatsächlich. Er bekommt einen Entlassungsschein, mit dem er sich in seinem verstaatlichten Betrieb in Brünn melden soll. Genosse Andel zeigt sich gefaßt, verlangt aber, daß man statt Brünn Brünn-Zabrdowitz schreiben soll, denn dort wäre er beschäftigt und wie käme er dazu, eine Freikarte nur nach Brünn zu bekommen und dann die Strecke nach Zabrdowitz aus eigener Tasche zahlen zu müssen. Der Genosse Arzt ist froh, daß er diesen sonderbaren Erholungsbedürftigen los wird und verbessert darum Brünn auf Brünn-Zabrdowitz.
Um zwölf Uhr sitzt Genosse Andel in einem Zug, der aber nicht nach Brünn, sondern nach Budweis fährt. Die verbesserte Eintragung in seinem Entlassungsschein hat er noch einmal sorgfältig ausgebessert. Nicht nach Brünn-Zabrdowitz ist er verpflichtet, unverzüglich zu fahren, sondern nach Böhmisch-Budweis. Brünn ist nur ein kurzes Wörtchen, darum mußte es Brünn-Zabrdowitz heißen, denn diese beiden Worte ließen sich ohne große Mühe in zwei andere Worte, Böhmisch-Budweis, ummogeln.
Die Züge in den Volksdemokratien haben nichts mehr mit der Pünktlichkeit der kapitalistischen Züge zu tun und darum kommt Genosse Andel erst mitten in der Nacht nach Budweis. Der Bahnhof ist dunkel, außer einigen STB- und SNB-Männern sieht man nicht einmal einen Hund. Vor dem Bahnhof sieht es genau so aus. Finster wie in einem Kohlensack und weit und breit kein Mensch. Dazu noch ist Genosse Andel zum erstenmal in dieser Stadt in Südböhmen und kennt sich hier überhaupt nicht aus. Auch hier gießt es und der kalte Wind, der an seinem dünnen Mantel herumzerrt, kann die Stimmung des hungrigen und nicht ausgeschlafenen Genossen auch nicht rosig machen. Acht Nächte hat er in Karlsbad im Park im Gebüsch verbracht, spazieren zu gehen hat er sich nicht getraut wegen der Männer von der Staatssicherheit, wie jetzt die Polizei heißt. Die schnüffeln überall und bald hätten sie herausbekommen, daß Genosse Andel seine Nächte nicht in Damengesellschaft verbringt, wie er es in dem Erholungsheim jedem erzählte, sondern einsam wie ein herrenloser Hund. Genosse Andel hätte sich bis zur Sperrstunde,

also bis Mitternacht, in irgendein Gasthaus setzen können, er bekam von seinem Verbindungsmann das notwendige Geld für diese Ausgaben, aber das gestattete seine Sparsamkeit nicht. Wozu sollte er das Geld für das schlechte Bier und für die noch schlechtere Limonade den Kommunisten in den Rachen stecken, wenn diese Getränke sein kranker Magen ohnehin nicht verträgt.
Jetzt verflucht er wieder mit vielen Kraftworten die kommunistische Sauwirtschaft, allerdings nur im Geist. Fast alle Straßen und Plätze sind auch in dieser Stadt umbenannt, Stalinplatz gibt es und es gibt eine Konjewstraße, nirgends aber sieht er die Waldgasse, die er finden soll, und nur der liebe Gott und die Kommunisten wissen, ob die Waldgasse noch immer Waldgasse heißt oder vielleicht Woroschilowstraße. Grob fluchend trabt Genosse Andel durch das wie ausgestorbene Städtchen. Um acht Uhr sollte er in der Waldgasse sein und jetzt ist es schon elf vorbei, der Transport wird vielleicht schon fort sein, ohne ihn. Endlich sieht er Licht in zwei oder drei Fenstern. Es ist aber kein Gasthaus, wie Genosse Andel annahm, sondern das Amt, mit dem er nicht in Berührung kommen sollte. Es ist die Staatssicherheit, der Teufel soll sie auf der Stelle holen, aber es nutzt nichts, er muß hinein in dieses Haus des Schreckens, wenn er die Waldgasse finden will.
Die Genossen SNB-Männer spielen geräuschvoll Karten, als Genosse Andel den verrauchten Raum mit einem lauten „Ehre der Arbeit“ betritt. Sie antworten „Ehre der Arbeit“ und hauen weiter die Karten auf den Tisch. Ohne viel herumzureden zieht Genosse Andel seinen ausgebesserten Wisch heraus und erklärt, daß er in die Waldgasse Nummer soundso muß, da er dort für den Genossen Arbeiterdirektor seines Betriebes eine Briefmarkensammlung kaufen soll.
„Du hast Glück, Genosse“, sagt einer von den SNB-Männern und steht vom Tisch auf. „Zu der Waldgasse ist es ein langer Weg, eine gute Stunde, nie in deinem Leben würdest du die Gasse in dieser Nacht finden. Aber gerade vorhin hat man telefoniert, daß es dort irgendwo in der Nähe brennt. Die Feuerwehr ist hier im Haus, die Spritze steht schon im Hof. Ich fahre auch mit, vielleicht ist der Brand ein Sabotageakt

der amerikanischen und bundesdeutschen Spione und Diversanten, man kann nie wissen. Ich nehme dich mit, Genosse."
Draußen erfährt Genosse Andel, daß die Fahrt mit der Feuerwehr auch etwas kostet, der SNB-Mann wollte zwanzig Kronen für seine Gefälligkeit, bekam aber nur die Hälfte, denn Genosse Andel ist sehr sparsam.
Die heulende Sirene der Feuerwehr veranlaßt sämtliche Hunde in Budweis zum wütenden Bellen und Kläffen, die Bewohner hören natürlich alles, aber niemand zeigt sich am Fenster, das wäre nicht ratsam. Mit der Feuerwehr fährt immer einer von der SNB, und diese Strolche haben auch hinten Augen, die würden gleich fragen, wieso bist du noch so spät in der Nacht komplett angezogen, Bruder oder Genosse? Wolltest du vielleicht einen kleinen Spaziergang aus gesundheitlichen Gründen zur Grenze machen?
Der Vertrauensmann der Widerstandsgruppe „Freie Heimat", der in der Waldgasse ein kleines Häuschen bewohnt, das ganz einsam am Rande der Stadt steht, reißt sich die Hosen herunter, als der Feuerwehrwagen draußen stehen bleibt. „Alles in den Keller, Maria und Josef, die SNB ist da!"
Die fünf Menschen, zwei Frauen und drei Männer, die in der Küche saßen, drängen sich zu der Falltür, unter der die Stiege zum Keller liegt. Einer schiebt den großen Holzkoffer, der auf der Falltür zur Tarnung steht, fort, dann verschwinden die fünf in dem stockfinsteren und feuchten Keller. Der Vertrauensmann stellt den Koffer wieder dorthin, wo er war, stopft die Hose und den Rock in den Küchenschrank und läuft in Unterhosen aufmachen. Von oben, aus der kleinen Mansarde, hört man seine Frau jammern und die aus dem Schlaf aufgeschreckten Kinder greinen und schreien. „Kusch, ruhig, hinlegen", ruft er und als er den Schlüssel in das Schloß steckt, überlegt er noch, ob er doch nicht den Revolver aus der Küche holen soll. Aber das hätte keinen Zweck, das hört er an den vielen Stimmen draußen, diesen Kampf würde er bestimmt verlieren.
„Wirds bald?" brüllt einer draußen. „Der schläft wie ein Generaldirektor, der Mann!"
Die beiden Männer, der Vertrauensmann und Genosse Andel kennen sich natürlich nicht, aber sie sollen sich nach dem

verabredeten Losungswort erkennen. Und schon ist auch das Losungswort da, auf den Genossen Andel kann sich seine Gruppe vollkommen verlassen.
„Ich komme wegen der Briefmarkensammlung", verkündet er und niest statt zu grüßen.
Der Vertrauensmann in der kurzen Unterhose hört das richtige Losungswort, aber er sieht auch den SNB-Mann, der hinter dem Genossen Andel steht. Sofort glaubt er Bescheid zu wissen. Der Mann ist ein Spitzel oder ein Agent-Provokateur. Darum antwortet er, zwar bebend vor Angst, aber wütend: „Was ist das für ein blöder Witz? Ich weiß gar nichts von einer Briefmarkensammlung!"
Die Weisheit des Genossen Andel ist damit zu Ende, denn die Antwort auf das Losungswort sollte heißen: „Kommen Sie hinein, ich habe schon auf Sie gewartet."
Die Feuerwehrleute werden ungeduldig, der Brand wartet schließlich nicht. „Was ist jetzt also?" schreit der Fahrer. „Bleibst hier oder kommst mit?"
Der Vertrauensmann steht noch immer in seiner Unterhose da, Genosse Andel in seinem durchnäßten Mantel auch. Die beiden schauen sich bitterböse an. Jeder hält den anderen für einen Verräter. Dem SNB-Mann wird die Sache zu dumm. „Hör mal, der Mann ist krank, er kommt direkt aus einem Erholungsheim, das habe ich selbst mit meinen eigenen Augen gesehen", sagt er im Amtston. „Und daß du eine Briefmarkensammlung hast, davon hast du überall herumerzählt. Du weißt, wir wissen alles. Ob du deine blöde Briefmarkensammlung verkaufen oder in den Abort werfen willst, das ist mir total egal, aber der Mann kann jetzt nicht mitten auf der Straße stehen bleiben. Geh' nur ruhig hinein, Genosse", wendet er sich gönnerhaft zum Genossen Andel. „Er wird schon mit sich reden lassen. Und wenn nicht, dann weißt du, wo du mich finden kannst."
Die Feuerwehrspritze tutet schon einen Kilometer weiter, der Vertrauensmann begreift aber immer noch nicht. Trotzdem führt er seinen Besucher in die Küche, denn Befehl ist Befehl und einen Befehl der SNB nicht auszuführen, bedeutet einen schönen Aufenthalt in einem Arbeitslager.
Während die fünf unten in dem Keller vor Kälte und Angst

zittern, erzählt Genosse Andel umständlich seine Geschichte. Der Vertrauensmann — es ist der sogenannte Zugführer, der die Flüchtlinge beherbergt und ein Stück des Weges führt — atmet zwar erleichtert auf, wird aber gleichzeitig von einer Mordswut gepackt.

„So ein Rindvieh, ein hörniges, so etwas schickt man mir auf den Hals", knurrt er außer sich. „Ausgerechnet zu der SNB mußtest du nach mir fragen gehen, du Superidiot?"

„Wohin sollte ich sonst gehen?" fragte Genosse Andel verhältnismäßig ruhig. Streiten darf er mit dem Vertrauensmann nicht, denn von ihm hängt es ab, ob er zur Grenze kommt oder nicht.

„So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert, und ich habe schon Hunderte von Flüchtlingen gesehen! Deinetwegen, du blödsinniger Engel, ist meine Frau ganz außer sich, deinetwegen habe ich die Leute in den Keller gejagt, deinetwegen kann der Transport heute nicht mehr weitergehen! Ich könnte dich — herkommen, schieb' den Koffer fort! Heraus, die SNB ist weg! Wir müssen aber die Falltür auf alle Fälle offen lassen, die Feuerwehr wird vielleicht denselben Weg zurückfahren. Legt euch hin und schlaft. Alles ist verhaut wegen dieses Ochsen da."

Ohne zu widersprechen oder ohne zu fragen rollen sich vier von den Flüchtlingen auf dem Fußboden zusammen und dekken sich mit ihren Mänteln zu. Sie haben in den kommunistischen Kerkern und den Arbeitslagern Geduld gelernt. Man kann nichts machen. Man muß froh sein, daß die SNB nicht hier geblieben ist.

Der fünfte Flüchtling ist eine Frau aus Prag. Es ist die lungenkranke Schneiderin, die vor dem Gasthaus „U Fleku" die Verhaftung des Mannes der Widerstandsgruppe des Leutnants Sokol gesehen hatte. Für sie hat der Vertrauensmann den Diwan in der Küche zur Verfügung gestellt. Nicht nur, weil die Frau krank ist, sondern vor allem deshalb, weil sie nützlich ist. In den vier Tagen, die sie hier versteckt verbrachte, hat sie die Wäsche der Familie geflickt und für die Kinder hübsche Mäntel aus alten Decken genäht. Da sie auch jetzt noch am Tisch sitzen bleibt und an einer Bluse etwas ausbessert, streckt sich Genosse Andel ohne lange zu

fragen auf dem Diwan aus. Er ist ganz zufrieden mit sich. In Karlsbad hat er erreicht, daß er aus dem Erholungsheim hinausflog wie es ihm befohlen wurde, und den Vertrauensmann hat er auch gefunden. Mehr kann man von ihm schließlich nicht verlangen.

Nach dem Attentat

Bei Mathias Begräbnis waren Kriminalbeamte in Zivil anwesend, denn die Mörder werden angeblich zu den Leichen ihrer Opfer hingezogen, wie ein Esel zum frischen Heu. Auch verschiedene Vertreter verschiedener Nachrichtendienste markierten die Trauergäste. Verhaftet wurde niemand, die Grabreden verliefen ohne Zwischenfälle. Mascha, das Kugelchen, pflanzte sich am Sarg auf und schluchzte ostentativ. Dabei hatte sie Grund zur Freude. In dem „Nachlaß", der in den illegalen Wohnungen des Ermordeten gefunden wurde, befand sich auch ihr Foto, das aus dem Auto, als sie Xenas Wohnung verließ, geknipst wurde. Mascha bekam das Foto von einem Mittelsmann, über den sie Verschiedenes wußte und der gerne die Gelegenheit ergriff, ihr eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Wie gut, daß der Slowake hin war, bevor er ihr Bild mit entsprechendem Text weitergeben konnte. Zwar hat sie überall, auch in den Ministerien und bei den Behörden, Leute sitzen, die so tanzen müssen, wie sie pfeift, wenn diese nicht von ihr verpfiffen werden wollen, aber immerhin, Mathias hat bestimmt etwas von ihr gewußt und er wußte auch, wem er das Foto zu geben hätte.
In aller Stille, ohne sich zu verabschieden, verschwand inzwischen der Antikommunist Zvolsky, der für die Amerikaner Verhöre mit den Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei führte. Obwohl mit ihm auch die komplette Kartothek mit den Namen der antikommunistischen Flüchtlinge verschwand, wurde seine Rückkehr nach Prag als Entführung bezeichnet. Genosse Zvolsky wurde persönlich vom tschechischen Innenminister Nosek empfangen, der ihm für seine erfolgreiche Tätigkeit

bei den dummen Amerikanern seine Anerkennung aussprach und ihn sofort mit einer neuen Aufgabe betraute. Zvolsky erhielt eine Wohnung in der Podskalskagasse in Prag, in demselben Haus, wo später der auch „entführte“ sozialdemokratische Minister Bohumil Lauschmann als Leiter der „Betreuung“ der antikommunistischen Emigranten in Österreich und in der Bundesrepublik residieren sollte. Außerdem bekam Genosse Zvolsky einige verläßliche Genossen und Genossinnen zugeteilt, die sich für Schriftsteller und Journalisten hielten, deren Produkte aber nicht einmal als Leserbrief der „verdienten Melkerinnen“ und der Sammler der feindlichen amerikanischen Kartoffelkäfer veröffentlicht werden konnten. Jetzt durften sie nach Herzenslust schreiben, allerdings nicht für die Zeitungen.

„Lieber Herr Mucha“, begannen gewöhnlich die Aufsätze, die eigenhändig auf Briefpapier geschrieben werden mußten. „Zufällig erfuhr ich von einem Bekannten, den ich aus begreiflichen Gründen nicht nennen kann, daß Sie in München in der Kaulbachstraße wohnen. Obwohl ich Sie persönlich nicht kenne und Sie mich auch nicht, wird es Sie vielleicht interessieren, daß ich eine einsame Frau von sechsundzwanzig Jahren bin. Ich fühle zu Ihnen nach der Schilderung meines Bekannten eine tiefe Sympathie. Ich bin nicht in der Partei, das sagt Ihnen wohl alles! Was ich ausstehen muß, können Sie sich bestimmt vorstellen. Ich war Lehrerin, jetzt muß ich als Arbeiterin beim Straßenbau schuften. Meine Hände sind ganz zerschunden, mein Gesicht ist — leider — aber immer noch hübsch genug, um den Genossen, die etwas zu sagen haben, zu gefallen. Sie verstehen schon, was ich meine, lieber Herr Mucha, nicht wahr? Ich weiß, daß sie im Grenzland (früher Sudetenland) Bekannte haben und darum bitte ich Sie, ob es nicht möglich wäre — —“

Die Information über die Bekannten im Sudetenland stammte natürlich aus der Kartothek des Antikommunisten Zvolsky, der die neuen Flüchtlinge in der Bundesrepublik streng verhörte und sorgfältig ausfragte. Natürlich erfuhr er alles, was er wissen wollte, er war ja im amerikanischen Dienst und darum konnte er kein Kommunist sein. Die ehemalige Lehrerin, die selbstverständlich nicht existierte, verlangte in dem

Brief an den Herrn Mucha oder Herrn Bidlo, er sollte ihr entweder durch die Exilzeitung antworten, denn dort sitzen lauter verläßliche Antikommunisten, oder er soll den Brief in München oder in Hamburg beim Postamt unter dem Kennwort „Große Liebe" abgeben, wo er von einem deutschen Kaufmann, der öfters geschäftlich in der Tschechoslowakei zu tun hat, abgeholt wird.
Auch tschechische Frauen, die als Flüchtlinge in der Bundesrepublik lebten, bekamen solche und ähnliche Briefe von einsamen ehemaligen Lehrern, Ärzten und Rechtsanwälten, die jetzt als Knechte auf den JZD (Kolchosen) arbeiten mußten. Bei Frauen hatte aber das Büro des Genossen Zvolsky wenig Glück. Sie erwiesen sich schlauer als die Männer und ihre Antworten auf die rührseligen Briefe strotzten von Beleidigungen: „Glaubst Du, schmutziger Provokateur, daß ich Dir in Deine Falle gehen würde? Steig' mir samt Deiner geliebten mütterlichen Kommunistischen Partei auf den Buckel und laß' mich in Ruhe! Was für ein Lump mußt Du sein, wenn Du Dich zu so etwas hergibst!"
Immerhin, einige von diesen fingierten Briefen halfen, Personen zu entdecken, die gegen das kommunistische Regime arbeiteten, und wieder füllten sich die Zellen mit halbtot geprügelten Verhafteten. Niemand aber, der so einen Brief bekam, ging in der Bundesrepublik zur Polizei. Seit dem Fall Mathias wußte jeder, daß er nur einer einzigen Person vertrauen dürfe. Sich selbst nämlich. Herr Karásek ging noch weiter. Bei jeder passenden und vor allem unpassenden Gelegenheit verkündete er zerknirscht, daß er gar kein Vertrauen zu sich selbst mehr habe und darum alles — das „alles" betonte er jedesmal — jemanden zu treuen Händen gab.
An dem Samstag, an dem Liba Melanova im Landeskriminalamt verhört wurde, wartete Leutnant Sokol vergeblich in einer Hausruine an der Ecke Königin- und Schönfeldstraße. Er wußte nicht, daß Liba zur Polizei vorgeladen wurde, er erfuhr es erst, als er in Libas Wohnung anrief. Liba erzählte sofort und ohne gefragt zu werden, wo sie war, von dem Bericht, den sie offensichtlich nicht in den toten Briefkasten gab, sagte sie aber kein Wort. „Ich werde dir alles mündlich erzählen", wiederholte sie zweimal oder dreimal.

„Kommst du heute in die Bar?"
„Nein, heute nicht, ich bin nach dem Verhör schrecklich abgespannt. Ich werde mich gleich hinlegen."
Nicht einmal auf einige Minuten wollte sie in das Lokal kommen und das wurde Leutnant Sokol verdächtig. Ohne lange zu überlegen, handelte er. Aus dem Gasthaus „Wilhelm Tell" rief er den nächsten Taxistand an und kam kurze Zeit später vor Libas Haus, und gerade im richtigen Augenblick. Das Mädchen wollte gerade weggehen. Hübsch und lieblich wie immer, in einem neuen aschgrauen Mantel.
„Was willst du hier?" rief sie erschrocken. „Ich sagte dir doch, daß ich, ich muß jetzt — —"
„Du mußt jetzt nur eines. Du mußt mir sagen, warum du den Bericht nicht — —"
„Schrei doch nicht so auf der Straße!"
„Gut, ich kann auch anderswo schreien. Komm, komm nur mit, da gleich um die Ecke ist ein Weinlokal. Brauchst keine Angst zu haben, ich werde dich nicht lange aufhalten, ich muß in einer Stunde in der Bar sein."
Liba fürchtet einen Skandal auf offener Straße und darum geht sie mit. Außerdem will sie trinken, beim Trinken läßt es sich besser und leichter nachdenken. In dem Kellerlokal ist gleich bei der Tür eine kleine Nische für zwei Personen. Der Leutnant bestellt eine Tasse Kaffee, Liba einen Whisky.
„Also —" beginnt er sofort, sobald die Getränke auf dem Tisch stehen und die Kellnerin sich zu ihrem Abendessen wieder hinsetzt. „Was ist mit dem Bericht?"
Sein Ton ist ganz anders als der wohlwollende und höfliche Ton des Kriminalbeamten heute Nachmittag. Liba ist stolz auf sich selbst, sie hat heute zwei Leute überlistet. Den von der Polizei und Milan Sokol. Sie ist nicht so dumm, wie man glaubt. Darum ist sie beleidigt, als sie Milan wie ein kleines Mädchen behandelt. Was erlaubt er sich eigentlich?
„Wenn du mit mir in diesem Ton reden wirst, kann ich gleich wieder gehen", schmollt sie trotzig.
„Verzeih, bitte. Ich frage jetzt ganz leise. Was ist mit dem Bericht?"
„Was soll mit dem Bericht sein? Schau, Milan, ich konnte dir doch nicht — —"

„Du hast mich also belogen, nicht wahr? Der tote Briefkasten war nicht in der Ruine, stimmt es?"
„Ja, aber begreife doch, Milan, ich habe über alles lange nachgedacht. Entweder hättest du den Briefträger geschnappt oder er dich. Darum, nur deinetwegen — —"
„Meinetwegen?" lächelt Leutnant Sokol höhnisch. „Wie lieb von dir!"
„Deinetwegen und meiner Mutter wegen. Wenn der Bericht nicht abgegangen wäre, hätten sie doch meine Mutter bestimmt hingerichtet oder umgebracht."
„Nein, zum Teufel! Ich habe dir doch hundertmal erklärt, daß ich den Briefträger — —"
„Ach, rede doch nicht so! Oder glaubst du vielleicht wirklich, daß du den Briefträger gefangen hättest?"
„Ja, das glaube ich wirklich, du kannst ruhig darüber weiter ironisch lächeln. Du hältst mich für dümmer als die Mörder. Jawohl, Mörder habe ich gesagt, unterbrich mich jetzt nicht! Jeder ist im gewissen Sinne ein Mörder, der für das mörderische kommunistische Regime arbeitet. Du glaubst also wirklich, daß ich so dumm war, dir die richtigen Namen und Decknamen meiner Leute zu sagen?"
„Was? Was hast du?"
Liba beugt sich vor, die Hände zu Fäusten geballt, das hübsche Gesichtchen vor Entsetzen verzerrt. „Du hast mir nicht die richtigen Namen — —" keucht sie in einem Ausbruch von Verzweiflung und Haß. „Du hast — weißt du, was du bist? Du bist der Mörder meiner Mutter!"
Sie schluchzt trocken auf, ihre Augen brennen, aber Tränen hat sie nicht. Sie rafft die Handtasche, die Handschuhe und das veilchenblaue Kopftuch zusammen und läuft hinaus. Leutnant Sokol muß noch zahlen, die Kellnerin, die etwas mißbilligend brummt, läßt sich Zeit bis sie auf den Zwanzigmarkschein zurückgibt, und als Milan schließlich auf der Straße steht, ist Liba fort.
Am Prinzregentenplatz steigt er in den Autobus und fährt in die Bar. Zu Xena kann er nicht mehr gehen, es ist schon zu spät, heute ist Samstag, heute kommen die Gäste zeitiger. Zwei Frauen, die neben ihm sitzen, unterhalten sich über eine Bekannte, die heute begraben wurde. Mit allen Einzel-

heiten schildern sie die Symptome ihrer Krankheit, sie ist an Magenkrebs gestorben, und freuen sich, daß diese furchtbare Krankheit nicht sie hinweggerafft hat.
„Man soll“, meint die eine, eine dicke Frau, deren Waden durch häßliche Krampfadern entstellt sind, „man soll, das sag' ich Ihnen, sofort bei dem geringsten Verdacht, daß es Krebs sein könnte, zu einem Arzt gehen und dann nichts als gleich unter das Messer.“
Bei dem geringsten Verdacht. Leutnant Sokol steht auf und macht einem buckligen Mann Platz. Der Autobus rattert und schaukelt, die Schaffnerin ruft: „Endstation kommt! Nikolai-Platz!“ Bei dem geringsten Verdacht. Verdacht? Nein, das ist kein Verdacht mehr, das ist Gewißheit. Liba wird bestimmt etwas unternehmen. Sie haßt ihn jetzt, und wie sie ihn haßt! Wie? Ach so, aussteigen muß ich, das ist die Endstation.
Als er die Leopoldstraße überquert, fühlt er sich elend. Er redet sich ein, daß er krank sei, es ist der Magen oder — — Er weiß aber, daß es eine ganz andere Krankheit ist, die ihn plötzlich befallen hat. Es ist die Angst.

Die Beichte

Die Toten sind heute ganz unter sich. Auf dem Friedhof ist kein einziger Besucher. Die Engel auf den Gräbern sehen verweint aus, auch die Bäume und Blumen weinen. Es regnet ununterbrochen aus dem drückend tiefen grauen Himmel.
Xena verläßt die Totenhalle, der Leichengeruch treibt sie in den Regen hinaus. Eine verrückte Idee von dem Burschen, sich auf dem Friedhof treffen zu wollen bei diesem Hundewetter. Vielleicht kommt er überhaupt nicht, er hat am Telefon so zusammenhanglos gesprochen, als ob er betrunken wäre. Vielleicht sitzt er in einem warmen Lokal und hat dieses originelle Rendezvous schon längst vergessen.
Zwischen den Gräbern wälzen sich weiße Schleier, breiten sich aus und knüllen sich wieder zusammen, es ist Nebel, man

kann kaum zehn Schritte vor sich etwas unterscheiden. Die Gräber und die Denkmäler hüllen sich in die Schleier ein und andere Gräber und Statuen tauchen wieder auf. Wie unheimlich ein Friedhof bei solchem Wetter ausschauen kann! Man muß, ob man will oder nicht, an den Tod denken. Man sollte öfters an den Tod denken, der Tod gehört genau so zum Leben, wie das Essen. Ob Mathias weiß, daß sie hier ist? Und Kursch, weiß der Arme — —

Jemand stößt Xena von hinten an. Der Regenschirm fällt ihr aus der Hand und verschwindet wie verzaubert in dem Nebel. Xena bleibt stehen, sie spürt, daß sie eine Gänsehaut bekommt. Aber schon ist der Regenschirm wieder da, ein Hund trägt ihn im Maul und jault vor Freude und der Hund ist Kazan.

„Du bist also das Gespenst, du Hund du! Gib den Regenschirm her!"

Kalous steht plötzlich auch da, und Kazan rennt von ihm zu Xena und wieder zurück, dann packt er seinen Schwanz zwischen die Zähne und dreht sich wie ein Kreisel herum. Kalous ist nicht zu erkennen. Er lächelt nicht, er, der Schwätzer, sagt kein Wort. Nur den Hund streichelt er, nur für den Hund hat er Augen. Auch die Augen sind ganz anders. Müde und leer, wie erloschen.

„Mußten wir uns ausgerechnet hier treffen?"

Sie bekommt keine Antwort. Kalous geht schweigend neben ihr und schaut weder nach rechts noch nach links, entweder geht er ziellos, oder er kennt sich hier so gut aus, daß er sein Ziel auch im Nebel finden wird.

Dann sind sie am Ziel. Das neue Grab sieht wie ein großer, unordentlicher Maulwurfshügel aus, formlos und matschig, die Blumenkränze zeigen ihre nackten rostigen Drahtrippen, die letzten Grüße an den Schleifen sieht man kaum mehr. Es ist Mathias Grab.

„Grüß' dich Gott, Mathias", flüstert Xena, bückt sich und hebt ein abgerissenes Stück einer Schleife und legt es auf den traurigen Berg der verwelkten Kränze hin. „Im Kampfe gefallen", steht auf dem seidenen Band, aber zwei Buchstaben fehlen.

Kalous geht aber weiter. Nicht weit müssen sie noch gehen,

Kursch's letzte Wohnung ist gleich in der Nähe. Und hier erfährt Xena alles.
Die Beichte ist so offen, daß man ihr glauben muß, und sie ist so ohne Reue, daß Xena wieder Gänsehaut bekommt. Sie unterbricht ihn mit keinem Wort, Kalous spricht wie in Trance, man fühlt, daß er diese Beichte im Geiste so lange vorbereitet hat, daß er sie auswendig kennt. Nichts läßt er aus, gar nichts verschweigt er. Er spricht nicht zu Xena, er spricht zu dem schmucklosen Grab. Für seinen Freund hat er es getan, Kursch wollte er rächen.
Das letzte Wort der Beichte ist verklungen, jetzt hört man wieder nichts, als das eintönige Geräusch des Regens. Kazan ist durch und durch naß, er versucht auf Hundeart seinen Herrn zum Fortgehen zu bewegen. Enttäuscht bellt er zwei- oder dreimal, aber auch das hilft nichts. Xena und Kalous stehen da, Kalous hat alles gesagt, was er sagen wollte und mußte, und Xena überlegt, ob sie das, was sie sagen will und muß, lieber doch nicht ungesagt lassen soll. Dann sagt sie etwas, was sie eigentlich nicht sagen wollte.
„Suchen sie dich?"
Kalous zuckt nur mit den Schultern. Erst nach einer Weile kommt die Antwort. Gleichgültig oder zerstreut. „Ich weiß es nicht. Das ist mir auch ganz egal."
Wieder überlegt Xena. Hier können sie nicht stehen bleiben. Der Hund zittert vor Kälte und Kalous sieht wie ein Kranker aus. Sie selbst hat schon wieder Kopfschmerzen und fühlt sich so schwach, daß sie sich am liebsten hinsetzen möchte. Zu sich, in ihre Wohnung, kann sie Kalous nicht mitnehmen. Vielleicht suchen sie ihn doch, entweder die Polizei oder die anderen.
„Wo wohnst du jetzt?"
„Nirgends."
„Also komm, ich werde dich irgendwo hinbringen."
„Wozu?"
„Weil ein Friedhof kein Hotel ist und weil es nicht notwendig ist, daß Kazan mit einer Lungenentzündung noch einmal in die Tierklinik geht. Ich kenne in Schwabing einen Maler, einen armen Teufel, der mit handgemalten Postkarten hausiert. Du weißt doch, wo die Künstlerkneipe ‚Seerose'

ist? In der Gegend hat er so eine Art Atelier in einem Gartenhäuschen. Das Häuschen ist ganz isoliert und hat einen separaten Eingang. Er hat mich öfters gebeten, ihm einen Schlafherrn zu schicken, er braucht Geld, aber du weißt, zu uns ins Lokal kommen nur lauter noble Herrschaften, die sich nicht mit der Unterkunft in einer Hütte begnügen würden. Hast du Papiere?"
„Ja. Auch falsche."
Auch im Taxi spricht Xena ununterbrochen weiter, sie will jetzt nicht daran denken, was kommen wird, wenn Kalous die Wahrheit erfahren wird. Sie erzählt von dem alten Maler, der ein anständiger Kerl ist, allerdings mehr ein Hungerkünstler als ein Künstler, sie beschwichtigt den Chauffeur, der wegen des nassen Hundsviehs Grobheiten hören läßt, aber sofort mit dem „Burschi" scherzt, als er von Xena zehn Mark extra als Belohnung erhält, sie spricht und spricht, hat aber nicht den Eindruck, daß ihr Kalous zuhört, oder daß er weiß, was sie eigentlich spricht.
Das Atelier mit dem schrägen Glasdach, das durch das Alter stark mitgenommen und an vielen Stellen mit Teerpappe repariert ist, sieht wie die Armut selbst aus. Einige verstaubte Bilder hängen oder stehen an den Wänden, in einer Ecke ist eine uralte, altersschwache Kredenz, die keine Türen mehr hat und deren Inhalt hauptsächlich aus leeren Flaschen besteht. Aber es ist warm hier, als ob der kleine eiserne Ofen wissen würde, daß seine Wärme die einzige Wärme ist, die der alte Maler noch hat. Menschliche Wärme gibt es für ihn nicht mehr. Hocherfreut begrüßt er Xena und schüttelt lange Kalous die Hand, ohne zu fragen, wer er ist, seine ganze Aufmerksamkeit widmet er aber dem Hund. Sofort will er in die „Seerose" gehen und ein paar Knochen für Kazan erbetteln, aber Xena weiß etwas anderes.
„Man kann doch anrufen, nicht?"
Sie kennt sich hier aus, die Leute, die vorne in dem „Straßenhaus" wohnen, haben Telefon. Der Mann ist in einer Brauerei beschäftigt, die für Xenas Lokal Bier liefert, sie kennt ihn also. Selbstverständlich kann das Fräulein anrufen, meint er, aber noch besser ist, wenn er selbst in das Gasthaus gehen wird. Nach kurzer Zeit ist er zurück und

legt auf eine Kiste in dem Atelier, die als Tisch und Wäscheschrank dient, solche Kostbarkeiten hin, daß dem alten Maler genau wie Kazan der Speichel im Mund zusammenläuft. Eine große Portion kalter Aufschnitt, Semmeln, Käse, Butter und — das ist für ihn die Hauptsache — ein Fläschchen Rum. „Whisky haben sie nicht gehabt, ich habe Steinhäger genommen“, sagt der Mann von der Brauerei. „Steinhäger ist gesünder. Bier kann ich Ihnen selber geben. Ich werde eine Kiste hinter die Tür stellen, Sie können trinken, soviel Sie wollen. Es sind zwanzig Flaschen, hoffentlich wird es reichen.“

Kalous und Xena essen nicht, dafür aber Kazan und der alte Maler. Die beiden sind schon befreundet und sitzen zusammen auf einem Bett. Die Besucher haben den „türkischen Diwan“ zugewiesen bekommen, weil keine Stühle da sind. Dieses Prachtstück ist hart wie Stein, es ist ein mit einer verschlissenen Decke dekoriertes Brettergestell. Der Alte plappert munter, er erzählt eine lange Geschichte von einem Hund, den er einmal, vor fünfzig Jahren, auf der Straße gefunden hat und zu sich nahm. Die Kunststücke und die Klugheit seines längst toten vierbeinigen Freundes kennen keine Grenzen, aber der Rum ist stärker als der Alte. Auf einmal hört man nur die stillen Atemzüge des Mannes und des Tieres, sie schlafen friedlich aneinandergeschmiegt.

Xena weiß nicht, wie sie anfangen soll. Der Raum ist dunkel, elektrische Beleuchtung gibt es hier nicht, nur das gemütlich brummende Öfchen zeichnet auf dem Fußboden einen gelbroten Kreis.

„Sie haben dich belogen“, beginnt sie plötzlich. „Sie haben dich belogen, Mathias war nicht der unsichtbare Chef. Du hast nicht geholfen, Kursch's Mörder zu bestrafen. Mathias kämpfte gegen diese Mörder genau wie — — Mathias war einer von den besten antikommunistischen Agenten, vielleicht war er der beste Agent in ganz Deutschland. Er arbeitete ausgezeichnet und er wußte viel, zu viel wußte er, und darum liegt er jetzt dort, wo Kursch liegt. Sie haben gelogen — —“

Sie stöhnt auf, ihre Handgelenke umspannen Kalous Finger wie Schrauben. Aber noch mehr erschrickt sie, als sie seine Augen sieht. Die Augen sind ganz nahe, sie haben einen

blicklosen Blick, so kann nur ein Irrsinniger schauen, und die raubtierhaft gefletschten Zähne sind die eines Nichtnormalen.
„Schwöre", knurrt er drohend. „Schwöre bei etwas, was dir heilig ist, daß du die Wahrheit gesagt hast! Schwöre schnell, Xena, sonst werde ich dich erwürgen!"
Sie könnte sich von ihm freimachen, sie hat die Griffe des Jiu-Jitsu gelernt, sie will es aber nicht, nur eines will und muß sie. Kalous überzeugen.
„Ich schwöre dir bei dem Andenken an einen Mann, von dem ich nicht einmal weiß, ob er noch lebt. Es ist der einzige Mann, den ich liebte und noch immer liebe. Man hat ihn verhaftet und in die Sowjetunion verschleppt. Kennst du den Namen Alexander Martin?"
„Alexander Martin? Das ist doch der ‚Heilige Teufel'!"
„Ja, so hat man ihn genannt."
Kalous läßt sie los und fängt fieberhaft zu sprechen an. „Kursch hat immer gesagt, für den ‚Heiligen Teufel' würde er sich zerreißen lassen. Kursch wollte nach Brasilien, weißt du, aber ich habe ihm immer wieder abgeraten. Er hätte noch leben können, wenn ich nicht — — Ich, nur ich habe Kursch so weit gebracht! Er hat niemanden gehabt, nur mich, und ich — — Erst nach seinem Tod habe ich begriffen, daß ich ihn auch gern hatte. Aus Brasilien wollte er mit dem ‚Heiligen Teufel' Verbindung aufnehmen, er hat geglaubt, daß er irgendwo in Deutschland oder in Südamerika lebt. Man kennt sich nicht aus, Xena, was wußte ich von Spionage! Als mich Pavliček so weit hatte, dann konnte ich nicht mehr zurück. Niemand kann mehr zurück! Und jetzt habe ich den Mathias und noch zwei Menschen umgebracht und — — Hilf mir, Xena, sag' mir, was ich tun soll!"
Er bekommt einen Weinkrampf, Kazan springt vom Bett herunter und winselt verzweifelt. Xena streichelt mit einer Hand den Hund und mit der anderen Hand Kalous, sie sagt kein Wort. Er soll sich ausweinen, es ist gut, daß er sich ausweinen kann. Nachher wird es besser werden.
Es war aber nichts besser. Kalous hörte auf zu schluchzen, und begann zuerst zu flüstern, dann sprach er immer lauter und lauter. „Wenn du in Brasilien bist, also gut, wir werden nach

Brasilien gehen. Aber zuerst muß ich in die Kirche. Ich muß beichten. Kommst mit, Kursch? Und Kazan, Mensch, wie der sich freuen wird, wenn er einen richtigen Urwald in Brasilien sehen wird. Aber jetzt muß ich gehen. Ich muß beichten — —"

Der Engel aus Stroh

Man sagt, daß die Erfindung der sogenannten Strohmännermethode den Chef des tschechischen Spionagedienstes, Armeegeneral Chalupa, zum Urheber hat. Stimmen kann diese Behauptung kaum, denn schon im ersten Weltkrieg war den Tschechen diese Methode bekannt. Der österreichische General Ronge schreibt in seinem Buch „Die Spionage" sehr abfällig über dumme tschechische Agentinnen, die sich so auffallend benahmen, daß es ein Kinderspiel war, sie zu entdecken und unschädlich zu machen. Doch, was er und die Abteilung des berüchtigten Verräters Oberst Redl fingen, war aber meistens nur die zweite Garnitur, denn die Tschechen hatten die Rolle jedes Agenten oder jeder Agentin doppelt besetzt. Agent Nummer 1 und Agent Nummer 2 hatten die gleiche Aufgabe, aber ihre Arbeitsweise war grundverschieden. Während sich der Agent Nummer 2 ungeschickt und recht auffallend benahm arbeitete der Agent Nummer 1 geschickt im Verborgenen. Der Agent Nummer 2 hatte in diesem Spiel die Aufgabe, dem Agenten Nummer 1 dadurch zu helfen, daß er die Aufmerksamkeit der feindlichen Abwehr auf sich lenkte.
Im Jahre 1932 bekam der Chef des militärischen Nachrichtendienstes für Mähren, der tschechische Major Lysák, einen Brief von seinem deutschen Kollegen in Breslau. Diesen Brief überbrachte die tschechische Agentin namens Ružena persönlich, eine von den gerissensten Spioninnen ihrer Zeit, die es glänzend verstand, die Dumme zu spielen. Schon ihr Äußeres stach direkt in die Augen. Sie trug lange, goldblonde Locken, die ihr breites slawisches Gesicht malerisch umrahmten, und ihre Kleider zeichneten sich durch die grellsten Farben in den unmöglichsten Kombinationen aus. Wenn sie einen grü-

nen Mantel trug, setzte sie todsicher einen roten Hut auf. Über einem schwefelgelben Kleid trug sie eine Jacke aus schreiendem Blau. Gleich nach ihrer Ankunft in Breslau setzte sie sich in das Bahnhofsrestaurant und fragte die Kellner ungeniert aus, in welchen Lokalen die Herren Offiziere zu verkehren pflegten. Vierzehn Tage wurde sie durch die deutsche Abwehr auf Schritt und Tritt beschattet, und in diesen vierzehn Tagen erledigte ihre Partnerin Nummer 1 in aller Ruhe ihre Aufgabe. Ruženа wurde schließlich verhaftet, aber bald wieder entlassen, weil, wie es in dem Brief stand, solche Agentinnen gänzlich ungefährlich seien. Major Lysák strahlte, als er diesen ironischen Brief las und legte ihn dem Prager Ministerium für Verteidigung vor. Bald danach avancierte er zum Oberstleutnant.
Die Strohmännermethode hat sich so gut bewährt, daß sie von den Kommunisten übernommen wurde. Da aber die Widerstandsbewegung mit gleichen Waffen kämpfen muß, bedient sie sich auch derselben Methode. Als der Vertrauensmann in Budweis über das Abenteuer des Genossen Andel weiter berichtete, wurde es einfach zur Kenntnis genommen. Darüber wunderte und ärgerte er sich sehr, denn er konnte nicht wissen, das Genosse Andel der Agent Nummer 2 ist. Allerdings, zwischen ihm und der Spionin Ružena, war ein großer Unterschied. Ružena spielte brillant die Dumme, Genosse Andel brauchte den Dummen nicht zu spielen. Seine angeborene Dummheit war für die Antikommunisten ein wahres Gottesgeschenk. Das schönste und beste war aber, daß niemand an so viel Dummheit glauben wollte. Genosse Andel, der sich selbst überall Schwierigkeiten verursachte, wurde für besonders raffiniert gehalten.
Die Agentin Nummer 1, die im Schatten der riesengroßen Dummheit des Genossen Andel arbeiten sollte, war die lungenkranke Frau aus Prag. Gleich bei den amerikanischen Verhören zeigte es sich, daß Genosse Andel einfach einmalig war. Nach der „Entführung" des Genossen Zvolsky fiel die Wahl der Amerikaner seltsamerweise wieder auf einen Kommunisten, der aus Prag Weisungen bekam, wer als antikommunistischer Flüchtling anerkannt werden sollte und wer nicht.
In Karlsbad wußten sie schon längst, nach einer mühevollen

Mosaikarbeit, daß Genosse Andel kein Erotiker war, und sein Trick, zu der SNB in Budweis ganz frech zu gehen, wurde als ein Meisterstück bewertet. Dem Vertrauensmann geschah nichts, er redete sich auf den Mann von der SNB aus, der ihm den Genossen Andel aufgedrängt hatte. Beim Verhör gab er an, daß der Schwindler, der die Briefmarkensammlung kaufen wollte, mit den teuersten Stücken aus der Sammlung verschwand.

Mit der Schneiderin ging alles glatt. Sie wollte nicht als politischer Flüchtling gelten, sie behauptete, daß sie sich nie mit Politik befaßte und daß sie nur wegen ihrer Krankheit über die Grenze ging, weil sie sich in der Heimat bei ihrem geringen Verdienst nicht die notwendigen Medikamente und Nahrung kaufen konnte und daß sie sich keine, ihr so notwendige Ruhe, gönnen konnte.

Dafür gab es mit Genossen Andel einen großen Wirbel. Laut Anweisungen seiner Gruppe weigerte er sich hartnäckig zu verraten, welche Tätigkeit er als Mitglied der Widerstandsbewegung ausübte und wer sein Verbindungsmann war. Nichtsdestoweniger betonte er immer wieder, daß er ein großer Agent wäre.

Am zweiten Tag riß dem Kommunisten die Geduld. „Du willst also nicht antworten, du Hund?“ brüllte er ihn an. „Du glaubst, ich habe meine Zeit gestohlen? Auf der Stelle wirst du jetzt reden, sonst lasse ich dich einsperren!“

Noch am selben Tag verlor Genosse Andel in der freien Welt seine Freiheit. Als besonders gefährlicher und raffinierter kommunistischer Spitzel wurde er von den amerikanischen Wachen wie ein Kalb mit sieben Haxen bestaunt. Genosse Andel verstand kein Wort englisch, die Amerikaner verstanden selbstverständlich kein Wort tschechisch. Sie waren aber fest überzeugt, daß der Häftling ihre Sprache verstehe und daß er sich nur verstelle, um herumhorchen zu können. Sein Peiniger, der Kommunist, kam jeden Tag und versuchte brüllend ein Geständnis aus dem verstockten Agenten zu erpressen. Alles aber, was er zu hören bekam, war: „Ich bin ein Antikommunist und du bist für mich stinkende Luft.“

Die Amerikaner, denen das unnötige und erfolglose Gebrülle zu lange dauerte, beschlossen, es im Guten zu versuchen. Ge-

nosse Andel hat in seinem ganzen Leben nie so gut gegessen, wie in dem amerikanischen Gefängnis. Er verschlang alles, was er bekam, trotz seiner Magengeschwüre, aber das war auch alles, was die Amerikaner erzielten. Zum Schluß kam einer auf eine geniale Idee. Der Mann hat in der Bundesrepublik bestimmt seine Helfershelfer. Man soll ihm eine Flucht ermöglichen, und man kann dadurch seine Verbindungsleute entdecken.

Gleich am nächsten Tag verdolmetschte ein Mithäftling dem Genossen Andel, daß er in ein anderes Gefängnis gebracht werden wird. Der nahm schweigend seine Aktentasche, in der sich ein Hemd, eine Unterhose, ein Handtuch, ein Stück Seife und eine Zahnbürste befanden und ließ sich ruhig abführen. Draußen wartete nicht der „Grüne Anton", wie in der Tschechoslowakei die Gefängniswagen heißen, sondern ein schöner Mercedes. Vorsorglich fuhr ein Tscheche, der in der amerikanischen Armee während des zweiten Weltkrieges gedient hatte, mit. Er saß neben Genossen Andel und erzählte ihm, daß es schon öfters bei solchen Transporten vorkam, daß ein Häftling flüchtete. Genosse Andel hörte sich das alles an und besah dabei verwundert die vielen prächtigen Schaufenster. Vor einem Lokal blieb der Wagen stehen und der Fahrer und der neben ihm sitzende Sergeant zeigen durch Mimik, daß sie nur rasch etwas trinken wollen. Nach einer Weile ging auch der Tscheche in amerikanischer Uniform in das Lokal, weil er nachschauen wollte, wo die beiden so lange bleiben, und Genosse Andel blieb in dem Wagen allein. Die drei beobachteten ihn hinter einem Vorhang versteckt. Jetzt wird der Kerl bestimmt flüchten.

Genosse Andel dachte aber nicht einmal im Traum an eine Flucht. Er saß ruhig und bequem in dem noblen Fahrzeug und betrachtete seinerseits die vielen Autos, die vorbeiflitzten. Daß es so viele Wagen in München gibt, und so viele Leute, die nichts zu tun haben, als langsam durch die Straßen zu schlendern, das ging ihm nicht in den Kopf.

Nach einer guten halben Stunde kamen die drei enttäuscht zurück, gaben aber die Sache noch nicht auf. Der Kerl ist zu raffiniert, er wußte selbstverständlich, daß er von ihnen beobachtet war. Man muß ihn in einem Menschengewühl „ver-

lieren", dann wird es bestimmt klappen. In einer Seitenstraße der Kaufingerstraße mußte Genosse Andel aus dem Wagen aussteigen und der Tscheche erklärte ihm, daß sie jetzt zu Fuß gehen werden. Genosse Andel hatte nichts dagegen und trabte brav und gehorsam neben seinem Landsmann. Am Stachus war aber sein Begleiter plötzlich nicht mehr da und der arme Genosse Andel war allein. Wie eine verlassene Ente watschelte er hin und her, ohne auf die Lichtsignale zu achten, er wurde hin und hergestoßen und geschoben und von allen Seiten beschimpft, aber er gab nicht nach, bis er einen Polizeibeamten entdeckte. Dem erzählte er, was ihm passiert war, ganz überflüssig natürlich, denn der Polizist verstand seine Sprache nicht. Da er aber gerade abgelöst wurde, nahm er diesen verdächtigen Ausländer vorsorglich gleich in die Ettstraße zum Polizeipräsidium mit, wo sich schon ein Dolmetscher finden wird. Treuherzig gab Genosse Andel zu Protokoll, daß er in ein anderes Gefängnis gebracht werden sollte, daß er aber seinen Begleiter verlor und befürchtet, ihm könnte etwas geschehen sein. Darum verlangte er, man solle sofort die Amerikaner verständigen. Das war aber nicht notwendig, die Amerikaner, die ihm nachgegangen waren, waren schon zur Stelle. Genosse Andel wurde von ihnen jetzt mit einer gewissen Achtung behandelt, die einem besonders schlauen Agenten zusteht.

Es blieb nichts anderes übrig, als diesen gefährlichen Agenten aus der amerikanischen Haft zu entlassen, wenn er nicht freiwillig flüchten wollte. Natürlich sollte er beschattet werden, denn so ein großer Agent muß bestimmt eine besonders große Aufgabe haben.

Es war nicht gerade ein Zufall, daß die Schneiderin erfuhr, wo sich Genosse Andel befand. Hartnäckig bewarb sie sich jeden Tag in der amerikanischen Kaserne, wo Genosse Andel inhaftiert wurde, um irgendeine Arbeit. Sie jammerte und bettelte, aber mehr als ab und zu eine Konserve bekam sie nicht. Besonders schmeichelte sie dem Kommunisten, der den Genossen Andel einsperren ließ, und der gerne den großen Herrn und Gönner spielte.

„Halt", sagte er ihr einmal. „Ich hätte eventuell etwas für Sie. Wir haben da den kommunistischen Spitzel, den Andel,

der ist doch mit Ihnen über die Grenze gekommen, nicht wahr? Wissen Sie was? Ich werde Ihnen eine kleine Wohnung verschaffen und Sie werden den Mann zu sich nehmen. Ich gebe Ihnen auch monatlich, na, sagen wir, hundert Mark, und Sie werden mir dafür einmal in der Woche haarklein erzählen, was der Hund treibt!

Die Schneiderin wollte zuerst nicht. Die Wohnung und die hundert Mark, das wäre natürlich schön, das wäre ein großes Glück für sie, aber die Sache mit dem Andel, das ist doch Spionage, nicht? Mit solchen Dingen möchte sie lieber nichts zu tun haben, und noch dazu mit so einem gefährlichen Mann, wie es der Andel ist.

Der tschechische Kommunist redete aber wie ein Buch. „Wir alle hier in der Emigration müssen politisch tätig sein, denn wir wollen doch bald nach Hause zurückkehren. Spionage hin und Spionage her, haben Sie eine Ahnung, wie viele ganz große Tiere von Spionage fabelhaft leben? Gut, ich bin kein Unmensch, mein Prinzip ist leben und leben lassen, ich gebe Ihnen zweihundert Mark im Monat und noch ein Care-Paket dazu. Die Wohnung zahle ich auch, was wollen Sie noch mehr, Sie dummes Frauenzimmer? Seien Sie doch froh, daß Sie so einen Job haben, viele Emigranten krepieren hier, weil sie nichts zu Fressen haben. Also, wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Na sehen Sie, ich habe gleich gewußt, daß wir das Geschäft machen werden. Aber dem Kerl kein Wort davon, verstanden?“

Die kleine Wohnung, die nur aus einer Küche und einem Zimmer bestand, war in einem alten Haus in der Kanalstraße. Dort landete der Engel aus Stroh, dem die Agentin Nummer 1 die Flügel stutzen sollte.

Die Zuflucht in vergifteten Träumen

Die Kellnerin Erika wäre am liebsten gar nicht auf Urlaub gegangen, so neugierig war sie, alles zu erfahren, was Xena erlebte. Die Bardame sagte aber nur, daß sie in einem klei-

nen Privatsanatorium gewesen wäre, wo sie ausgezeichnet gepflegt wurde. Umsomehr wußte Erika. Die Tschechen wissen angeblich alle, wer der Mörder des Slowaken Mathias war, ist das nicht sonderbar, daß es die Polizei noch nicht weiß? Und die kleine Melanova, die ist eine richtige Säuferin geworden, manchmal hat sie so komische Augen, na, meinetwegen, sympathisch war sie sowieso nie. Auf Xenas Zureden machte die Kellnerin aber doch zehn Tage Ferien und fuhr mit ihren beiden Kindern zu ihrer Schwester nach Kolbenmoor. Ihr Stellvertreter wurde Leutnant Sokol, Xena stand am Abend wie früher hinter der Bartheke. Zu dem Aushilfskellner war sie freundlich, sie besprach mit ihm aber nur geschäftliche Sachen. Milan Sokol schlief weiter in der fensterlosen Kammer neben der Küche des Lokals und Xena wurde mit ihm außerhalb der Bar nie gesehen.

An einem unfreundlichen, nebligen Montag war das Lokal fast leer. Die Herren vom Sender waren alle auf einer Abschiedsparty. Einer von den Herren Direktoren fuhr auf drei Monate nach New York, das mußte also gehörig gefeiert werden. Beim „Kerzenlicht" war nur ein Tisch besetzt. Bärtige junge Männer, die dem Existentialismus und dem Weißbier huldigten, debattierten eifrig über Picasso, den sie selbstverständlich für den größten Maler aller Zeiten hielten. Es waren Deutsche, Studenten, Angestellte und Söhnchen reicher Papas, deren Hauptbeschäftigung es war, die Zeit totzuschlagen.

„Rembrandt war im Grunde nichts anderes als ein Fotograf", erklärte einer von den bärtigen allwissenden Jünglingen. „Die Natur naturgetreu zu malen, das ist doch keine Kunst, meine Herren! Picasso dagegen — — Hallo, Fräulein, noch ein Weißbier!"

„Jawohl, die Herren", lächelt Xena geschäftsmäßig und sagt dann tschechisch zu dem Aushilfskellner: „Es wundert mich, daß Sie nicht Heu oder Hafer bestellen. Weißbier trinkende Ochsen habe ich noch nie gesehen. Rembrandt war ein Fotograf! Und das behaupten Söhne der großen Nation der Dichter und Denker. Nicht nur die Jugend hinter dem Eisernen Vorhang wird systematisch durch Zeitungen und Rundfunk verblödet, Herr Leutnant. Hätten Sie etwas gegen einen großen Whisky? Ich muß mich nämlich stärken, die sind schon

beim Leonardo da Vinci. Hören Sie? Mona Lisa ist einfach ein Farbfoto. Prost. Es lebe der geniale Picasso, der liebe Genosse samt seinen Millionen, die er mit seiner großen Kunst verdient!"
Die Debatte wurde hitzig, die bärtigen Herren begutachteten fachmännisch die neue russische Musik. Beethoven ist im Vergleich zu Schostakowitsch eine Null. Eine Komposition muß ein Programm haben, und ein Programm findet man nur in den Symphonien der Sowjetkomponisten.
„Ich hätte auch ein Programm, Herr Leutnant. Die Herrschaften vom Sender werden uns heute kaum noch beehren, die Party findet im Hotel Regina statt und wird dann in den Wohnungen fortgesetzt. Mit Nackttänzen, originellen Orgien, bekotzten Teppichen und anderen Kampfmitteln gegen den Kommunismus. Wie wäre es, wenn wir auch eine Party veranstalten würden? So in einer Stunde werde ich Sie, auf alle Fälle recht laut, schlafen schicken. Sie können sich in Ihrem Appartement in aller Ruhe in Gala werfen. Mit Staunen vernahm ich von Erika, daß Sie einen neuen Anzug und sogar einen Regenmantel zu 49 Mark besitzen. Ich werde ein Taxi nehmen und zum Bahnhof fahren. Sie werden zehn Minuten später Ihre traute Kammer verlassen und wir treffen uns am Starnberger Bahnhof. Wenn Sie mich dort finden, grüßen Sie mich nicht, sondern gehen Sie mir nach."
Leutnant Sokol glaubte, Xena würde in der Nähe des Bahnhofes ein kleines Gasthaus wählen, war also erstaunt, als sie vor einem Behelfsheim stehen blieb. Sie sperrte die Tür auf und sie standen in einem Bretterverschlag, in dem es nach Gemüse und Obst roch. Es roch nach Kraut, nach Äpfeln, nach Karotten und Petersilie und es war hier empfindlich kalt. In einer Ecke waren Säcke mit Kartoffeln aufgestapelt, auf den Regalen standen Körbe mit Bananen und Zitronen.
„Mit ein bißchen Fantasie kann man sich vorstellen, daß man an einem Tisch sitzt", sagte Xena und stellte auf ein Faß mit Sauerkraut eine Flasche Whisky und zwei Gläser hin, die sie in ihrer Tasche mitgebracht hatte. „Wenn Sie die Freundlichkeit haben würden, die zwei Kisten dort zu diesem aparten Tisch zu bringen, werden wir es hier fürstlich haben, meinen Sie nicht? Ja, nicht jede illegale Wohnung sieht so aus wie

die illegalen Wohnungen im Film. Diese Bude jedenfalls nicht, dafür ist sie aber sicher."
Leutnant Sokol schenkt ein. Sie sitzen in Mänteln, die Kälte dieses nie geheizten Raumes kann auch der Whisky nicht verscheuchen.
„Der Besitzer dieses Geschäftleins hält mich für ein Straßenmädchen ohne Gewerbeschein, damit Sie es wissen. Der Laden geht schlecht, er ist froh, daß er von mir für die Benützung dieses Verschlages ein paar Mark bekommt. Außerdem habe ich versprochen, ihn zu ehelichen, sobald ich die notwendige Mitgift beisammen haben werde. Es ist ein strammer Witwer mit fünf Kindern, die alle schon ihre eigenen Kinder haben. Frieren Sie auch so nett, wie ich? Das wäre eigentlich ein Grund zueinander zu rücken. Was ich aber wirklich sagen wollte — auf mein Wohl, Herr Leutnant! Ich fühle mich nämlich gar nicht wohl, wenn ich an den Kalous denke."
„War er es wirklich?"
„Ich glaube ja, aber die Geschichte ist anders, als Sie meinen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ihn irgendwo untergebracht habe. Er erzählte mir alles, ich ihm nachher auch. Die Geschichte werde ich Ihnen, wenn wir einmal mehr Zeit haben werden, näher erklären. Kurz und gut also, Kalous wurde plötzlich verrückt. Wie mir war, können Sie sich vorstellen. Aber auf einmal trank er ein Glas Bier, ein einziges Gläschen Bier, Herr Leutnant, und war einige Minuten nachher wie ausgewechselt. Wieder der alte Kalous, munter, gut gelaunt, keine Spur von Gewissensbissen."
„Also ist er doch ein Lump!"
„Denken Sie gut nach, mein Freund. Kann ein Halbverrückter nach einem Glas Bier wieder normal werden? Übrigens, Kalous war nicht normal, auch nach dem Glas Bier nicht. Im Gegenteil. Begreifen Sie noch immer nicht? Rauschgift, Herr Leutnant. Ein bißchen Heroin und man fühlt sich sofort als Herr der Welt. Das machen viele von denen, die in einer Sackgasse sind, haben Sie es nicht gewußt? Ich habe sogar Ihre Liba in Verdacht — — Unlängst war sie bei uns im Lokal, das heulende Elend in Person. Dann ging sie auf die Toilette und kam strahlend zurück. Ich würde auf Kokain tippen."

Seit damals, als Liba in höchster Aufregung von ihm weglief, spielte sie ihm gegenüber die Fremde. Sie übersah ihn hochmütig, und wenn sie sich herabließ, bei ihm ein Getränk zu bestellen, nannte sie ihn „Herr Ober". Mit Hrnek zeigte sie sich in dem Lokal fast nicht mehr, der war jetzt angeblich sehr beschäftigt. Seine „Beschäftigung" war eine singende Bardame, der er, wie man munkelte, ein Nachtlokal in Schwabing gekauft hatte. Diese Bar mit der krächzenden Wirtin war jetzt die große Mode, wo sich die Prominenz von der Münchner Lizenzpresse und die Gewaltigen vom Film amüsierten. Wer momentan kein Geld hatte, dem half Hrnek großzügig und diskret. Er war per du mit verschiedenen Tatsachenberichtefabrikanten, deren Produkte, die alles deutsche in den Schmutz zogen, die Millionenauflagen der Illustrierten füllten. Von Hrnek eingeladen zu sein galt als ganz große Ehre, denn dieser Widerstandskämpfer und Antikommunist hatte Beziehungen zu namhaften Politikern und zu der neuen Finanzwelt.

Leutnant Sokol verschwieg Xena seinen Streit mit Liba Melanova. Er sagte ihr nur, daß er den Briefträger nicht erwischt habe. Noch immer hörte er Libas verzweifelten Aufschrei „Du bist der Mörder meiner Mutter!" Vielleicht würde Xena etwas gegen das Mädchen unternehmen, wenn sie wissen würde, was sich ereignet hatte. Das will er aber nicht. Liba ist nicht freiwillig auf dem anderen Ufer. Kein Erpreßter macht etwas freiwillig.

„Ich nehme an, daß die Auftraggeber mit den Leistungen der Melanova nicht zufrieden waren", spricht Xena nach einer Pause weiter. „Ich nehme auch an, daß Hrnek mit ihr, wenigstens beruflich, nichts mehr zu tun hat. Und ich nehme drittens an, daß Sie mir etwas, was sich auf die Melanova bezieht, diskret wie Sie sind, verschwiegen haben, Herr Leutnant."

„Sie wissen selbst, wie sie sich zu mir benimmt. Sie ist böse auf mich, das weiß jeder."

„Den Luxus auf jemanden böse oder nicht böse zu sein, kann sich keiner, der in der Marienbader Schule war, leisten. Böse auf Sie ist sie nicht, ich fürchte eher, daß sie Sie haßt. Die Melanova ist süchtig, und darum ist sie gefährlich. Die Süchtigen haben keine Hemmungen, sie kennen keine Moral, sie

wollen nur eines, ihr Morphium, ihr Kokain, ihr Opium oder ihr Heroin. Und wegen dieser Giftträume, in denen sie auf eine Weile ihr Elend vergessen, opfern sie bedenkenlos alles. Es gibt hier eine nicht gerade kleine Gruppe kommunistischer Agenten, die nur eine einzige Aufgabe haben. Diejenigen, die Moskau für seine Pläne brauchen könnte, süchtig zu machen. Zuerst wird das Gift gratis geliefert. So lange, bis sich der Betreffende an den Rausch gewöhnt, daß er ihn nicht mehr entbehren kann. Dann wird die Schraube angewandt. Jawohl, du bekommst dein Kokain, aber du mußt zuerst das oder jenes tun. Und der Süchtige tut nicht nur alles, was man von ihm verlangt, sondern mehr. Der Süchtige würde nicht nur seine eigene Mutter gegen eine Prise Kokain eintauschen, sondern sie ohne weiteres ermorden, denn das Verlangen nach dem vergifteten Träumen ist stärker als alles andere."

Milan Sokol steckt die Hände in die Taschen seines Regenmantels. Seine Finger sind eiskalt. Wenn Liba wirklich süchtig sein sollte — mein Gott, vor einem Jahr noch war das Mädchen frisch und schön wie eine Blume. Und Kalous, der lustigste aus seiner Kompanie — wie lange hat es gedauert, bis aus ihm in der Emigration ein Mörder wurde? Und er selbst — was ist aus ihm geworden, aus dem Anführer einer der aktivsten Widerstandsgruppen in Böhmen? Wo ist die Hilfe, die er sich in der freien Welt für seinen Kampf erhofft hatte? Wen interessiert es hier im Westen, ob es einen Widerstand hinter dem Eisernen Vorhang gibt? Warum erwähnen die hiesigen Zeitungen mit keinem Wort diesen Widerstand und warum verschweigen sie die zahlreichen Hinrichtungen der Antikommunisten, diese gemeinen Morde, die jede Woche genau so stattfinden, wie hier das Lottospiel. Kommunistische Infiltration des Westens? Nein, verseucht ist der Westen bereits, total verseucht. Und die rote Pest breitet sich ungehindert weiter aus.

„Was ich nicht verstehen kann", denkt er laut weiter. „Das ist die schreckliche Gedankenlosigkeit der Menschen hier."

„Im Gegenteil, Herr Leutnant. Die Leute hier denken viel, unnötig viel sogar. Sie denken an den Fasching, sie denken an den neuen Wagen, den sie sich unbedingt anschaffen müssen, sie denken an ihre Urlaubsreise nach Malorca oder nach

Athen, sie denken an ihr Bankkonto und an ihre neue Villa. Wissen Sie, Milan Sokol, was ich für die größte kommunistische Waffe halte? Die Wirtschaftskonjunktur des Westens. Die wiegt die Leute hier in rosige Zukunftsträume. Allerdings, die anderen flüchten wieder in die Giftträume. Nur der Kommunismus hat die Trümpfe der Gegenwart fest in der Hand."

„Dann ist aber alles, was die Handvoll der Antikommunisten macht, völlig sinnlos!"

„Wenn es wirklich sinnlos wäre, würde nicht die große Jagd nach dem Kommunistenjäger MacCarthy toben, zum Beispiel. Wenn es wirklich sinnlos wäre, würde nicht Prag die Millionen jährlich für Propaganda und Spionage opfern. Ja, ja, manchmal bin ich auch so mutlos, wie Sie. Dieser Kampf ohne Siege macht auf die Dauer müde. Wissen Sie übrigens schon, daß Amalia weg ist? Wenn alle Stricke reißen sollten, kann ich auf ihrer Farm in Australien die Kühe melken. Sie hat mir fest versprochen, mich als ihre Anstandsdame zu engagieren. Sehen Sie, Herr Leutnant, das ist auch ein Kampf einer Maus mit einem Löwen. Amalia hat keine Chance, eine Farmersfrau zu werden, außer ihrer festen Überzeugung, daß sie die Farm erobern muß und wird. Ich glaube, wir können jetzt diese hübsche Party beenden, sonst erfrieren wir beide."

Sie steht auf, aber sie zündet sich noch eine Zigarette an. Um den Kopf hat sie einen blauen Schleier geschlungen, der unter ihrem linken Ohr mit einer Brosche in Form einer großen gelben Rose gehalten wird.

„Ich darf nicht vergessen, wie sie heute ausgeschaut hat", denkt Milan Sokol. „Ich darf nichts vergessen. Den blauen Schleier, die gelbe Blume, die Pelzjacke — — Dummheit. Ich muß an andere Sachen denken. Ich muß — —"

„Sie müssen, verstehen Sie mich richtig, Milan, Sie müssen mir sofort sagen, wenn sich etwas ereignen sollte, auch wenn es eine Kleinigkeit wäre. Ich glaube nämlich, daß Sie einen neuen Schatten bekommen haben. Die Melanova hat ihre Rolle bei Ihnen oder mit Ihnen zu Ende gespielt, das ist sicher."

„Woher wissen Sie es?"

Sie lächelt nur und reicht ihm die Hand. „Sie müssen zuerst

gehen. Nicht wieder so ein Gesicht machen, Sie werden rechtzeitig alles, oder wenigstens etwas erfahren. Gute Nacht, Herr Leutnant. Ich werde den Kartoffeln und den Bananen noch ein wenig Gesellschaft leisten."

Unter Stalins Stiefeln

Hoch über Prag steht ein riesengroßer Stalin. Auf dem Sommerberg steht dieser Stolz der tschechischen kommunistischen Partei, nicht einmal in der Sowjetunion gibt es eine Statue in solchen Ausmaßen. Man kann gehen und stehen wo man will, am Wenzelsplatz, in Smichov, im Nußler Tal, oben auf dem Hradschin oder unten an der Moldau, von überall sieht man den gestiefelten roten Diktator. Die kommunistischen Zeitungen bringen täglich spaltenlange Berichte und genaue Beschreibungen dieser Mammutfigur. In seinem Kopf hätten so und so viele Leute Platz — sofort witzelt die Flüsterpropaganda, Stalin hätte einen total leeren Schädel. Eine Delegation hinter der anderen, aus allen Teilen der Tschechoslowakei, pilgert zu diesem Ebenbild des größten Feldherrn aller Zeiten. Auf dem Schloß Dobris, wo tüchtige kommunistische Schriftsteller ihre Machwerke verfertigen, entstehen immer wieder neue Gedichte, die die Schulkinder auswendig lernen müssen. Stalin, strahlende Sonne über Prag, Stalin, wie glücklich und geborgen leben wir in deinem Schatten. Allerdings, es gibt auch Bösartige, die sich jetzt schon den Kopf zerbrechen, wie man dieses Ungeheuer am besten in die Moldau stürzen könnte, wenn es so weit sein wird.
Unter Stalins steinernen Stiefeln ist ein großer, unterirdischer Raum, wo Ausstellungen stattfinden sollen. Und weil dieser Raum wegen der Saboteure streng bewacht wird, benützt ihn die Widerstandsbewegung zu heimlichen Zusammenkünften. Die Wachen kommen natürlich gar nicht auf die Idee, daß sich die Volksfeinde erfrechen könnten, ausgerechnet hier zu erscheinen und antworten auf den überlauten Gruß der Getarnten „Ehre der Arbeit" mit einem kräftigen, jedoch

wohlwollenden „Ehre der Arbeit, Genosse! Geh nur hinein und schau dir alles gut an".
Auch der alte Polizist aus der Myslikgasse kommt öfters her, er kann sich an dieser Prachtfigur gar nicht sattsehen, sagt er jedesmal begeistert. Heute hockt auf einem Klappsessel zu Stalins Stiefeln ein Maler. Verbissen bekritzelt er seinen Zeichenblock, er radiert und bessert aus, nach einem Meisterwerk sieht aber sein Porträt des Stalin kaum aus. Der alte Polizist bleibt hinter ihm stehen und schaut zu. Zuerst sagt er nichts, dann brummt er unzufrieden.
„Sie, Genosse, der linke Stiefel ist doch bei Ihnen viel größer als der rechte, meinen Sie nicht auch?" fragt er schließlich.
Der Künstler hebt nicht einmal den Kopf, spuckt verächtlich aus und fährt ihn an: „Das ist doch die Perspektive, Genosse! Und außerdem habe ich Sie gar nicht gefragt."
Der Polizist zwinkert der Wachmannschaft zu, vier junge Burschen von der Arbeitermiliz stehen vor dem Eingang in den unterirdischen Raum. „Wozu Perspektive, die Stiefel müssen in Ordnung sein", grinst er listig.
Daraufhin springt der Amateurmaler fluchend auf, packt den Klappstuhl unter den Arm und verschwindet beleidigt in der Öffnung, die zwischen den riesigen Stiefeln klafft. Der alte Polizist steht noch ein bißchen herum und knurrt etwas, dann aber geht er entschlossen und fest dem Künstler nach. „Man wird doch wohl debattieren dürfen, nicht? Die Kunst ist in einem sozialistischen Land für alle da, meine ich!"
Einer von der Wache ruft ihm nach: „Nicht laut streiten, Genosse, dort unten ist gerade eine Schule aus Kladno."
Die Schulkinder sind um ihre Genossin Lehrerin gruppiert, einige tragen um den Hals die roten Tücher der Jungen Pioniere. Mit unkindlich ernsten Gesichtern lauschen sie dem Vortrag ihrer Genossin Lehrerin.
„Unsere Klasse hat im vorigen Monat sechsundzwanzig Kilo achtzehn Deka Altpapier gesammelt und fünfzig Stunden auf unserem JZD (Kolchosenwirtschaft) bei der Kartoffelernte geholfen. Zur Belohnung dürfen wir uns jetzt also diese schöne Statue des großen Genossen Stalin ansehen. Ohne den großen, von uns allen geliebten Generalissimus Stalin wären wir noch immer von den deutschen Barbaren ausgebeutet, die un-

sere geliebte Heimat überfielen und verwüsteten. Jetzt arbeiten wir nur für uns, denn die Kapitalisten, die mit den deutschen Faschisten kollaborierten, können nicht mehr das arbeitende Volk ausbeuten. Wir müssen aber immer noch wachsam sein, Junge Pioniere und Kinder! Wir wissen alle, daß die amerikanischen Imperialisten zu uns Spione, Saboteure und Diversanten schicken, die — —"
Der Maler steht mit dem Rücken zu dem Raum und betrachtet irgendein Diagramm, das an der grauen, feuchten Wand hängt. Der alte Polizist schleicht auf den Zehenspitzen, um nicht den Vortrag zu stören, bis dicht zu ihm hin und bleibt dort stehen. Die Schulkinder hüsteln, die Luft hier ist stickig und verbraucht.
„Durchgegeben durch den Sender. Gestern abend", raunt der Polizist. „Den Mann von unserer Gruppe hat der Pták verraten."
Die Genossin Lehrerin wirft ihm einen mißbilligenden Blick zu, ist aber gleich wieder besänftigt, denn der Polizist klatscht ihrem Vortrag einen lautlosen Beifall.
„Die Schneiderin hat die Nachricht durchgegeben. In der Sendung ‚Grüße für die Heimat'. ‚Bin gut angekommen, und bin gesund.' So war es verabredet, wenn sie herausbekommen sollte, daß Pták der Verräter ist."
„Unsere geliebte mütterliche kommunistische Partei, die dafür sorgt, daß jetzt alle Kinder zur Schule gehen können und nicht wie früher, unter dem kapitalistischen Regime, bei den reichen Bauern arbeiten müssen, lehrt uns, wie wir die Spione, Saboteure und Diversanten entlarven müssen. Vor allem Kinder müssen gut aufpassen, was die Erwachsenen sprechen und tun, dazu haben wir ja das große Vorbild an dem kleinen Pavlik Morosow."
„Was werden wir jetzt tun?" flüstert der Maler ohne die Lippen zu bewegen. „Wir müssen etwas unternehmen, sonst werden wir alle auf dem Galgenhof im Pankratzer Gefängnis enden."
„Die anderen hat er sehr wahrscheinlich noch nicht verraten", antwortet ebenso der Polizist. „Sonst würden schon längst alle eingenäht sein. Wir haben gleich gestern abend beschlossen —"
Die hagere Genossin Lehrerin schneuzt sich geräuschvoll in ihr

Taschentuch und spricht weiter. Die beiden Männer nicken ihr ernst und beifällig zu, sie fühlt sich geschmeichelt und versucht besonders dramatisch die Geschichte des Pavlik Morosow zu gestalten.

„Der Vater des kleinen Pavlik, der ein Kulak (Großbauer) war, versteckte zwei Säcke mit Korn, obwohl er wußte, daß jedes Körnchen allen Sowjetmenschen zugute kommen sollte. Doch der tapfere Pavlik duldete diese Sabotage nicht und zeigte seinen Vater, wie es seine Pflicht war, an. Genosse Stalin ist die Gerechtigkeit selbst, und darum ließ er den Kulaken für sein Verbrechen mit dem Tode bestrafen."

Diese Geschichte hat sich tatsächlich in der Sowjetunion ereignet, aber ein bißchen anders, als es in den Schulbüchern geschildert wird. Den Bauern wurde die gesamte Ernte weggenommen und sie konnten sich einen kleinen Teil davon aus dem Staatsdepot für sündhaftes Geld zurückkaufen. Pavliks Vater, ein armer Kleinbauer, hatte aber kein Geld, und fürchtete darum, seine Kinder würden vor Hunger sterben, wie viele tausende Kinder während Stalins Kolchosierung. Sein damals vierzehnjähriger Sohn zeigte ihn aber an, Morosow wurde hingerichtet, aber Pavlik überlebte ihn nur um einige Tage. Die Dorfbewohner wollten diesen Spitzel und Vatermörder nicht unter sich dulden und brachten ihn einfach um. Daraufhin ließ Stalin das ganze Dorf niedermetzeln, alle Bewohner ohne Unterschied, Männer, Frauen und Kinder.

„Überprüfen?" flüstert der Polizist. „Wie und wozu soll man diese Sache noch überprüfen? Auf Verrat steht die Todesstrafe."

„Als Genosse Stalin erfuhr", hebt die Genossin Lehrerin die Stimme. „Als er erfuhr, daß die Kulaken den tapferen Pavlik ermordet hatten, ließ er dafür das ganze Dorf bestrafen."

Ein kleines Mädchen mit zu großen Schuhen meldet sich zu Wort. Es ist gestattet, mit den Lehrern zu debattieren und zu polemisieren und man darf sie auch kritisieren.

„Genossin Lehrerin, warum mußten alle bestraft werden aus dem Dorf? Vielleicht wußten nicht alle von der Ermordung des Pavlik Morosow!"

„Ich kann es nicht glauben, daß Sokol — — Warten wir noch ein paar Tage, schicken wir noch jemanden hin!"

„Wenn Genosse Stalin das ganze Dorf bestrafen ließ, dann war es bestimmt richtig, denn Genosse Stalin weiß immer, was man machen soll und was nicht. Das Dorf wurde dem Erdboden gleichgemacht und — —"
„Genau wie Lidice, nicht wahr?" ruft von hinten ein Bub mit dem roten Pioniertuch.
Die Frau schielt zu den beiden Männern hin, die haben aber zum Glück diese unpassende Bemerkung nicht gehört, der eine zeichnet etwas und der andere schaut ihm über die Schulter zu.
„Die Schneiderin ist verläßlich. Die Nachricht stimmt", flüstert der Polizist und tippt dabei mit dem Zeigefinger auf das Gekritzel auf dem Zeichenblock.
„Die Mutter des kleinen Helden Pavlik Morosow lebt noch", beendet die Genossin ihren Vortrag. „Sie reist in der herrlichen Sowjetunion von einer Stadt in die andere und erzählt den Schulkindern von der Schandtat ihres Mannes, des abscheulichen Kulaken, und von der vorbildlichen Tat ihres Sohnes. Wer will genau so wie Pavlik Morosow handeln, Kinder?"
„Ich, ich auch, ich!" schreien die Kinder und die Genossin Lehrerin lächelt zufrieden.
„In einer Woche hier", flüstert der alte Polizist rasch und sagt nachher halblaut: „Gut also, Genosse. Wenn Sie meinen, daß die Perspektive zu den Stiefeln gehört, dann machen Sie halt die Stiefel mit der Perspektive. Was sein muß, muß sein."

Der Selbstmordversuch

Der Arzt ist fort und Liba ist wieder allein. Das Zimmer, das ihr so gut gefiel, erinnert sie jetzt irgendwie an das Zimmer dort in dem Hotel in Marienbad. Warum nur? Dieses Zimmer hier kann man doch mit dem anderen gar nicht vergleichen, dieses Zimmer hier ist groß, das Bett ist bequem und sauber, der Teppich ist ganz neu und die beiden Fauteuils

wurden erst vor einer Woche neu überzogen, der Schrank ist voller Kleider, Mäntel, Wäsche und Schuhe, und so viele hübsche Sächelchen stehen in dem mittleren Fach hinter dem Glas. Ein winziges Klavier aus Porzellan, das jedesmal ein Lied spielt, wenn man es öffnet. Es ist eigentlich ein Zigarettenbehälter, das Klavierchen. Die Puppen in den Trachtenanzügen, die silberne Dose mit Schmucksachen, die Rosen aus Marzipan in der blauen Vase. Liba möchte so gern das Lied hören, das die Spieluhr in dem Klavier zirpt, sie kann aber nicht aufstehen. Das ist es also, darum erinnert sie das Zimmer an das Zimmer in der Schule. Hier ist sie jetzt auch eine Gefangene.
„Hast du dort droben vergessen auch mich — —“, das ist das Lied. Liba trillert es, beginnt aber sofort laut zu schluchzen, sie hämmert mit den Fäusten auf die Steppdecke, sie zieht die Decke über den Kopf und schreit und schreit. Die Mutter ist tot, und sie lebt noch, sie hat zu wenig von den Schlafpulvern genommen, ihr Magen ist vom vielen Rauchen und Trinken schwach, sie hat die Schlafpulver gleich wieder ausgebrochen und darum — —
Hysterisch ist die Melanova, überspannt, haben alle gesagt. Alle. Niemand hat mit ihr Mitleid gehabt. Nächtelang säuft sie, die Melanova, darum hat sie die Nerven kaputt und muß Schlafpulver nehmen. Sie wollte sich doch gar nicht vergiften, interessant wollte sich das Fräulein machen. Den Hrnek möchte sie wieder haben, darum hat sie das Theater gemacht.
Liba wirft die Decke fort, das Zimmer ist überheizt und die beiden Fenster sind zu. Sie öffnet hastig die Schublade des Tischchens neben dem Bett und wühlt fahrig in den Sachen herum. Notizbücher, Kinoprogramme, Geld, Zigaretten, halbleere Bonbonnieren, Fotos, Armbänder, eine Füllfeder und ein großes Schokoladeherz in Staniol vom Oktoberfest. „Bin noch frei“, steht mitten in einem Blumenkränzchen auf dem Herzen. Vom Hrnek hat sie das Herz bekommen. Aber sonst ist nichts da, es muß doch noch irgendwo ein bißchen von dem Zeug sein, es war doch — —
Sie spürt kalten Schweiß auf der Stirn, eine gräßliche Angst springt sie an, sie fühlt die Angst auch körperlich, wie einen brennenden Schmerz in allen Gliedern. Was jetzt? Sie hat kein

Kokain mehr und sie kann nicht fortgehen. Sie muß aber aufstehen, sie muß wenigstens zum Telefon. Sie setzt sich auf, vergißt aber gleich, was sie tun wollte. Nur die Angst, die kann sie nicht vergessen. Verwundert betrachtet sie ihre nackten Beine, so mager sind sie, so mager war sie doch nicht einmal damals in Prag, als sie hungern mußte. Prag — die Mutter ist tot! Die Mutter, die Mutter — man hat sie also doch umgebracht. Schluchzend und schreiend wälzt sie sich im Bett, sie kommt sich wie angebunden vor.
Die Tür zum Vorzimmer wird geöffnet, sie hört es nicht. Sie sieht nicht, das jemand an ihrem Bett steht, bis der Mann ihre Schultern berührt.
„Sie, Herr Karásek?"
Der Schrank hat Spiegelwände, sie sieht ein zerwühltes Bett, sie sieht ein mageres Mädchen in einem zerdrückten, durchsichtigen blauen Nachthemd, und sie sieht das Gesicht des Mädchens, es ist aber kein Mädchengesicht. Das Gesicht hat Falten bei den Augen und beim Mund. Noch niemals hat sie sich so gesehen, mein Gott, so sieht sie wirklich aus?
„Ja, so ist es, wenn Kinder statt Milch Whisky saufen und statt Buttersemmeln Veronal fressen", sagt Herr Karásek und setzt sich gemütlich zu ihr auf das Bett.
Sie glättet sich das Haar mit den Händen und zieht das Hemd über die Knie. „Das ist gut, daß Sie gekommen sind, Herr Karásek! Ich war so allein."
„In der Totenkammer hätten Sie auch keine Gesellschaft gehabt, höchstens die paar Leichen, die aber selten sehr gesprächig sind. Sagen Sie, Liba, warum haben Sie diese Dummheit gemacht? Wegen des Superhengstes und ehemaligen Gentleman Hrnek?"
„Nein, nicht seinetwegen. Bitte, geben Sie mir Feuer, ich will rauchen. Und trinken muß ich auch. Dort im Schrank unten sind die Flaschen."
„Andere Sorgen haben Sie momentan nicht?"
„Ich will nicht denken, verstehen Sie das nicht?" schreit Liba schrill.
„Woran wollen Sie nicht denken, Libuška?"
„Ich kann es Ihnen nicht sagen, Herr Karásek! Herr Karásek, jetzt ist schon alles egal, ich werde Ihnen die Wahrheit

sagen. Wenn Sie mich verraten werden, macht es auch nichts, diesmal werde ich nicht mehr Schlafpulver schlucken, diesmal werde ich aus dem Fenster springen!"
„Na ja, Sie haben eine Parterrewohnung, so ein Sprung aus dem Fenster wäre eine gesunde Gymnastikübung. Ich glaube übrigens zu wissen, was Sie mir sagen wollen. Wenn ich noch eine Ehre hätte, würde ich Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich Ihr Geheimnis bei mir behalten werde. Aber wir vom Sender schleppen nicht so einen überflüssigen Plunder, wie es die Ehre ist, mit uns herum. Man hat Sie zur Kokainistin gemacht, nicht wahr, Liba Melanova?"
„Ja, ich wollte einmal — ich wollte zuerst gar nicht, aber man gewöhnt sich so schnell daran, und jetzt kann ich es nicht mehr lassen. Herr Karásek, ich gebe Ihnen eine Adresse, dort bekommt man Kokain, wenn man das Losungswort weiß. Da haben Sie Geld, Herr Karásek, bitte — —"
„Ich bin im Grunde kein schlechter Mensch, ich helfe immer, wenn sich die Hilfe für mich lohnt."
Er greift in die Brusttasche und zeigt Liba etwas. Es ist ein kleiner weißer Umschlag in Visitenkartenform. Sie kennt diese Packung, in genau solchen Umschlägen bekommt sie das Rauschgift. Blitzartig greift sie mit beiden Händen nach dem Umschlag, Karásek steckt ihn aber breit lächelnd zurück.
„Sie dürfen nicht, Sie müssen — —" stammelt Liba. „Geben Sie es sofort her, sofort!"
„Nicht sofort, aber vielleicht nachher. Wenn ich mich schon strafbar mache, dann mit Ruhe. Erzählen Sie mir zuerst, was Ihnen passiert ist."
Sie schließt die Augen und rührt sich nicht. Unter dem dünnen Hemd sieht man ihre Rippen, wie eine Todkranke sieht sie aus. Gelblich im Gesicht, durchsichtige Ohren, die Lippen zersprungen und bläulich. Karásek steht auf und bringt ihr ein Glas Whisky.
„Da, trinken Sie! Und hier haben Sie eine Zigarette. Je schneller Sie erzählen werden, desto schneller werden Sie Ihr Zuckerl haben."
Er muß ihr das Glas an den Mund halten, ihre Hände zittern ununterbrochen. Nach dem Whisky beruhigt sie sich ein wenig, sie hält die Zigarette zwischen den Lippen, läßt sie aber an-

geekelt auf den Teppich fallen und sagt tonlos: „Meine Mutter ist tot."
Wieder schreit sie und weint sie, und wieder bekommt sie ein Glas Whisky.
„Woher wissen Sie es? Ihre Mutter war doch im Gefängnis, nicht?"
„Ja, im Pankratzer Gefängnis war sie. Man hat sie umgebracht."
Karásek denkt nach und greift dann wieder in die Brusttasche, zieht aber den Umschlag nicht heraus. Es ist ein Spiel, ein Spiel mit einer wehrlosen Süchtigen, dieses Spiel wird er leicht gewinnen.
„Erzählen Sie mir alles und Sie bekommen nachher drei solche Packungen. Bei mir habe ich nicht mehr, aber ich kann noch welche besorgen."
Ohne zu überlegen erzählt Liba. Hastig, verworren, den Blick auf Karáseks Brusttasche festgesaugt. Eine Frau war bei ihr, eine Schneiderin aus Prag, die erst unlängst nach München kam. Sie hatte eine Bekannte im Pankratzer Gefängnis, die war aber nur wegen Hamsterei eingesperrt, man hat bei ihr drei Kilo Mehl und vier Kilo Zucker gefunden. Sie bekam dafür fünf Monate und wurde nachher entlassen. Und diese Frau sagte der Schneiderin, daß die Mutter der Melanova, die jetzt bei dem Sender in München ist, im Pankratzer Gefängnis plötzlich starb.
„Was ist plötzlich, Herr Karásek?" schreit Liba zornbebend. „Was ist plötzlich? Plötzlich ist ein Mord, das wissen Sie doch! Und wissen Sie auch, wer der Mörder meiner Mutter ist? Sokol ist es und kein anderer!"
Karásek greift wortlos in die Tasche, gibt ihr den Umschlag und geht wortlos ins Badezimmer. Zusehen will er nicht, wie sie das Kokain nimmt. Daß sie weiter sprechen wird, das weiß er ganz sicher.
Eine andere Liba lächelt ihn an, als er sich ein Fauteuil zu dem Bett schiebt. Das Haar ist frisiert und mit einem blauen Band kokett zusammengehalten, das Gesicht ist fast glatt unter der Schichte der Schminke, die Lippen sind gestrafft durch Lippenlack. Was er zu hören bekommt, ist eine Mischung aus Wahrheit, Halbwahrheit und Lüge.

Leutnant Sokol wollte nach Prag zurückkehren, er hatte genug, er war enttäuscht vom Westen, und darum bat er sie, eine Verbindung herzustellen. Ein Mann, den sie nicht kannte, hat sie einmal am Sendlinger Torplatz angesprochen und er versprach ihr, etwas für ihre Mutter zu tun. Selbstverständlich verlangte er eine Gegenleistung dafür, er wollte einen oder mehrere Namen von aktiven Antikommunisten in der CSR wissen. Sie sagte ihm selbstverständlich, daß sie niemanden kenne und daß sie auch niemanden verraten würde. Sie vertraute sich Leutnant Sokol an und der riet ihr, mit dem Mann zusammenzukommen und ihn zu fragen, ob er nicht bestraft werden würde, wenn er zurück nach Prag ginge. Leutnant Sokol nannte ihr einige Namen der Widerstandskämpfer. Diese Namen waren aber bis auf einen falsch. Die Schneiderin, die unlängst über die Grenze kam, besuchte sie und erzählte ihr, daß ein Mann von der Gruppe Leutnants Sokol verhaftet wurde und daß er gleich beim ersten Verhör im Polizeipräsidium Selbstmord beging oder erschlagen wurde. Weil aber die anderen Namen nicht stimmten, haben die Kommunisten aus Rache ihre Mutter umgebracht. Nur Leutnant Sokol hat ihre Mutter auf dem Gewissen, nur er!

„Wenn wir schon bei dem Gewissen sind, Liba, das Gewissen, das ist ein komischer Patron. Haben Sie es noch nicht bemerkt? Der Mann zum Beispiel, der in Prag in der Bartholomäusgasse sterben mußte, was sagt Ihr Gewissen dazu?"

„Ich habe doch nur das getan, was Sokol wollte!"

„Nein, Sie haben das getan, was die Mörder dort in Prag und hier wollten. Sie haben den Namen des Mannes irgendwie aus Leutnant Sokol herausgelockt — —"

„Das ist nicht wahr!"

„Wenn Sie nicht so ein dummes Luderchen wären, würde ich Sie jetzt so lange prügeln, bis Sie mir sagen würden, wer der Mann ist, dem Sie den Namen verrieten! Heraus mit der Wahrheit, lächle nicht, du schmutzige kleine Spionin, sonst wirst du noch heute im Münchner Polizeipräsidium ohne Kokain um Gnade winseln!"

„Sie wollen mich anzeigen?"

„Ich will den Namen des Mannes vom Sendlinger Torplatz

wissen, oder wenigstens seine Beschreibung! Wo ist er? Wo finde ich ihn? Mach den Mund auf, sofort, ich habe gar keine Lust bei einer gewissenlosen Mörderin länger zu bleiben, als es notwendig ist."

Die Zigarette ist ihr aus der Hand auf die Steppdecke gefallen, sie glimmt weiter und die angesengte Seide riecht penetrant, sie stützt sich mit beiden Händen auf das Tischchen, die Augen weit vor Entsetzen aufgerissen, das Gesicht voller roter Flecken, die Stirn klebrig vor Schweiß. „Wer sind Sie denn? Wer sind Sie eigentlich?"

„Karásek bin ich, wie immer. Mach kein Theater und pack aus!"

„Nichts werde ich sagen!" kreischt sie. „Nichts werde ich —"

Karásek schlägt sie hart mit dem Handrücken auf den Mund. Sie bäumt sich auf und lallt, bekommt aber noch zwei, drei Schläge, das Blut spritzt ihr aus der Nase und aus dem Mund, die Steppdecke ist blutig, das Kissen auch.

„Genügt es? Willst du jetzt sprechen?"

Libas Kopf hängt über der Bettkante, sie rutscht langsam herunter, bis sie auf dem Fußboden zu Karáseks Füßen liegen bleibt. Karáseks Hand mit einer brennenden Zigarette nähert sich ihrer Stirn, sie spürt schon die Wärme dicht vor der Haut, die Zigarette berührt ihre Stirn, da röchelt sie: „Es ist kein Mann, es ist ein toter Briefkasten! Ich habe nie jemanden gesehen, es war immer nur der tote Briefkasten!"

Karásek hebt sie mit einer Hand auf und wirft sie wie einen Sack auf das Bett. Die zwei Päckchen mit dem Kokain legt er auf das Tischchen und sagt dann, als ob nichts geschehen wäre. „Wo ist Leutnant Sokol? Was hast du der Schneiderin gesagt? Schnell, oder soll ich noch einmal von vorne anfangen?"

Sie wischt sich mit der Hand das Blut aus dem Gesicht, befeuchtet einen Finger mit der Zunge und drückt ihn auf die verbrannte Stelle an der Stirn. „Erschlagen Sie mich", sagt sie mit der gekünstelt kindlichen Stimme, mit der sie ihre Manuskripte vor dem Mikrophon liest. „Erschlagen Sie mich ruhig. Es ist ganz egal, ob Sie mich erschlagen, oder die anderen. Aber sagen werde ich nichts mehr. Ich hasse ihn, und ich denke nur an meine Mutter."

Halbtot wird sie geprügelt, aber kein Wort kommt mehr über ihre Lippen. Ihr Gesicht gleicht einer blutverschmierten Maske.

Die Falle

Genosse Andel briet gerade mit Knoblauch bestrichene Brotscheiben in einer Pfanne, als Karásek grußlos die muffige Küche, wo es nach verbranntem, ranzigem Schmalz stank, betrat. „Kriminalinspektor Huber", sagte er kurz und warf den Hut auf den Tisch.
Zuerst drehte Genosse Andel den Gashahn auf dem Gasherd ab, dann wischte er sich umständlich die Hände an einen Lappen ab, den er aus Versehen mitgebraten hatte, und schließlich zeigte er auf einen Stuhl, auf dem allerdings gar kein Platz war, da auf ihm einige Teller und Töpfe standen.
„Bitte Platz zu nehmen!"
„Ich habe keine Zeit, ich komme von der Polizei. Wo ist die Frau, die hier mit Ihnen wohnt?"
„Ich nix deutsch."
„Zufällig bin ich ein Sudetendeutscher, ich war früher in Aussig bei der Polizei tätig. Darum spreche ich ein wenig tschechisch." Karásek spricht jetzt tschechisch, aber fehlerhaft und mit einem fremden Akzent. „Ich bin von der Polizei. Wo ist die Frau, die hier mit Ihnen wohnt?"
„In Aussig waren Sie? Ich war auch einmal in Aussig. In Aussig waren doch die Schichtwerke und ich — —"
„Das interessiert mich nicht. Wo ist die Frau will ich wissen!"
„Die? Warten Sie, vormittags war sie ein Care-Paket abholen, aber die Freßpakete werden erst übermorgen ausgegeben. Zum Mittag ist sie auf einen Sprung nach Hause gekommen und hat Sauerkraut mit Knödeln gegessen und so gegen ein Uhr — wie spät haben wir übrigens?"
„Wo ist die Frau jetzt?"
„Jetzt? Jetzt könnte sie — hat sie denn etwas ausgefressen?"
„Das wird sich zeigen. Wo ist sie also?"

„Entweder ist sie irgendwo bei jemandem in den Häusern vom Radio, sie tratscht nämlich gerne und treibt sich immer irgendwo herum. Oder sie ist ins Kino gegangen, sie hat, glaube ich, gesagt, daß sie ins Kino gehen will, oder könnte sie auch in der amerikanischen Kaserne sein, wo sie ab und zu in der Küche Kartoffeln schält."
„Ich muß mit ihr sofort sprechen, Mensch! Wo kann ich sie finden?"
„Aber, Herr, ich habe Ihnen doch ganz klar gesagt, entweder — —"
Karásek packt den Hut, stülpt ihn auf, schlägt die Tür hinter sich zu und rennt hinaus. Der Motor in seinem Wagen läuft, wohin aber soll er zuerst fahren? Telefonieren, telefonieren muß er, das geht schneller. Er stürmt in das nächste Lokal hinein, fragt nach dem Telefon, wird sofort von drei bejahrten Prostituierten umringt, die sich hier gegenseitig über die junge Konkurrenz beklagen, und sieht sich gezwungen, jeder von den Halbdamen einen Schnaps zu spendieren, damit er sie los wird. Dafür bewachen sie die Tür des Privatgemaches des Wirtes, in dem das Telefon ist, wie scharfe Wachhunde. Karásek telefoniert, er hat einen Zehnmarkschein in lauter Zehnpfennigstücke umgewechselt, die Münzen verschwinden eine nach der anderen in dem Apparat an der Wand, aber die Antwort, die er bekommt, ist immer dieselbe. Hier ist sie nicht, heute war sie nicht hier, nein, bei uns war die Schneiderin heute nicht. Er läßt den Rest des Geldes liegen und läuft wieder hinaus. Zweimal wird er unterwegs aufgeschrieben, er, der äußerst vorsichtige Fahrer. Aber das spielt jetzt keine Rolle, sollen sie ihn ruhig noch zehnmal aufschreiben.
Die Bar beim Kerzenlicht ist heute gut besetzt. Xena steht aber nicht hinter der Theke, gerade serviert sie plaudernd an einem Tisch eine Flasche Sekt. Leutnant Sokol ist nirgends zu sehen. Karásek schwingt sich auf einen von den hohen Barhockern, zieht den Hut noch tiefer in die Stirn und greift nach einer Flasche mit Gin. Die schiebt er aber wieder weg und trinkt eine Flasche Limonade in einem Zug aus.
Xena nickt ihm lächelnd zu, wie eine Mohnblume sieht sie aus in ihrem roten Cocktailkleid. Geschäftig läuft sie zwischen

den Tischen und nimmt die Bestellungen auf. Das Lächeln, denkt Karásek, ihr Lächeln, das sie so jung macht, gleich wird es sterben, das Lächeln. Xena sieht, daß er ihr nachschaut, und nickt ihm wieder zu. Jetzt bemerkt Karásek, daß das Lächeln gar kein Lächeln ist. Die glitzernden Zähne sind entblößt, die Mundwinkel zittern vor Anstrengung, die lächelnde Maske nicht fallen zu lassen.
„Wo ist Leutnant Sokol, Xena?" fragt er, als sie an ihm vorbei hinter die Theke läuft.
„Noch nicht gekommen. Wissen Sie vielleicht etwas?"
„Und Sie?"
Das Kugelchen ist heute auch da, lächerlich häßlich wie immer, aber hochzufrieden mit sich selbst. Bescheiden zeigt sie die neueste Nummer der „Exilzeitung" herum, ein Minister hat ihr ein Interview gewährt. Die ständige Mitarbeit bei seinem Ministerium ist perfekt. Kugelchen wurde nach Prag berufen, um dort persönlich die notwendigen Instruktionen zu empfangen. Sie schwatzt mit der Lesbierin Marina, spürt aber mit der geübten Witterung eines Jagdhundes, daß hier, in dem Lokal, etwas nicht stimmt. Der Selbstmordversuch der dummen Melanova kann es nicht sein, das war nur eine kleine Episode, was ist es also? Auch sie hat schon nach Leutnant Sokol gefragt und von Xena erfahren, daß Leutnant Sokol heute einen freien Tag habe und wahrscheinlich erst später kommen würde. Jetzt sieht sie aber den schlauen Satan hier, den Karásek, er tuschelt mit der Bardame.
„Komm, Marina, wir setzen uns zu der Bar hin", und schon baumeln ihre kurzen, unförmigen Beine von dem Barhocker herunter. Marina umarmt sie mit einer Hand, die zweite reicht sie Karásek.
Karásek übersieht es und bückt sich, als würde er etwas auf dem Fußboden suchen.
„Suchen Sie etwas?" fragt Marina. Sie ist nicht beleidigt, daß er ihr die Hand nicht gab, sie ist es gewöhnt, daß man sie wegen ihrer Veranlagung ignoriert.
„Ja. Ich suche eine Falle", antwortet Karásek mit einem breiten Grinsen.
„Eine was? Eine Falle?" lacht die Lesbierin. „Eine Mausefalle?"

„Eine Falle ganz einfach. Es könnte auch eine ganz teure Falle sein."
Dabei zwinkert er Mascha verschwörerisch und schelmisch zu. Obwohl diese Frau nach allen Seiten so gesichert ist, daß sie keine Angst haben müßte, fühlt sie sich Karásek gegenüber unsicher. Dieser Satan ist undurchsichtig wie ein Brett und scheint keine Schwächen zu haben. Natürlich könnte sie ihn bei den zuständigen deutschen Behörden anschwärzen, man könnte ihm auch belastendes Material in seine Wohnung praktizieren, aber sie weiß nicht, wieviel er von ihr weiß und darum ist es klüger, in Verteidigungsstellung zu bleiben.
„Frau Journalistin", spricht sie Karásek an und schiebt seinen Hut noch tiefer in die Stirn. Seine Augen kann man nicht sehen, sein Gesicht besteht nur aus einem großen, eckigen Kinn und einer fleischigen Nasenspitze. „Frau Redakteurin, wissen Sie nicht zufällig von einer tadellosen, präzis angefertigten Falle?"
Marina lacht, die Sache mit der Falle kommt ihr sehr spaßig vor. Außerdem ist sie nicht mehr nüchtern und in diesem Zustand findet sie immer alles komisch.
„Wer soll in die Falle gehen, Herr Karásek?" fragt das Kugelchen einfältig. Sie sieht dabei so dumm und so treuherzig aus, daß niemand in ihr die mit allen Salben geschmierte, skrupellose Agentin vermuten würde.
„Ist schon gegangen, Frau Chefredakteurin. Das ist es eben, die Maus ist schon in der Falle."
„Ich dachte, Sie suchen erst die Falle, Herr Karásek", unterbricht ihn Marina, aber bevor sie weiter sprechen kann, wird sie von ihrer Freundin ordentlich in die Schenkel gezwickt.
„Hier war doch, wenn mich nicht alles täuscht, auch ein Kellner", sagt Karásek und schiebt sich samt dem Hocker zu Mascha hin.
Aha, Leutnant Sokol ist es also. Sie suchen den Sokol. Hätte vielleicht Prag einen Befehl zu seiner Beseitigung oder zu seiner Entführung gegeben? Ausgeschlossen ist gar nichts, aber davon müßte sie etwas wissen. Leutnant Sokol sollte nur beobachtet werden, denn Leutnant Sokol war der Weg zu Xena, das war fast sicher. Herr Müller in Prag hat ganze Arbeit geleistet. Xena ist nicht Xena, wer aber ist sie wirklich?

So lange man das nicht ganz genau wissen wird, so lange sind Xena und Leutnant Sokol tabu. Vielleicht — wenn man Xena eine Gefälligkeit erweisen würde, vielleicht käme man ein Schrittchen weiter.
Das Kugelchen entfaltet die „Exilzeitung", auf der zweiten Seite prangt das Bild des Ministers. „Schauen Sie, Herr Karásek, auch ein Minister hat Vertrauen zu mir."
„Dafür ist er eben ein Minister. Ich bin keiner und darum habe ich fast gar kein Vertrauen zu Ihnen, Mascha. Aber lügen Sie ruhig weiter."
„Ich weiß nicht, was Sie gegen mich haben, Herr Karásek, in der ‚Exilzeitung' wurden Sie doch noch nie angegriffen."
„Genau wie Hrnek."
„Wenn Sie Leutnant Sokol suchen, könnte ich eventuell — —"
„Ich suche ihn nicht. Andere haben ihn gesucht und sehr wahrscheinlich auch gefunden."
„Als eine antikommunistische Journalistin", sagt Mascha würdig, aber mit einem bescheiden gesenkten Blick. „Habe ich das Vertrauen der deutschen Behörden."
„Kein schlechtes Geschäft. Wieviel zahlen Ihnen die Deutschen für die Abfälle, mit denen Sie sie füttern? Sie wollen mir also zart andeuten, daß die deutsche Polizei Ihnen — wie nannten Sie sich? Richtig, Ihnen als einer antikommunistischen Journalistin in gewisser Hinsicht entgegenkommen könnte. Würde die deutsche Polizei Leutnant Sokol finden?"
„Versuchen kann man alles, Herr Karásek. Haben Sie Anhaltspunkte, wo und bei wem er sein könnte?"
„Freilich. Leutnant Sokol ist mit seinen Mördern in der Falle. Die Mörder brauche ich nicht, nur den Sokol. Haben Sie verstanden?"
„Nicht alles. Ich komme gleich, Herr Karásek!"
Mascha wirft sich ihren unmodernen, schmutziggrauen Mantel über die schiefen Schultern und trottet aus dem Lokal hinaus. Die nächste Telefonzelle ist nicht weit, sie ist aber besetzt. Ungeduldig tritt Mascha von einem Fuß auf den anderen. Vor der Telefonzelle wartet noch ein dicker Mann und ein Mädchen in engen, weißen Hosen.
„Entschuldigen Sie", beginnt Mascha schüchtern und weinerlich. „Dürfte ich vor Ihnen anrufen? Mein Bub hat plötzlich

hohes Fieber bekommen, ich muß mit unserem Hausarzt sprechen."
Die beiden erlauben es, der Dicke erkundigt sich teilnahmsvoll, wie alt das arme Kind sei. Mascha lügt ihm etwas vor, als aber die Telefonzelle geöffnet wird, schlüpft sie wie ein Wiesel hinein und ihre Stimme klingt jetzt herrisch. „Mascha hier. Es muß sofort durchgegeben werden: ‚Der Falke (Sokol) ist entflohen. Gegen Belohnung abzugeben. Nicht füttern und sehr vorsichtig behandeln.' "
„Was ist los?" fragt eine angenehme Männerstimme an dem anderen Ende der Leitung.
„Gib es sofort durch und frag jetzt nicht. Leutnant Sokol ist verschwunden. Schluß. Auf alle Fälle, ich warte in dem Lokal wie immer."
Eine Viertelstunde später, zwischen einem Kommentar und einer Predigt aus der katholischen Messe vom Sonntag, wird die Meldung durch den Sender «Free Europe» durchgegeben. Dann wartet der Mann im Sender auf eine Nachricht. Es kommt aber nichts. Niemand weiß etwas von dem entflohenen Falken, obwohl eine Belohnung versprochen wird.
„Wir müssen warten." Mascha sagt sonst nichts mehr. Sie sitzt auf dem Barhocker und schaut jede fünf Minuten auf ihre Armbanduhr. Karásek fragt nichts und Xena arbeitet, wie immer. Vor Mitternacht schenkt sich Xena einen Whisky ein und gibt Karásek einen Schlüssel.
„Suchen Sie seine Sachen durch. Vielleicht finden Sie etwas."
In der fensterlosen Kammer, die Leutnant Sokol heute nachmittag zum letztenmal verlassen hatte, hängt auf einem Haken sein neuer Anzug. Er ist also in seinem alten, schäbigen, weggegangen, in dem er die ganze Zeit herumlief. Das bedeutet, daß er entweder sehr in Eile war, oder daß er sich mit jemandem im Freien treffen wollte, denn auch für eine Spelunke war der schadhafte alte Anzug schon ungeeignet. Unter dem Bett, dem einzigen Möbelstück da, ist eine Pappschachtel. Drei Paar ungeschickt gestopfte Socken, zwei Hemden, Rasierzeug, zwei Taschentücher, eine Unterhose, ein Handtuch und ein Buch mit dem Stempel einer Leihbibliothek. Karásek kennt das Buch, es ist ein Roman von Artur Köstler, „Die Null und das All." Rubaschew, ein hoher sowjetischer Funk-

tionär, den Stalin liquidieren ließ, ist der Held. Karásek blättert darin und findet ein Foto. Eine Frau sitzt mit einem kleinen Kind unter einem Weihnachtsbaum, ein Mann steht daneben und zeigt dem Kind ein Schaukelpferd. Familie Sokol, Vater, Mutter und Sohn. Er dreht das verblaßte Bildchen um und liest: „Vater am 5. Mai 1945 als Kollaborateur erschlagen, Mutter sprang am selben Tag in die Moldau."
Sonst findet er nichts. Gar nichts.
Karásek steckt das Buch in die Tasche, legt es aber wieder zurück in die Schachtel. Das Buch gehört der Leihbibliothek. Nur das Bildchen behält er. Die Polizei würde es höchstens zu dem Akt Leutnant Sokol geben. Bei Xena wird es besser aufgehoben sein.
Die Stimmung in dem Lokal ist flau, die Gäste verschwinden einer nach dem anderen. In der neuen Bar, die dem Hrnek gehört, dort ist mehr los. Zum Schluß bleiben in der Bar nur die schlafende Marina, das Kugelchen und Karásek. Xena steht hinter der Theke und macht die Abrechnung.
„Schreiben Sie dazu eine Flasche Cognac, Xena, die brauche ich jetzt sehr dringend."
Karásek trinkt schnell, aber je mehr er trinkt, desto nüchterner wird er. Es ist nichts zu machen. Verdammt noch einmal und noch tausendmal, es ist gar nichts zu machen. Nur warten kann man.
Das Kugelchen hat noch einigemal angerufen, aber nirgends hat sie etwas erfahren. Sie lehnt sich an die schlafende Marina und raucht.
Xena geht von Tisch zu Tisch und bläst die Kerzen aus. Auf einmal schrecken alle auf, denn aus dem Dunkeln, irgendwo aus einer Ecke, hört man ihr Lachen.
„Ausgerechnet gestern habe ich mir einen roten Mantel gekauft. Umtauschen kann ich ihn nicht, meine Trauer muß also rot sein."
Man sieht sie nicht, sie ist noch immer im Dunkeln, ganz allein.

Das Ende und der Anfang

Die leeren Holzkisten in dem Lastwagen scheppern. Immer lauter hört man sie aufeinander aufschlagen, der Lärm der Großstadt übertönt es nicht mehr. Der Wagen fährt also jetzt irgendwo auf einer Landstraße. Zwei Zigaretten glimmen in dem Dunkel des Autos, die beiden Männer rauchen ununterbrochen.

Leutnant Sokol liegt auf dem Fußboden zwischen den Kisten. Seine Handgelenke und seine Füße sind gefesselt, der Mund ist mit einem nach Benzin und Öl stinkenden Fetzen zugebunden. Die Stricke an den Handgelenken sitzen sehr fest, sie tun aber nicht weh, man hat ihm die Handgelenke mit Lappen umwickelt, bevor man ihn gefesselt hatte. Die Stricke sollen keine Spuren hinterlassen. Daran klammert er sich, an diesen Gedanken. Sie wollen ihm nichts tun, wenn sie so vorsichtig sind, darum sollen keine Spuren auf seinen Händen bleiben. Sie wollen ihn nur irgendwo hinbringen, verhören wollen sie ihn wahrscheinlich, oder ihn zu irgendetwas zwingen. So ist es. So wird es sein. So muß es sein.

Von dem Benzingeruch wird es ihm übel, er kann nicht sprechen, er kann kaum atmen. Er wälzt sich auf die linke Seite und reibt das Kinn an einer Kante der Kiste, so will er den Fetzen vom Mund herunter bekommen. Die ungehobelten Bretter reißen ihm die Haut auf, der Fetzen bleibt aber. Erschöpft bleibt er liegen, in einem feuchten, klebrigen Etwas, dem Geruch nach müssen es zerbrochene Eier sein.

Der Wagen hält, wahrscheinlich steht er an einer Straßenkreuzung. Oder sind sie schon am Ziel? Nein, sie fahren schon wieder weiter. Ziemlich weit müssen sie schon von München weg sein, wohin bringt man ihn nur?

Der Benzingeruch betäubt ihn, seine Gedanken verwirren sich. Das macht die fensterlose Kammer, darum hat er solche Kopfschmerzen. Wenigstens die Tür müßte man aufmachen, jetzt, gleich. Wieder wälzt er sich auf die andere Seite, da

muß doch irgendwo die Tür sein. Er berührt mit dem Kopf einen Schuh. Wie kommen die Schuhe hier in die Kammer? Er hat doch nur ein Paar Schuhe und die hat er doch an.
„So, Sokol", sagt eine Stimme aus dem Dunkeln. „Gleich wird es so weit sein. Hörst du mich?"
Leutnant Sokol hört die Stimme, aber er versteht nicht, was man von ihm will. Die Stimme kennt er. Ist das der Barbesitzer?
Jemand setzt ihn mit einem Ruck auf, er gleitet aber kraftlos wieder in die liegende Stellung zurück.
„Was ist? Spielst du die Leiche? Das hast du gar nicht notwendig", sagt eine andere Stimme.
„Ich glaube, der ist nicht ganz bei sich. Macht nichts, das werden wir gleich haben. Gib die Flasche her!"
Der Mann nimmt Leutnant Sokol den stinkenden Lappen vom Mund weg und schlägt ihn damit einigemal über das Gesicht. Leutnant Sokol spürt die Schläge kaum, er atmet laut und gierig, aber er weiß noch immer nicht, wo er ist. Der Mann steckt ihm den Hals einer Flasche zwischen die Zähne.
„Trink nur, trink, das ist eine prima Medizin. Sechzigprozentiger Rum ist das, der bringt auch eine Leiche zum Tanzen. Hörst du mich jetzt?"
Der Rum rinnt dem Gefesselten wieder aus dem Mund zurück, erst nach einer Weile kann er schlucken.
„Sauf, sauf, Mensch, mindestens ein Drittel mußt du hinunter bringen, wegen der Sezierung deiner sterblichen Überreste, verstehst du? Betrunken auf der Straße herumgetorkelt, darum geriet er unter einen Wagen, wird in den Zeitungen stehen, oder nicht einmal das."
Plötzlich weiß Leutnant Sokol alles. Die Schneiderin hat ihn angerufen, Grüße aus der Myslikgasse, sie muß ihn heute noch unbedingt sprechen. Treffpunkt bei der Station der Elektrischen am Geiselgasteig um acht Uhr. Niemandem etwas sagen. Und dort hat man ihn gefangen. Warum hat er nur nicht Xena eine Nachricht gelassen, wohin er geht? Sie hat ihn doch gewarnt, gewarnt hat sie ihn dort in dem Gemüseladen. Aber die Schneiderin gehört doch zu seiner Gruppe, es war also keine Gefahr zu befürchten. Das Ganze muß nur ein Mißverständnis sein.

„Haben Sie zufällig ein Feuerzeug oder Streichhölzer?“ fragt er.
„Jawohl, mein Sohn, das ist das Losungswort, aber das Losungswort hilft dir nichts, du hast Emil Voják verraten, du Schwein!“
„Ich? Sind Sie wahnsinnig?“
„Du, nur du! Emil ist in der Bartholomäusgasse krepiert, weißt du es nicht? Das ist ein Mord, und auf einen Mord gibt es bei uns nur eine Strafe! Die Todesstrafe!“
„Aber das ist doch — —“
„Du selbst hast in deiner Gruppe die Todesstrafe für Verrat eingeführt, erinnerst du dich nicht mehr daran?“
„Ich habe aber niemanden verraten!“
„Und wer also, wer war es? Na? Kannst du nicht reden? Da, trink! Viel Zeit haben wir nicht.“
Emil Voják. Zu Emil Voják hat er Liba und ihre Mutter gebracht. Nur die beiden haben den Namen gekannt. Wer hat Emil verraten? Die Mutter? Möglich, man hat sie so lange gemartert, bis sie den Voják nannte. Aber nein, nein, die Mutter war es nicht. Liba war es, das fühlt er. Liba hat Voják verraten. Was würde es aber nützen, wenn er es den Männern hier sagen würde? Sie würden glauben, er will sich auf das Mädchen ausreden, er will die Schuld auf Liba Melanova abwälzen, deren Mutter im kommunistischen Kerker ist. Er schluckt den Rum und auf einmal fällt ihm ein, daß er das Geld für das Flaschenbier, das heute kommen sollte, bei sich in der Hosentasche hat. Man wird ihn für einen Dieb halten, man wird glauben, daß er mit dem Geld geflüchtet ist.
„Ich habe Geld bei mir. Ich möchte — —“
„Interessiert uns nicht. Wir sind nicht zu kaufen. Hast du noch etwas zu sagen?“
„Ja. Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter, daß ich Emil Voják nicht verraten habe.“
„Feige bist du also auch, wie alle Verräter. Na, wenn du nichts weiter mehr zu sagen hast, dann nicht. Oben wirst du dich mit dem heiligen Petrus weiter unterhalten können. Oder in der Hölle, was weiß ich. Los, steh auf!“
Die stinkende Binde macht ihn wieder stumm. Die Männer packen ihn an den Schultern und stellen ihn auf die Straße.

Links und rechts ist eine braungrüne Mauer aus Nadelbäumen. Im Wald sind sie also. Man hört Gesang, viele hohe Stimmen tönen von allen Seiten. Sie heben ihn hoch und tragen ihn. Der Wagen steht, die Reflektoren sind abgeschaltet, aber der Motor knurrt weiter. Sie legen ihn quer über die Straße hin, in den Staub.
„Mehr nach rechts!" kommandiert der Chauffeur gedämpft. Sie schleifen ihn einen Meter weiter. Graue Schleier hängen in der Luft, es ist der Staub.
„Richtig so! Weg jetzt!"
Die Männer stellen sich an den Rand der Straße. Der große, dunkle Wagen beginnt zu rollen.
Leutnant Sokol bäumt sich auf, sie wollen ihn überfahren, um Gottes willen! Wie ein Wurm wälzt er sich hin und her, durch den Staub sieht er die dunkle Masse wie in einem Nebel auf sich zukommen, immer näher und näher, das rechte Rad scheint seinen Kopf zu suchen. Das ist doch nicht möglich, das ist doch nur ein furchtbarer Traum!
„Xena —" will er rufen. „Xena!"
Das Rad des Wagens hüpft zitternd über das Hindernis, zögert einen Bruchteil der Sekunde, dann ist der Kopf zermalmt.
Die beiden Männer springen zu dem Sterbenden hin und lösen in rasender Eile die Stricke von seinen Händen und Füßen. Aus dem Mundlappen tropft Blut, der Mann wickelt ihn in eine Zeitung und steckt ihn in die Tasche.
Der Wagen fährt weiter. Auf der Straße liegt ein toter Mann und der Wind singt noch immer in den Bäumen. Der Tote liegt in dem vornehmen Viertel am Geiselgasteig, wo hinter den Bäumen die märchenhaften Villen der Filmstars versteckt sind. Der Wagen hat München überhaupt nicht verlassen, nur umhergefahren ist er.
So starb Milan Sokol. Betrunken auf der Straße überfahren und liegen gelassen. Das kommt vor, das kommt öfters vor.

* * *

Man weiß nicht — ist es Tag oder ist es Nacht. Alena möchte es auch nicht wissen. Ob Tag oder Nacht, das ist

doch jetzt ganz gleichgültig. Sie schaut die dunkelgrünen Fensterrollos an, ohne sie zu sehen. Sie sieht durch sie hindurch, dort draußen sind Blumen und Bäume, Himmel und Menschen. Freie Menschen, die gar nicht ahnen, daß hier, in diesem Haus — —

Der Instruktor geht auf und ab und spricht ununterbrochen. „Der tote Briefkasten“, erklärt er. „Der tote Briefkasten ist im Auslandsdienst eine Notwendigkeit. Der tote Briefkasten ersetzt die Verbindungsperson zwischen zwei Zellen oder Gruppen, der tote Briefkasten ist ein auswechselbares Glied einer Kette. Wird der tote Briefkasten entdeckt, wird dadurch die Kette abgerissen und der Feind verliert die weitere Spur. Den toten Briefkasten kann man zwar entdecken, aber nicht verhaften und nicht einsperren und nicht töten. Etwas, was schon tot ist, kann man nicht töten, darum die Bezeichnung der tote Briefkasten. Wiederholen Sie, was ich soeben sagte!“

Alena steht auf, wie in einer richtigen Schule, und beginnt: „Der tote Briefkasten ist — —“

BARÉNYI

DER TOTE BRIEF KASTEN

